derſelben Nacht anzugreifen. Siebentauſend waren von den Feinden auf dem Platze geblieben, über fünftauſend theils gefangen, theils verwundet. Ihre ganze Artillerie, ihr ganzes Lager war erobert, über hundert Fahnen und Standarten erbeutet. Von den Sachſen wurden zweitauſend, von den Schweden nicht über ſiebenhundert vermißt. Die Niederlage der Kaiſerlichen war ſo groß, daß Tilly auf ſeiner Flucht nach Halle und Halberſtadt nicht über ſechshundert Mann, Pappenheim nicht über vierzehnhundert zuſammen bringen konnte. So ſchnell war dieſes furchtbare Heer zergangen, welches noch kürzlich ganz Italien und Deutſchland in Schrecken geſetzt hatte.

Tilly ſelbſt dankte ſeine Rettung nur dem Ungefähr. Obgleich von vielen Wunden ermattet, wollte er ſich einem ſchwediſchen Rittmeiſter, der ihn einholte, nicht gefangen geben, und ſchon war dieſer im Begriff, ihn zu tödten, als ein Piſtolenſchuß ihn noch zu rechter Zeit zu Boden ſtreckte. Aber ſchrecklicher als Todesgefahr und Wunden war ihm der Schmerz, ſeinen Ruhm zu überleben und an einem einzigen Tage die Arbeit eines ganzen langen Lebens zu verlieren. Nichts waren jetzt alle ſeine vergangenen Siege, da ihm der einzige entging, der jenen allen erſt die Krone aufſetzen ſollte. Nichts blieb ihm übrig von ſeinen glänzenden Kriegsthaten, als die Flüche der Menſchheit, von denen ſie begleitet waren. Von dieſem Tage an gewann Tilly ſeine Heiterkeit nicht wieder, und das Glück kehrte nicht mehr zu ihm zurück. Selbſt ſeinen letzten Troſt, die Rache, entzog ihm das ausdrückliche Verbot ſeines Herrn, kein

Digitized by Google

entſcheidendes Treffen mehr zu wagen. — Drei Fehler ſind es vorzüglich, denen das Unglück dieſes Tages beigemeſſen wird: daß er ſein Geſchütz hinter die Armee auf die Hügel pflanzte, daß er ſich nachher von dieſen Hügeln entfernte und daß er den Feind ungehindert ſich in Schlachtordnung ſtellen ließ. Aber wie bald waren dieſe Fehler, ohne die kaltblütige Beſonnenheit, ohne das überlegene Genie ſeines Gegners verbeſſert — Tilly entfloh eilig von Halle nach Halberſtadt, wo er ſich kaum Zeit nahm, die Heilung von ſeinen Wunden abzuwarten, und gegen die Weſer eilte, ſich mit den kaiſerlichen Beſatzungen in Niederſachſen zu verſtärken.

Der Kurfürſt von Sachſen hatte nicht geſäumt, ſogleich nach überſtandener Gefahr im Lager des Königs zu erſcheinen. Der König dankte ihm, daß er zur Schlacht gerathen hätte, und Johann Georg, überraſcht von dieſem gütigen Empfang, verſprach ihm in der erſten Freude — die römiſche Königskrone. Gleich den folgenden Tag rückte Guſtav gegen Merſeburg, nachdem er es dem Kurfürſten überlaſſen hatte, Leipzig wieder zu erobern. Fünftauſend Kaiſerliche, welche ſich wieder zuſammengezogen hatten und ihm unterwegs in die Hände fielen, wurden theils niedergehauen, theils gefangen, und die meiſten von dieſen traten in ſeinen Dienſt. Merſeburg ergab ſich ſogleich; bald darauf wurde Halle erobert, wo ſich der Kurfürſt von Sachſen nach der Einnahme von Leipzig bei dem Könige einfand, um über den künftigen Operationsplan das Weitere zu berathſchlagen.

Erfochten war der Sieg, aber nur eine weiſe

Digitized by Google

Benutzung konnte ihn entſcheidend machen. Die kaiſerliche Armee war aufgerieben, Sachſen ſah keinen Feind mehr, und der flüchtige Tilly hatte ſich nach Braunſchweig gezogen. Ihn bis dahin zu verfolgen, hätte den Krieg in Niederſachſen erneuert, welches von den Drangſalen des vorhergehenden Krieges kaum erſtanden war. Es wurde alſo beſchloſſen, den Krieg in die feindlichen Lande zu wälzen, welche, unvertheidigt und offen bis nach Wien, den Sieger einluden. Man konnte zur Rechten in die Länder der katholiſchen Fürſten fallen, man konnte zur Linken in die kaiſerlichen Erbſtaaten dringen und den Kaiſer ſelbſt in ſeiner Reſidenz zittern machen. Beides wurde erwählt, und jetzt war die Frage, wie die Rollen vertheilt werden ſollten. Guſtav Adolph, an der Spitze einer ſiegenden Armee, hätte von Leipzig bis Prag, Wien und Preßburg wenig Widerſtand gefunden. Böhmen, Mähren, Oeſterreich, Ungarn waren von Vertheidigern entblößt, die unterdrückten Proteſtanten dieſer Länder nach einer Veränderung lüſtern; der Kaiſer ſelbſt nicht mehr ſicher in ſeiner Burg; in dem Schrecken des erſten Ueberfalls hätte Wien ſeine Thore geöffnet. Mit den Staaten, die er dem Feind entzog, vertrockneten dieſem auch die Quellen, aus denen der Krieg beſtritten werden ſollte, und bereitwillig hätte ſich Ferdinand zu einem Frieden verſtanden, der einen furchtbaren Feind aus dem Herzen ſeiner Staaten entfernte. Einem Eroberer hätte dieſer kühne Kriegsplan geſchmeichelt, und vielleicht auch ein glücklicher Erfolg ihn gerechtfertigt. Guſtav Adolph, eben ſo vorſichtig als kühn, und mehr Staatsmann als

Digitized by Google

Eroberer, verwarf ihn, weil er einen höheren Zweck zu verfolgen fand, weil er dem Glück und der Tapferkeit allein den Ausschlag nicht anvertrauen wollte.

Erwählte Gustav den Weg nach Böhmen, so mußte Franken und der Oberrhein dem Kurfürsten von Sachsen überlassen werden. Aber schon fing Tilly an, aus den Trümmern seiner geschlagenen Armee, aus den Besatzungen in Niedersachsen und den Verstärkungen, die ihm zugeführt wurden, ein neues Heer an der Weser zusammen zu ziehen, an dessen Spitze er wohl schwerlich lange säumen konnte, den Feind aufzusuchen. Einem so erfahrenen General durfte kein Arnheim entgegen gestellt werden, von dessen Fähigkeiten die Leipziger Schlacht ein sehr zweideutiges Zeugniß ablegte. Was halfen aber dem König noch so rasche und glänzende Fortschritte in Böhmen und Oesterreich, wenn Tilly in den Reichslanden wieder mächtig wurde, wenn er den Muth der Katholischen durch neue Siege belebte und die Bundesgenossen des Königs entwaffnete? Wozu diente es ihm, den Kaiser aus seinen Erbstaaten vertrieben zu haben, wenn Tilly eben diesem Kaiser Deutschland eroberte? Konnte er hoffen, den Kaiser mehr zu bedrängen, als vor zwölf Jahren der böhmische Aufruhr gethan hatte, der doch die Standhaftigkeit dieses Prinzen nicht erschütterte, der seine Hülfsquellen nicht erschöpfte, aus dem er nur desto furchtbarer erstand?

Weniger glänzend, aber weit gründlicher waren die Vortheile, welche er von einem persönlichen Einfall in die liguistischen Länder zu erwarten hatte. Entscheidend war hier seine gewaffnete Ankunft. Eben waren die

Digitized by Google

Fürſten, des Reſtitutionsedicts wegen, auf einem Reichstage zu Frankfurt verſammelt, wo Ferdinand alle Künſte ſeiner argliſtigen Politik in Bewegung ſetzte, die in Furcht geſetzten Proteſtanten zu einem ſchnellen und nachtheiligen Vergleich zu bereden. Nur die Annäherung ihres Beſchützers konnte ſie zu einem ſtandhaften Widerſtand ermuntern und die Anſchläge des Kaiſers zernichten. Guſtav Adolph konnte hoffen, alle dieſe mißvergnügten Fürſten durch ſeine ſiegreiche Gegenwart zu vereinigen, die übrigen durch das Schrecken ſeiner Waffen von dem Kaiſer zu trennen. Hier, im Mittelpunkte Deutſchlands, zerſchnitt er die Nerven der kaiſerlichen Macht, die ſich ohne den Beiſtand der Ligue nicht behaupten konnte. Hier konnte er Frankreich, einen zweideutigen Bundesgenoſſen, in der Nähe bewachen; und wenn ihm zu Erreichung eines geheimen Wunſches die Freundſchaft der katholiſchen Kurfürſten wichtig war, ſo mußte er ſich vor allen Dingen zum Herrn ihres Schickſals machen, um durch eine großmüthige Schonung ſich einen Anſpruch auf ihre Dankbarkeit zu erwerben.

Er erwählte alſo für ſich ſelbſt den Weg nach Franken und dem Rhein und überließ dem Kurfürſten von Sachſen die Eroberung Böhmens.

Digitized by Google

Zweiter Theil.

Digitized by Google

Digitized by Google

Drittes Buch.

Die glorreiche Schlacht Gustav Adolphs bei Leipzig hatte in dem ganzen nachfolgenden Betragen dieses Monarchen, so wie in der Denkart seiner Feinde und Freunde, eine große Veränderung bewirkt. Er hatte sich jetzt mit dem größten Heerführer seiner Zeit gemessen, er hatte die Kraft seiner Taktik und den Muth seiner Schweden an dem Kern der kaiserlichen Truppen, den geübtesten Europens, versucht und in diesem Wettkampf überwunden. Von diesem Augenblicke an schöpfte er eine feste Zuversicht zu sich selbst, und Zuversicht ist die Mutter großer Thaten. Man bemerkt fortan in allen Kriegsunternehmungen des schwedischen Königs einen kühnern und sicherern Schritt, mehr Entschlossenheit auch in den mißlichsten Lagen, eine stolzere Sprache gegen seine Feinde, mehr Selbstgefühl gegen seine Bundesgenossen, und in seiner Milde selbst mehr die Herablassung des Gebieters. Seinem natürlichen Muth kam der andächtige Schwung seiner Einbildung zu Hülfe; gern verwechselte er seine Sache mit der Sache des Himmels, erblickte in Tilly's Niederlage ein entscheidendes Urtheil Gottes zum Nachtheil seiner Gegner, in sich selbst aber ein Werkzeug

Digitized by Google

der göttlichen Rache. Seine Krone, seinen vaterländiſchen Boden weit hinter ſich, drang er jetzt auf den Flügeln des Siegs in das Innere von Deutſchland, das ſeit Jahrhunderten keinen auswärtigen Eroberer in ſeinem Schooße geſehen hatte. Der kriegeriſche Muth ſeiner Bewohner, die Wachſamkeit ſeiner zahlreichen Fürſten, der künſtliche Zuſammenhang ſeiner Staaten, die Menge ſeiner feſten Schlöſſer, der Lauf ſeiner vielen Ströme hatten ſchon ſeit undenklichen Zeiten die Länderſucht der Nachbarn in Schranken gehalten; und ſo oft es auch an den Gränzen dieſes weitläufigen Staatskörpers geſtürmt hatte, ſo war doch ſein Inneres von jedem fremden Einbruch verſchont geblieben. Von jeher genoß dieſes Reich das zweideutige Vorrecht, nur ſein eigener Feind zu ſeyn und von außen unüberwunden zu bleiben. Auch jetzt war es bloß die Uneinigkeit ſeiner Glieder und ein unduldſamer Glaubenseifer, was dem ſchwediſchen Eroberer die Brücke in ſeine innerſten Staaten baute. Aufgelöst war längſt ſchon das Band unter den Ständen, wodurch allein das Reich unbezwinglich war, und von Deutſchland ſelbſt entlehnte Guſtav Adolph die Kräfte, womit er Deutſchland ſich unterwürfig machte. Mit ſo viel Klugheit als Muth benutzte er, was ihm die Gunſt des Augenblicks darbot, und gleich geſchickt im Cabinet, wie im Felde, zerriß er die Fallſtricke einer hinterliſtigen Staatskunſt, wie er die Mauern der Städte mit dem Donner ſeines Geſchützes zu Boden ſtürzte. Unaufgehalten verfolgte er ſeine Siege von einer Gränze Deutſchlands zur andern, ohne den Ariadniſchen Faden zu verlieren, der ihn ſicher zurückleiten konnte, und an

Digitized by Google

den Ufern des Rheins, wie an der Mündung des Lechs hörte er niemals auf, ſeinen Erbländern nahe zu bleiben.

Die Beſtürzung des Kaiſers und der katholiſchen Ligue über die Niederlage des Tilly bei Leipzig konnte kaum größer ſeyn, als das Erſtaunen und die Verlegenheit der ſchwediſchen Bundesgenoſſen über das unerwartete Glück des Königs. Es war größer, als man berechnet, größer als man gewünſcht hatte. Vernichtet war auf einmal das furchtbare Heer, das ſeine Fortſchritte gehemmt, ſeinem Ehrgeiz Schranken geſetzt, ihn von ihrem guten Willen abhängig gemacht hatte. Einzig, ohne Nebenbuhler, ohne einen ihm gewachſenen Gegner, ſtand er jetzt da in der Mitte von Deutſchland; nichts konnte ſeinen Lauf aufhalten, nichts ſeine Anmaßungen beſchränken, wenn die Trunkenheit des Glücks ihn zum Mißbrauch verſuchen ſollte. Hatte man anfangs vor der Uebermacht des Kaiſers gezittert, ſo war jetzt nicht viel weniger Grund vorhanden, von dem Ungeſtüm eines fremden Eroberers Alles für die Reichsverfaſſung, von dem Religionseifer eines proteſtantiſchen Königs Alles für die katholiſche Kirche Deutſchlands zu fürchten. Das Mißtrauen und die Eiferſucht einiger von den verbundenen Mächten, durch die größere Furcht vor dem Kaiſer auf eine Zeit lang eingeſchläfert, erwachte bald wieder, und kaum hatte Guſtav Adolph durch ſeinen Muth und ſein Glück ihr Vertrauen gerechtfertigt, ſo wurde von ferne ſchon an dem Umſturz ſeiner Entwürfe gearbeitet. In beſtändigem Kampfe mit der Hinterliſt der Feinde und dem Mißtrauen ſeiner eigenen Bundesverwandten mußte er ſeine Siege

erringen; aber ſein entſchloſſener Muth, ſeine tiefdringende Klugheit machte ſich durch alle dieſe Hinderniſſe Bahn. Indem der glückliche Erfolg ſeiner Waffen ſeine mächtigern Alliirten, Frankreich und Sachſen, beſorglich machte, belebte er den Muth der Schwächern, die ſich jetzt erſt erdreiſteten, mit ihren wahren Geſinnungen an das Licht zu treten und öffentlich ſeine Partei zu ergreifen. Sie, welche weder mit Guſtav Adolphs Größe wetteifern, noch durch ſeine Ehrbegier leiden konnten, erwarteten deſto mehr von der Großmuth dieſes mächtigen Freundes, der ſie mit dem Raub ihrer Feinde bereicherte und gegen die Unterdrückung der Mächtigen in Schutz nahm. Seine Stärke verbarg ihre Unmacht, und unbedeutend für ſich ſelbſt, erlangten ſie ein Gewicht durch ihre Vereinigung mit dem ſchwediſchen Helden. Dies war der Fall mit den meiſten Reichsſtädten und überhaupt mit den ſchwächern proteſtantiſchen Ständen. Sie waren es, die den König in das Innere von Deutſchland führten und die ihm den Rücken deckten, die ſeine Heere verſorgten, ſeine Truppen in ihre Feſtungen aufnahmen, in ſeinen Schlachten ihr Blut für ihn verſpritzten. Seine ſtaatskluge Schonung des deutſchen Stolzes, ſein leutſeliges Betragen, einige glänzende Handlungen der Gerechtigkeit, ſeine Achtung für die Geſetze, waren eben ſo viele Feſſeln, die er dem beſorglichen Geiſte der deutſchen Proteſtanten anlegte, und die ſchreienden Barbareien der Kaiſerlichen, der Spanier und der Lothringer wirkten kräftig mit, ſeine und ſeiner Truppen Mäßigung in das günſtigſte Licht zu ſetzen.

Wenn Guſtav Adolph ſeinem eigenen Genie das

Meiſte zu danken hatte, ſo darf man doch nicht in Abrede ſeyn, daß das Glück und die Lage der Umſtände ihn nicht wenig begünſtigten. Er hatte zwei große Vortheile auf ſeiner Seite, die ihm ein entſcheidendes Uebergewicht über den Feind verſchafften. Indem er den Schauplatz des Kriegs in die liguiſtiſchen Länder verſetzte, die junge Mannſchaft derſelben an ſich zog, ſich mit Beute bereicherte und über die Einkünfte der geflüchteten Fürſten als über ſein Eigenthum ſchaltete, entzog er dem Feinde alle Hülfsmittel, ihm mit Nachdruck zu widerſtehen, und ſich ſelbſt machte er es dadurch möglich, einen koſtbaren Krieg mit wenigem Aufwand zu unterhalten. Wenn ferner ſeine Gegner, die Fürſten der Ligue, unter ſich ſelbſt getheilt, von ganz verſchiedenem, oft ſtreitendem Intereſſe geleitet, ohne Einſtimmigkeit und eben darum auch ohne Nachdruck handelten; wenn es ihren Feldherren an Vollmacht, ihren Truppen an Gehorſam, ihren zerſtreuten Heeren an Zuſammenhang fehlte; wenn der Heerführer von dem Geſetzgeber und Staatsmann getrennt war: ſo war hingegen in Guſtav Adolph Beides vereinigt, er die einzige Quelle, aus welcher alle Autorität floß, das einzige Ziel, auf welches der handelnde Krieger die Augen richtete, er allein die Seele ſeiner ganzen Partei, der Schöpfer des Kriegsplans und zugleich der Vollſtrecker deſſelben. In ihm erhielt alſo die Sache der Proteſtanten eine Einheit und Harmonie, welche durchaus der Gegenpartei mangelte. Kein Wunder, daß, von ſolchen Vortheilen begünſtigt, an der Spitze einer ſolchen Armee, mit einem ſolchen Genie begabt, ſie zu gebrauchen, und von einer ſolchen

politiſchen Klugheit geleitet, Guſtav Adolph unwiderſtehlich war.

In der einen Hand das Schwert, in der andern die Gnade, ſieht man ihn jetzt Deutſchland von einem Ende zum andern als Eroberer, Geſetzgeber und Richter durchſchreiten, in nicht viel mehr Zeit durchſchreiten, als ein Anderer gebraucht hätte, es auf einer Luſtreiſe zu beſehen; gleich dem gebornen Landesherrn werden ihm von Städten und Feſtungen die Schlüſſel entgegen getragen. Kein Schloß iſt ihm unerſteiglich, kein Strom hemmt ſeine ſiegreiche Bahn, oft ſiegt er ſchon durch ſeinen gefürchteten Namen. Längs dem ganzen Mainſtrom ſieht man die ſchwediſchen Fahnen aufgepflanzt, die untere Pfalz iſt frei, die Spanier und Lothringer ſind über den Rhein und die Moſel gewichen. Ueber die kurmainziſchen, würzburgiſchen und bambergiſchen Lande haben ſich Schweden und Heſſen wie eine reißende Flut ergoſſen, und drei flüchtige Biſchöfe büßen, ferne von ihren Sitzen, ihre unglückliche Ergebenheit gegen den Kaiſer. Die Reihe trifft endlich auch den Anführer der Ligue, Maximilian, auf ſeinem eigenen Boden das Elend zu erfahren, das er Andern bereitet hatte. Weder das abſchreckende Schickſal ſeiner Bundesgenoſſen, noch die gütlichen Anerbietungen Guſtavs, der mitten im Laufe ſeiner Eroberungen die Hände zum Frieden bot, hatten die Hartnäckigkeit dieſes Prinzen beſiegen können. Ueber den Leichnam des Tilly, der ſich wie ein bewachender Cherub vor den Eingang derſelben ſtellt, wälzt ſich der Krieg in die bayeriſchen Lande. Gleich den Ufern des Rheins, wimmeln jetzt die Ufer des Lechs und

der Donau von ſchwediſchen Kriegern; in ſeine feſten Schlöſſer verkrochen, überläßt der geſchlagene Kurfürſt ſeine entblößten Staaten dem Feinde, den die geſegneten, von keinem Krieg noch verheerten Fluren zum Raube, und die Religionswuth des bayeriſchen Landmanns zu gleichen Gewaltthaten einladen. München ſelbſt öffnet ſeine Thore dem unüberwindlichen König, und der flüchtige Pfalzgraf Friedrich der Fünfte tröſtet ſich einige Augenblicke in der verlaſſenen Reſidenz ſeines Nebenbuhlers über den Verluſt ſeiner Länder.

Indem Guſtav Adolph in den ſüdlichen Gränzen des Reichs ſeine Eroberungen ausbreitet und mit unaufhaltſamer Gewalt jeden Feind vor ſich niederwirft, werden von ſeinen Bundesgenoſſen und Feldherren ähnliche Triumphe in den übrigen Provinzen erfochten. Niederſachſen entzieht ſich dem kaiſerlichen Joche; die Feinde verlaſſen Mecklenburg; von allen Ufern der Weſer und Elbe weichen die öſterreichiſchen Garniſonen. In Weſtphalen und am obern Rhein macht ſich Landgraf Wilhelm von Heſſen, in Thüringen die Herzoge von Weimar, in Kur-Trier die Franzoſen furchtbar; oſtwärts wird beinahe das ganze Königreich Böhmen von den Sachſen bezwungen. Schon rüſten ſich die Türken zu einem Angriff auf Ungarn, und in dem Mittelpunkt der öſterreichiſchen Lande will ſich ein gefährlicher Aufruhr entzünden. Troſtlos blickt Kaiſer Ferdinand an allen Höfen Europens umher, ſich gegen ſo zahlreiche Feinde durch fremden Beiſtand zu ſtärken. Umſonſt ruft er die Waffen der Spanier herbei, welche die niederländiſche Tapferkeit jenſeits des

Rheins beſchäftiget; umſonſt ſtrebt er, den römiſchen Hof und die ganze katholiſche Kirche zu ſeiner Rettung aufzubieten. Der beleidigte Papſt ſpottet mit gepräng-vollen Proceſſionen und eitlen Anathemen der Verlegenheit Ferdinands, und ſtatt des geforderten Geldes zeigt man ihm Mantua's verwüſtete Fluren.

Von allen Enden ſeiner weitläufigen Monarchie umfangen ihn feindliche Waffen; mit den voran liegenden liguiſtiſchen Staaten, welche der Feind überſchwemmt hat, ſind alle Bruſtwehren eingeſtürzt, hinter welchen ſich die öſterreichiſche Macht ſo lange Zeit ſicher wußte, und das Kriegsfeuer lodert ſchon nahe an den unvertheidigten Gränzen. Entwaffnet ſind ſeine eifrigſten Bundesgenoſſen; Maximilian von Bayern, ſeine mächtigſte Stütze, kaum noch fähig, ſich ſelbſt zu vertheidigen. Seine Armeen, durch Deſertion und wiederholte Niederlagen geſchmolzen und durch ein langes Mißgeſchick muthlos, haben unter geſchlagenen Generalen jenes kriegeriſche Ungeſtüm verlernt, das, eine Frucht des Siegs, im voraus den Sieg verſichert. Die Gefahr iſt die höchſte; nur ein außerordentliches Mittel kann die kaiſerliche Macht aus ihrer tiefen Erniedrigung reißen. Das dringendſte Bedürfniß iſt ein Feldherr, und den Einzigen, von dem die Wiederherſtellung des vorigen Ruhms zu erwarten ſteht, hat die Kabale des Neides von der Spitze der Armee hinweggeriſſen. So tief ſank der ſo furchtbare Kaiſer herab, daß er mit ſeinem beleidigten Diener und Unterthan beſchämende Verträge errichten, und dem hochmüthigen Friedland eine Gewalt, die er ihm ſchimpflich raubte, ſchimpflicher jetzt aufdringen muß. Ein neuer Geiſt

fängt jetzt an, den halb erſtorbenen Körper der öſterreichiſchen Macht zu beſeelen, und die ſchnelle Umwandlung der Dinge verräth die feſte Hand, die ſie leitet. Dem unumſchränkten König von Schweden ſteht jetzt ein gleich unumſchränkter Feldherr gegenüber, ein ſiegreicher Held dem ſiegreichen Helden. Beide Kräfte ringen wieder in zweifelhaftem Streit, und der Preis des Krieges, zur Hälfte ſchon von Guſtav Adolph erfochten, wird einem neuen und ſchwereren Kampfe unterworfen. Im Angeſicht Nürnbergs lagern ſich zwei Gewitter tragende Wolken, beide kämpfende Armeen drohend gegen einander; beide ſich mit fürchtender Achtung betrachtend, beide nach dem Augenblicke dürſtend, beide vor dem Augenblick zagend, der ſie im Sturme mit einander vermengen wird. Europens Augen heften ſich mit Furcht und Neugier auf dieſen wichtigen Schauplatz, und das geängſtigte Nürnberg erwartet ſchon, einer noch entſcheidendern Feldſchlacht, als ſie bei Leipzig geliefert ward, den Namen zu geben. Auf einmal bricht ſich das Gewölke, das Kriegsgewitter verſchwindet aus Franken, um ſich in Sachſens Ebenen zu entladen. Ohnweit Lützen fällt der Donner nieder, der Nürnberg bedrohte, und die ſchon halb verlorne Schlacht wird durch den königlichen Leichnam gewonnen. Das Glück, das ihn auf ſeinem ganzen Laufe nie verlaſſen hatte, begnadigt den König auch im Tode noch mit der ſeltenen Gunſt, in der Fülle ſeines Ruhms und in der Reinigkeit ſeines Namens zu ſterben. Durch einen zeitigen Tod flüchtete ihn ſein ſchützender Genius vor dem unvermeidlichen Schickſal der Menſchheit, auf der Höhe des Glücks die

Beſcheidenheit, in der Fülle der Macht die Gerechtigkeit zu verlernen. Es iſt uns erlaubt, zu zweifeln, ob er bei längerem Leben die Thränen verdient hätte, welche Deutſchland an ſeinem Grabe weinte, die Bewunderung verdient hätte, welche die Nachwelt dem erſten und einzigen gerechten Eroberer zollt. Bei dem frühen Fall ihres großen Führers fürchtet man den Untergang der ganzen Partei — aber der weltregierenden Macht iſt kein einzelner Mann unerſetzlich. Zwei große Staatsmänner, Axel Oxenſtierna in Deutſchland und in Frankreich Richelieu, übernehmen das Steuer des Krieges, das dem ſterbenden Helden entfällt; über ihn hinweg wandelt das unempfindliche Schickſal, und noch ſechzehn volle Jahre lodert die Kriegsflamme über dem Staube des längſt Vergeſſenen.

Man erlaube mir, in einer kurzen Ueberſicht den ſiegreichen Marſch Guſtav Adolphs zu verfolgen, den ganzen Schauplatz, auf welchem er allein handelnder Held iſt, mit ſchnellen Blicken zu durcheilen, und dann erſt, wenn, durch das Glück der Schweden aufs Aeußerſte gebracht und durch eine Reihe von Unglücksfällen gebeugt, Oeſterreich von der Höhe ſeines Stolzes zu erniedrigenden und verzweifelten Hülfsmitteln herab ſteigt, den Faden der Geſchichte zu dem Kaiſer zurück zu führen.

Nicht ſobald ward der Kriegsplan zwiſchen dem König von Schweden und dem Kurfürſten von Sachſen zu Halle entworfen, und für den letztern der Angriff auf Böhmen, für Guſtav Adolph der Einfall in die liguiſtiſchen Länder beſtimmt, nicht ſobald die Allianzen mit den benachbarten Fürſten von Weimar

und von Anhalt geſchloſſen und zu Wiedereroberung des Magdeburgiſchen Stiftes die Vorkehrungen gemacht, als ſich der König zu ſeinem Einmarſch in das Reich in Bewegung ſetzte. Keinem verächtlichen Feinde ging er jetzt entgegen. Der Kaiſer war noch mächtig im Reich; durch ganz Franken, Schwaben und die Pfalz waren kaiſerliche Beſatzungen ausgebreitet, denen jeder bedeutende Ort erſt mit dem Schwert in der Hand entriſſen werden mußte. Am Rhein erwarteten ihn die Spanier, welche alle Lande des vertriebenen Pfalzgrafen überſchwemmt hatten, alle feſten Plätze beſetzt hielten, ihm jeden Uebergang über dieſen Strom ſtreitig machten. Hinter ſeinem Rücken war Tilly, der ſchon neue Kräfte ſammelte; bald ſollte auch ein lothringiſches Hülfsheer zu deſſen Fahnen ſtoßen. In der Bruſt jedes Papiſten ſetzte ſich ihm ein erbitterter Feind, Religionshaß, entgegen; und doch ließen ihn ſeine Verhältniſſe mit Frankreich nur mit halber Freiheit gegen die Katholiſchen handeln. Guſtav Adolph überſah alle dieſe Hinderniſſe, aber auch die Mittel ſie zu beſiegen. Die kaiſerliche Kriegsmacht lag in Beſatzungen zerſtreut, und er hatte den Vortheil, ſie mit vereinigter Macht anzugreifen. War ihm der Religionsfanatismus der Römiſchkatholiſchen und die Furcht der kleinern Reichsſtände vor dem Kaiſer entgegen, ſo konnte er von der Freundſchaft der Proteſtanten und von ihrem Haß gegen die öſterreichiſche Unterdrückung thätigen Beiſtand erwarten. Die Ausſchweifungen der kaiſerlichen und ſpaniſchen Truppen hatten ihm in dieſen Gegenden nachdrücklich vorgearbeitet; längſt ſchon ſchmachteten der mißhandelte Landmann und Bürger

nach einem Befreier, und Manchem ſchien es ſchon Erleichterung, das Joch umzutauſchen. Einige Agenten waren bereits vorangeſchickt worden, die wichtigern Reichsſtädte, vorzüglich Nürnberg und Frankfurt, auf ſchwediſche Seite zu neigen. Erfurt war der erſte Platz, an deſſen Beſitze dem König gelegen war und den er nicht unbeſetzt hinter dem Rücken laſſen durfte. Ein gütlicher Vertrag mit der proteſtantiſch geſinnten Bürgerſchaft öffnete ihm ohne Schwertſtreich die Thore der Stadt und der Feſtung. Hier, wie in jedem wichtigen Platze, der nachher in ſeine Hände fiel, ließ er ſich von den Einwohnern Treue ſchwören und verſicherte ſich derſelben durch eine hinlängliche Beſatzung. Seinem Alliirten, dem Herzog Wilhelm von Weimar, wurde das Commando eines Heeres übergeben, das in Thüringen geworben werden ſollte. Der Stadt Erfurt wollte er auch ſeine Gemahlin anvertrauen und verſprach, ihre Freiheiten zu vermehren. In zwei Colonnen durchzog nun die ſchwediſche Armee über Gotha und Arnſtadt den Thüringer Wald, entriß im Vorübergehen die Grafſchaft Henneberg den Händen der Kaiſerlichen und vereinigte ſich am dritten Tage vor Königshofen, an der Gränze von Franken.

Franz, Biſchof von Würzburg, der erbittertſte Feind der Proteſtanten und das eifrigſte Mitglied der katholiſchen Ligue, war auch der Erſte, der die ſchwere Hand Guſtav Adolphs fühlte. Einige Drohworte waren genug, ſeine Gränzfeſtung Königshofen, und mit ihr den Schlüſſel zu der ganzen Provinz, den Schweden in die Hände zu liefern. Beſtürzung ergriff auf die Nachricht dieſer ſchnellen Eroberung alle katho-

lischen Stände des Kreises; die Bischöfe von Würzburg und Bamberg zagten in ihrer Burg. Schon sahen sie ihre Stühle wanken, ihre Kirchen entweiht, ihre Religion im Staube. Die Bosheit seiner Feinde hatte von dem Verfolgungsgeist und der Kriegsmanier des schwedischen Königs und seiner Truppen die schrecklichsten Schilderungen verbreitet, welche zu widerlegen weder die wiederholtesten Versicherungen des Königs, noch die glänzendsten Beispiele der Menschlichkeit und Duldung nie ganz vermögend gewesen sind. Man fürchtete, von einem Andern zu leiden, was man in ähnlichem Fall selbst auszuüben sich bewußt war. Viele der reichsten Katholiken eilten schon jetzt, ihre Güter, ihre Gewissen und Personen vor dem blutdürstigen Fanatismus der Schweden in Sicherheit zu bringen. Der Bischof selbst gab seinen Unterthanen das Beispiel. Mitten in dem Feuerbrande, den sein bigotter Eifer entzündet hatte, ließ er seine Länder im Stich und flüchtete nach Paris, um wo möglich das französische Ministerum gegen den gemeinschaftlichen Religionsfeind zu empören.

Die Fortschritte, welche Gustav Adolph unterdessen in dem Hochstifte machte, waren ganz dem glücklichen Anfange gleich. Von der kaiserlichen Besatzung verlassen, ergab sich ihm Schweinfurt und bald darauf Würzburg; der Marienberg mußte mit Sturm erobert werden. In diesem unüberwindlich geglaubten Ort hatte man einen großen Vorrath von Lebensmitteln und Kriegsmunition geflüchtet, welches alles dem Feind in die Hände fiel. Ein sehr angenehmer Fund war für den König die Bücherſammlung der Jesuiten, die er nach Upsala bringen ließ, ein noch weit

angenehmerer für seine Soldaten der reichlich gefüllte Weinkeller des Prälaten. Seine Schätze hatte der Bischof noch zu rechter Zeit geflüchtet. Dem Beispiele der Hauptstadt folgte bald das ganze Bisthum; Alles unterwarf sich den Schweden. Der König ließ sich von allen Unterthanen des Bischofs die Huldigung leisten, und stellte wegen Abwesenheit des rechtmäßigen Regenten eine Landesregierung auf, welche zur Hälfte mit Protestanten besetzt wurde. An jedem katholischen Orte, den Gustav Adolph unter seine Botmäßigkeit brachte, schloß er der protestantischen Religion die Kirchen auf, doch ohne den Papisten den Druck zu vergelten, unter welchem sie seine Glaubensbrüder so lange gehalten hatten. Nur an denen, die sich ihm mit dem Degen in der Hand widersetzten, wurde das schreckliche Recht des Kriegs ausgeübt; für einzelne Gräuelthaten, welche sich eine gesetzlose Soldateska in der blinden Wuth des ersten Angriffs erlaubt, kann man den menschenfreundlichen Führer nicht verantwortlich machen. Dem Friedfertigen und Wehrlosen widerfuhr eine gnädige Behandlung. Es war Gustav Adolphs heiligstes Gesetz, das Blut der Feinde, wie der Seinigen, zu sparen.

Gleich auf die erste Nachricht des schwedischen Einbruchs hatte der Bischof von Würzburg, unangesehen der Traktaten, die er, um Zeit zu gewinnen, mit dem König von Schweden anknüpfte, den Feldherrn der Ligue flehentlich aufgefordert, dem bedrängten Hochstift zu Hülfe zu eilen. Dieser geschlagene General hatte unterdessen die Trümmer seiner zerstreuten Armee an der Weser zusammengezogen, durch die kaiserlichen Garnisonen in Nieder-

ſachſen verſtärkt und ſich in Heſſen mit ſeinen beiden Untergeneralen Altringer und Fugger vereinigt. An der Spitze dieſer anſehnlichen Kriegsmacht brannte Graf Tilly vor Ungeduld, die Schande ſeiner erſten Niederlage durch einen glänzenden Sieg wieder auszulöſchen. In ſeinem Lager bei Fulda, wohin er mit dem Heere gerückt war, harrte er ſehnſuchtsvoll auf Erlaubniß von dem Herzog von Bayern, mit Guſtav Adolph zu ſchlagen. Aber die Ligue hatte außer der Armee des Tilly keine zweite mehr zu verlieren, und Maximilian war viel zu behutſam, das ganze Schickſal ſeiner Partei auf den Glückswurf eines neuen Treffens zu ſetzen. Mit Thränen in den Augen empfing Tilly die Befehle ſeines Herrn, welche ihn zur Unthätigkeit zwangen. So wurde der Marſch dieſes Generals nach Franken verzögert, und Guſtav Adolph gewann Zeit, das ganze Hochſtift zu überſchwemmen. Umſonſt, daß ſich Tilly nachher zu Aſchaffenburg durch zwölftauſend Lothringer verſtärkte und mit einer überlegenen Macht zum Entſatze der Stadt Würzburg herbei eilte. Stadt und Citadelle waren bereits in der Schweden Gewalt, und Maximilian von Bayern wurde, vielleicht nicht ganz unverdienter Weiſe, durch die allgemeine Stimme beſchuldigt, den Ruin des Hochſtifts durch ſeine Bedenklichkeiten beſchleunigt zu haben. Gezwungen, eine Schlacht zu vermeiden, begnügte ſich Tilly, den Feind am fernern Vorrücken zu verhindern; aber nur ſehr wenig Plätze konnte er dem Ungeſtüm der Schweden entreißen. Nach einem vergeblichen Verſuch, eine Truppenverſtärkung in die von den Kaiſerlichen ſchwach beſetzte Stadt Hanau zu werfen,

deren Beſitz dem König einen zu großen Vortheil gab, ging er bei Seligenſtadt über den Main und richtete ſeinen Lauf nach der Bergſtraße, um die pfälziſchen Lande gegen den Andrang des Siegers zu ſchützen.

Graf Tilly war nicht der einzige Feind, den Guſtav Adolph in Franken auf ſeinem Wege fand und vor ſich her trieb. Auch Herzog Karl von Lothringen, durch den Unbeſtand ſeines Charakters, ſeine eiteln Entwürfe und ſein ſchlechtes Glück in den Jahrbüchern des damaligen Europens berüchtigt, hatte ſeinen kleinen Arm gegen den ſchwediſchen Helden aufgehoben, um ſich bei Kaiſer Ferdinand dem Zweiten den Kurhut zu verdienen. Taub gegen die Vorſchriften einer vernünftigen Staatskunſt, folgte er bloß den Eingebungen einer ſtürmiſchen Ehrbegierde, reizte durch Unterſtützung des Kaiſers Frankreich, ſeinen furchtbaren Nachbar, und entblößte, um auf fernem Boden ein ſchimmerndes Phantom, das ihn doch immer floh, zu verfolgen, ſeine Erblande, welche ein franzöſiſches Kriegsheer gleich einer reißenden Flut überſchwemmte. Gern gönnte man ihm in Oeſterreich die Ehre, ſich, gleich den übrigen Fürſten der Ligue, für das Wohl des Erzhauſes zu Grunde zu richten. Von eiteln Hoffnungen trunken, brachte dieſer Prinz ein Heer von ſiebzehntauſend Mann zuſammen, das er in eigener Perſon gegen die Schweden ins Feld führen wollte. Wenn es gleich dieſen Truppen an Mannszucht und Tapferkeit gebrach, ſo reizten ſie doch durch einen glänzenden Aufputz die Augen; und ſo ſehr ſie im Angeſicht des Feindes ihre Bravour verbargen, ſo freigebig ließen ſie ſolche an dem wehrloſen Bürger

und Landmann aus, zu deren Vertheidigung ſie gerufen waren. Gegen den kühnen Muth und die furchtbare Disciplin der Schweden konnte dieſe zierlich geputzte Armee nicht lange Stand halten. Ein paniſcher Schrecken ergriff ſie, als die ſchwediſche Reiterei gegen ſie anſprengte, und mit leichter Mühe waren ſie aus ihren Quartieren im Würzburgiſchen verſcheucht. Das Unglück einiger Regimenter verurſachte ein allgemeines Ausreißen unter den Truppen, und der ſchwache Ueberreſt eilte, ſich in einigen Städten jenſeits des Rheins vor der nordiſchen Tapferkeit zu verbergen. Ein Spott der Deutſchen und mit Schande bedeckt, ſprengte ihr Anführer über Straßburg nach Hauſe, mehr als zu glücklich, den Zorn ſeines Ueberwinders, der ihn vorher aus dem Felde ſchlug, und dann erſt wegen ſeiner Feindſeligkeiten zur Rechenſchaft ſetzte, durch einen demüthigen Entſchuldigungsbrief zu beſänftigen. Ein Bauer aus einem rheiniſchen Dorfe, ſagt man, erdreiſtete ſich, dem Pferde des Herzogs, als er auf ſeiner Flucht vorbeigeritten kam, einen Schlag zu verſetzen. „Friſch zu, Herr," ſagte der Bauer, „Ihr müßt ſchneller laufen, wenn Ihr vor dem großen Schweden-König ausreißt."

Das unglückliche Beiſpiel ſeines Nachbars hatte dem Biſchof von Bamberg klügere Maßregeln eingegeben. Um die Plünderung ſeiner Lande zu verhüten, kam er dem König mit Anerbietungen des Friedens entgegen, welche aber bloß dazu dienen ſollten, den Lauf ſeiner Waffen ſo lange, bis Hülfe herbei käme, zu verzögern. Guſtav Adolph, ſelbſt viel zu redlich, um bei einem Andern Argliſt zu befürchten, nahm

bereitwillig die Erbietungen des Biſchofs an, und nannte ſchon die Bedingungen, unter welchen er das Hochſtift mit jeder feindlichen Behandlung verſchonen wollte. Er zeigte ſich um ſo mehr dazu geneigt, da ohnehin ſeine Abſicht nicht war, mit Bambergs Eroberung die Zeit zu verlieren und ſeine übrigen Entwürfe ihn nach den Rheinländern riefen. Die Eilfertigkeit, mit der er die Ausführung dieſer Entwürfe verfolgte, brachte ihn um die Geldſummen, welche er durch ein längeres Verweilen in Franken dem ohnmächtigen Biſchof leicht hätte abängſtigen können; denn dieſer ſchlaue Prälat ließ die Unterhandlung fallen, ſobald ſich das Kriegsgewitter von ſeinen Gränzen entfernte. Kaum hatte ihm Guſtav Adolph den Rücken zugewendet, ſo warf er ſich dem Grafen Tilly in die Arme, und nahm die Truppen des Kaiſers in die nämlichen Städte und Feſtungen auf, welche er kurz zuvor dem Könige zu öffnen ſich bereitwillig gezeigt hatte. Aber er hatte den Ruin ſeines Bisthums durch dieſen Kunſtgriff nur auf kurze Zeit verzögert; ein ſchwediſcher Feldherr, der in Franken zurückgelaſſen ward, übernahm es, den Biſchof dieſer Treuloſigkeit wegen zu züchtigen, und das Bisthum wurde eben dadurch zu einem unglücklichen Schauplatz des Kriegs, welchen Freund und Feind auf gleiche Weiſe verwüſteten.

Die Flucht der Kaiſerlichen, deren drohende Gegenwart den Entſchließungen der fränkiſchen Stände bisher Zwang angethan hatte, und das menſchenfreundliche Betragen des Königs machten den Adel ſowohl als den Bürgern dieſes Kreiſes Muth, ſich den Schweden

günſtig zu bezeigen. Nürnberg übergab ſich feierlich dem Schutze des Königs; die fränkiſche Ritterſchaft wurde von ihm durch ſchmeichelhafte Manifeſte gewonnen, in denen er ſich herabließ, ſich wegen ſeiner feindlichen Erſcheinung in ihrem Lande zu entſchuldigen. Der Wohlſtand Frankens, und die Gewiſſenhaftigkeit, welche der ſchwediſche Krieger bei ſeinem Verkehr mit den Eingebornen zu beobachten pflegte, brachte den Ueberfluß in das königliche Lager. Die Gunſt, in welche ſich Guſtav Adolph bei dem Adel des ganzen Kreiſes zu ſetzen gewußt hatte, die Bewunderung und Ehrfurcht, welche ihm ſeine glänzenden Thaten ſelbſt bei dem Feind erweckten, die reiche Beute, die man ſich im Dienſt eines ſtets ſiegreichen Königs verſprach, kamen ihm bei der Truppenwerbung ſehr zu Statten, die der Abgang ſo vieler Beſatzungen von dem Hauptheere nothwendig machte. Aus allen Gegenden des Frankenlandes eilte man haufenweiſe herbei, ſobald nur die Trommel gerührt wurde.

Der König hatte auf die Einnahme Frankens nicht viel mehr Zeit verwenden können, als es überhaupt gebraucht hatte, es zu durcheilen, die Unterwerfung des ganzen Kreiſes zu vollenden und das Eroberte zu behaupten, wurde Guſtav Horn, einer ſeiner tüchtigſten Generale, mit einem achttauſend Mann ſtarken Kriegsheere zurückgelaſſen. Er ſelbſt eilte mit der Hauptarmee, die durch die Werbungen in Franken verſtärkt war, gegen den Rhein, um ſich dieſer Gränze des Reichs gegen die Spanier zu verſichern, die geiſtlichen Kurfürſten zu entwaffnen und in dieſen wohlhabenden Ländern neue Hülfsquellen zur Fortſetzung

des Kriegs zu eröffnen. Er folgte dem Lauf des Mainſtroms; Seligenſtadt, Aſchaffenburg, Steinheim, alles Land an beiden Ufern des Fluſſes ward auf dieſem Zuge zur Unterwerfung gebracht; ſelten erwarteten die kaiſerlichen Beſatzungen ſeine Ankunft, niemals behaupteten ſie ſich. Schon einige Zeit vorher war es einem ſeiner Oberſten geglückt, die Stadt und Citadelle Hanau, auf deren Erhaltung Graf Tilly ſo bedacht geweſen war, den Kaiſerlichen durch einen Ueberfall zu entreißen; froh, von dem unerträglichen Druck dieſer Soldateska befreit zu ſeyn, unterwarf ſich der Graf bereitwillig dem gelindern Joche des ſchwediſchen Königs.

Auf die Stadt Frankfurt war jetzt das vorzüglichſte Augenmerk Guſtav Adolphs gerichtet, deſſen Maxime es überhaupt auf deutſchem Boden war, ſich durch die Freundſchaft und den Beſitz der wichtigern Städte den Rücken zu decken. Frankfurt war eine von den erſten Reichsſtädten geweſen, die er ſchon von Sachſen aus zu ſeinem Empfange hatte vorbereiten laſſen, und nun ließ er es von Offenbach aus durch neue Abgeordnete abermals auffordern, ihm den Durchzug zu geſtatten und Beſatzung einzunehmen. Gerne wäre dieſe Reichsſtadt mit der bedenklichen Wahl zwiſchen dem König von Schweden und dem Kaiſer verſchont geblieben; denn welche Partei ſie auch ergriff, ſo hatte ſie für ihre Privilegien und ihren Handel zu fürchten. Schwer konnte der Zorn des Kaiſers auf ſie fallen, wenn ſie ſich voreilig dem König von Schweden unterwarf und dieſer nicht mächtig genug bleiben ſollte, ſeine Anhänger in Deutſchland zu ſchützen. Aber noch weit verderblicher für ſie war der

Unwille eines unwiderſtehlichen Siegers, der mit einer furchtbaren Armee ſchon gleichſam vor ihren Thoren ſtand und ſie auf Unkoſten ihres ganzen Handels und Wohlſtandes für ihre Widerſetzlichkeit züchtigen konnte. Umſonſt führte ſie durch ihre Abgeordneten zu ihrer Entſchuldigung die Gefahren an, welche ihre Meſſen, ihre Privilegien, vielleicht ihre Reichsfreiheit ſelbſt bedrohten, wenn ſie durch Ergreifung der ſchwediſchen Partei den Zorn des Kaiſers auf ſich laden ſollte. Guſtav Adolph ſtellte ſich verwundert, daß die Stadt Frankfurt in einer ſo äußerſt wichtigen Sache, als die Freiheit des ganzen Deutſchlands und das Schickſal der proteſtantiſchen Kirche ſey, von ihren Jahrmärkten ſpreche, und für zeitliche Vortheile die große Angelegenheit des Vaterlandes und ihres Gewiſſens hintanſetze. Er habe, ſetzte er drohend hinzu, von der Inſel Rügen an bis zu allen Feſtungen und Städten am Main den Schlüſſel gefunden und werde ihn auch zu der Stadt Frankfurt zu finden wiſſen. Das Beſte Deutſchlands und die Freiheit der proteſtantiſchen Kirche ſeyen allein der Zweck ſeiner gewaffneten Ankunft, und bei dem Bewußtſeyn einer ſo gerechten Sache ſey er ſchlechterdings nicht geſonnen, ſich durch irgend ein Hinderniß in ſeinem Lauf aufhalten zu laſſen. Er ſehe wohl, daß ihm die Frankfurter nichts als die Finger reichen wollten, aber die ganze Hand müſſe er haben, um ſich daran halten zu können. Den Deputirten der Stadt, welche dieſe Antwort zurück brachten, folgte er mit ſeiner ganzen Armee auf dem Fuße nach und erwartete in völliger Schlachtordnung vor Sachſenhauſen die letzte Erklärung des Raths.

Wenn die Stadt Frankfurt Bedenken getragen hatte, ſich den Schweden zu unterwerfen, ſo war es bloß aus Furcht vor dem Kaiſer geſchehen; ihre eigene Neigung ließ die Bürger keinen Augenblick zweifelhaft zwiſchen dem Unterdrücker der deutſchen Freiheit und dem Beſchützer derſelben. Die drohenden Zurüſtungen, unter welchen Guſtav Adolph ihre Erklärung jetzt forderte, konnten die Strafbarkeit ihres Abfalls in den Augen des Kaiſers vermindern und den Schritt, den ſie gern thaten, durch den Schein einer erzwungenen Handlung beſchönigen. Jetzt alſo öffnete man dem König von Schweden die Thore, der ſeine Armee in prachtvollem Zuge und bewundernswürdiger Ordnung mitten durch dieſe Kaiſerſtadt führte. Sechshundert Mann blieben in Sachſenhauſen zur Beſatzung zurück; der König ſelbſt rückte mit der übrigen Armee noch an demſelben Abend gegen die Mainziſche Stadt Höchſt an, welche vor einbrechender Nacht ſchon erobert war.

Während daß Guſtav Adolph längs dem Mainſtrom Eroberungen machte, krönte das Glück die Unternehmungen ſeiner Generale und Bundesverwandten auch im nördlichen Deutſchland. Roſtock, Wismar und Dömitz, die einzigen noch übrigen feſten Oerter im Herzogthum Mecklenburg, welche noch unter dem Joche kaiſerlicher Beſatzungen ſeufzten, wurden von dem rechtmäßigen Beſitzer, Herzog Johann Albrecht, unter der Leitung des ſchwediſchen Feldherrn Achatius Tott, bezwungen. Umſonſt verſuchte es der kaiſerliche General Wolf, Graf von Mannsfeld, den Schweden das Stift Halberſtadt, von welchem ſie ſogleich

nach dem Leipziger Siege Beſitz genommen, wieder zu entreißen; er mußte bald darauf auch das Stift Magdeburg in ihren Händen laſſen. Ein ſchwediſcher General, Banner, der mit einem achttauſend Mann ſtarken Heere an der Elbe zurück geblieben war, hielt die Stadt Magdeburg auf das Engſte eingeſchloſſen, und hatte ſchon mehrere kaiſerliche Regimenter niedergeworfen, welche zum Entſatz dieſer Stadt herbei geſchickt worden. Der Graf von Mannsfeld vertheidigte ſie zwar in Perſon mit ſehr vieler Herzhaftigkeit; aber zu ſchwach an Mannſchaft, um dem zahlreichen Heere der Belagerer lange Widerſtand leiſten zu können, dachte er ſchon auf die Bedingungen, unter welchen er die Stadt übergeben wollte, als der General Pappenheim zu ſeinem Entſatz herbeikam und die feindlichen Waffen anderswo beſchäftigte. Dennoch wurde Magdeburg, oder vielmehr die ſchlechten Hütten, die aus den Ruinen dieſer großen Stadt traurig hervorblickten, in der Folge von den Kaiſerlichen freiwillig geräumt, und gleich darauf von den Schweden in Beſitz genommen.

Auch die Stände des niederſächſiſchen Kreiſes wagten es, nach den glücklichen Unternehmungen des Königs ihr Haupt wieder von dem Schlage zu erheben, den ſie in dem unglücklichen däniſchen Kriege durch Wallenſtein und Tilly erlitten hatten. Sie hielten zu Hamburg eine Zuſammenkunft, auf welcher die Errichtung von drei Regimentern verabredet wurde, mit deren Hülfe ſie ſich der äußerſt drückenden kaiſerlichen Beſatzungen zu entledigen hofften. Dabei ließ es der Biſchof von Bremen, ein Verwandter des ſchwediſchen Königs, noch nicht bewenden; er brachte

auch für ſich beſonders Truppen zuſammen und ängſtigte mit denſelben wehrloſe Pfaffen und Mönche, hatte aber das Unglück, durch den kaiſerlichen General, Grafen von Gronsfeld, bald entwaffnet zu werden. Auch Georg, Herzog von Lüneburg, vormals Oberſter in Ferdinands Dienſten, ergriff jetzt Guſtav Adolphs Partei und warb einige Regimenter für dieſen Monarchen, wodurch die kaiſerlichen Truppen in Niederſachſen zu nicht geringem Vortheil des Königs beſchäftigt wurden.

Noch weit wichtigere Dienſte aber leiſtete dem König Landgraf Wilhelm von Heſſen-Kaſſel, deſſen ſiegreiche Waffen einen großen Theil von Weſtphalen und Niederſachſen, das Stift Fulda und ſelbſt das Kurfürſtenthum Köln zittern machten. Man erinnert ſich, daß unmittelbar nach dem Bündniß, welches der Landgraf im Lager zu Werben mit Guſtav Adolph geſchloſſen hatte, zwei kaiſerliche Generale, von Fugger und Altringer, von dem Grafen Tilly nach Heſſen beordert wurden, den Landgrafen wegen ſeines Abfalls vom Kaiſer zu züchtigen. Aber mit männlichem Muthe hatte dieſer Fürſt den Waffen des Feindes, ſo wie ſeine Landſtände den Aufruhr predigenden Manifeſten des Grafen Tilly widerſtanden, und bald befreite ihn die Leipziger Schlacht von dieſen verwüſtenden Schaaren. Er benutzte ihre Entfernung mit eben ſo viel Muth als Entſchloſſenheit, eroberte in kurzer Zeit Bach, Münden und Hörter, und ängſtigte durch ſeine ſchleunigen Fortſchritte das Stift Fulda, Paderborn und alle an Heſſen gränzenden Stifter. Die in Furcht geſetzten Staaten eilten, durch

eine zeitige Unterwerfung seinen Fortschritten Gränzen zu setzen, und entgingen der Plünderung durch beträchtliche Geldsummen, die sie ihm freiwillig entrichteten. Nach diesen glücklichen Unternehmungen vereinigte der Landgraf sein siegreiches Heer mit der Hauptarmee Gustav Adolphs, und er selbst fand sich zu Frankfurt bei diesem Monarchen ein, um den ferneren Operationsplan mit ihm zu verabreden.

Mehrere Prinzen und auswärtige Gesandten waren mit ihm in dieser Stadt erschienen, um der Größe Gustav Adolphs zu huldigen, seine Gunst anzuflehen, oder seinen Zorn zu besänftigen. Unter diesen war der merkwürdigste der vertriebene König von Böhmen und Pfalzgraf, Friedrich der Fünfte, der aus Holland dahin geeilt war, sich seinem Rächer und Beschützer in die Arme zu werfen. Gustav Adolph erwies ihm die unfruchtbare Ehre, ihn als ein gekröntes Haupt zu begrüßen, und bemühte sich, ihm durch eine edle Theilnahme sein Unglück zu erleichtern. Aber so viel sich auch Friedrich von der Macht und dem Glück seines Beschützers versprach, so viel er auf die Gerechtigkeit und Großmuth desselben baute, so weit entfernt war dennoch die Hoffnung zur Wiederherstellung dieses Unglücklichen in seinen verlornen Ländern. Die Unthätigkeit und die widersinnige Politik des englischen Hofes hatte den Eifer Gustav Adolphs erkältet, und eine Empfindlichkeit, über die er nicht ganz Meister werden konnte, ließ ihn hier den glorreichen Beruf eines Beschützers der Unterdrückten vergessen, den er bei seiner Erscheinung im deutschen Reiche so laut angekündigt hatte. Auch den Landgrafen Georg von

Heſſen-Darmſtadt hatte die Furcht vor der unwiderſtehlichen Macht und der nahen Rache des Königs herbeigelockt und zu einer zeitigen Unterwerfung bewogen. Die Verbindungen, in welchen dieſer Fürſt mit dem Kaiſer ſtand, und ſein geringer Eifer für die proteſtantiſche Sache waren dem König kein Geheimniß; aber er begnügte ſich, einen ſo ohnmächtigen Feind zu verſpotten. Da der Landgraf ſich ſelbſt und die politiſche Lage Deutſchlands wenig genug kannte, um ſich, eben ſo unwiſſend als dreiſt, zum Mittler zwiſchen beiden Parteien aufzuwerfen, ſo pflegte ihn Guſtav Adolph ſpottweiſe nur den Friedensſtifter zu nennen. Oft hörte man ihn ſagen, wenn er mit dem Landgrafen ſpielte und ihm Geld abgewann: „Er freue ſich doppelt des gewonnenen Geldes, weil es kaiſerliche Münze ſey.“ Landgraf Georg dankte es bloß ſeiner Verwandtſchaft mit dem Kurfürſten von Sachſen, den Guſtav Adolph zu ſchonen Urſache hatte, daß ſich dieſer Monarch mit Uebergabe ſeiner Feſtung Rüſſelsheim und mit der Zuſage begnügte, eine ſtrenge Neutralität in dieſem Kriege zu beobachten. Auch die Grafen des Weſterwaldes und der Wetterau waren in Frankfurt bei dem König erſchienen, um ein Bündniß mit ihm zu errichten und ihm gegen die Spanier ihren Beiſtand anzubieten, der ihm in der Folge ſehr nützlich war. Die Stadt Frankfurt ſelbſt hatte alle Urſache, ſich der Gegenwart des Monarchen zu rühmen, der durch ſeine königliche Autorität ihren Handel in Schutz nahm und die Sicherheit der Meſſen, die der Krieg ſehr geſtört hatte, durch die nachdrücklichſten Vorkehrungen wieder herſtellte.

Die ſchwediſche Armee war jetzt durch zehntauſend Heſſen verſtärkt, welche Landgraf Wilhelm von Kaſſel dem König zugeführt hatte. Schon hatte Guſtav Adolph Königſtein angreifen laſſen, Koſtheim und Flörsheim ergaben ſich ihm nach einer kurzen Belagerung, er beherrſchte den ganzen Mainſtrom, und zu Höchſt wurden in aller Eile Fahrzeuge gezimmert, um die Truppen über den Rhein zu ſetzen. Dieſe Anſtalten erfüllten den Kurfürſten von Mainz, Anſelm Caſimir, mit Furcht, und er zweifelte keinen Augenblick mehr, daß er der Nächſte ſey, den der Sturm des Krieges bedrohte. Als ein Anhänger des Kaiſers und eines der thätigſten Mitglieder der katholiſchen Ligue, hatte er kein beſſeres Loos zu hoffen, als ſeine beiden Amtsbrüder, die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg, bereits betroffen hatte. Die Lage ſeiner Länder am Rheinſtrome machte es dem Feinde zur Nothwendigkeit, ſich ihrer zu verſichern, und überdem war dieſer geſegnete Strich Landes für das bedürftige Heer eine unüberwindliche Reizung. Aber zu wenig mit ſeinen Kräften und dem Gegner bekannt, den er vor ſich hatte, ſchmeichelte ſich der Kurfürſt, Gewalt dnrch Gewalt abzutreiben und durch die Feſtigkeit ſeiner Wälle die ſchwediſche Tapferkeit zu ermüden. Er ließ in aller Eile die Feſtungswerke ſeiner Reſidenzſtadt ausbeſſern, verſah ſie mit Allem, was ſie fähig machte, eine lange Belagerung auszuhalten, und nahm noch überdies zweitauſend Spanier in ſeine Mauern auf, welche ein ſpaniſcher General, Don Philipp von Sylva, commandirte. Um den ſchwediſchen Fahrzeugen die Annäherung unmöglich zu machen, ließ er die Mündung des Mains

durch viele eingeschlagene Pfähle verrammeln, auch große Steinmassen und ganze Schiffe in dieser Gegend versenken. Er selbst flüchtete sich, in Begleitung des Bischofs von Worms, mit seinen besten Schätzen nach Köln, und überließ Stadt und Land der Raubgier einer tyrannischen Besatzung. Alle diese Vorkehrungen, welche weniger wahren Muth als ohnmächtigen Trotz verriethen, hielten die schwedische Armee nicht ab, gegen Mainz vorzurücken und die ernstlichsten Anstalten zum Angriff der Stadt zu machen. Während daß sich ein Theil der Truppen in dem Rheingau verbreitete, Alles, was sich von Spaniern dort fand, niedermachte und übermäßige Contributionen erpreßte, ein anderer die katholischen Oerter des Westerwaldes und der Wetterau brandschatzte, hatte sich die Hauptarmee schon bei Cassel, Mainz gegenüber, gelagert und Herzog Bernhard von Weimar sogar am jenseitigen Rheinufer den Mäusethurm und das Schloß Ehrenfels erobert. Schon beschäftigte sich Gustav Adolph ernstlich damit, den Rhein zu passiren und die Stadt von der Landseite einzuschließen, als ihn die Fortschritte des Grafen Tilly in Franken eilfertig von dieser Belagerung abriefen, und dem Kurfürsten eine, obgleich nur kurze, Ruhe verschafften.

Die Gefahr der Stadt Nürnberg, welche Graf Tilly während der Abwesenheit Gustav Adolphs am Rheinstrom Miene machte zu belagern und im Fall eines Widerstandes mit dem schrecklichen Schicksal Magdeburgs bedrohte, hatte den König von Schweden zu diesem schnellen Aufbruch von Mainz bewogen. Um sich nicht zum zweiten Male vor ganz Deutschland den

Vorwürfen und der Schande auszusetzen, eine bundesverwandte Stadt der Willkür eines grausamen Feindes geopfert zu haben, machte er sich in beschleunigten Märschen auf, diese wichtige Reichsstadt zu entsetzen; aber schon zu Frankfurt erfuhr er den herzhaften Widerstand der Nürnberger und den Abzug des Tilly, und säumte jetzt keinen Augenblick, seine Absichten auf Mainz zu verfolgen. Da es ihm bei Cassel mißlungen war, unter den Kanonen der Belagerten den Uebergang über den Rhein zu gewinnen, so richtete er jetzt, um von einer andern Seite der Stadt beizukommen, seinen Lauf nach der Bergstraße, bemächtigte sich auf diesem Wege jedes wichtigen Platzes, und erschien zum zweiten Mal an den Ufern des Rheins bei Stockstadt zwischen Gernsheim und Oppenheim. Die ganze Bergstraße hatten die Spanier verlassen, aber das jenseitige Rheinufer suchten sie noch mit vieler Hartnäckigkeit zu vertheidigen. Sie hatten zu diesem Ende alle Fahrzeuge aus der Nachbarschaft zum Theil verbrannt, zum Theil in die Tiefe versenkt, und standen jenseits des Stroms zum furchtbarsten Angriff gerüstet, wenn etwa der König an diesem Ort den Uebergang wagen würde.

Der Muth des Königs setzte ihn bei dieser Gelegenheit einer sehr großen Gefahr aus, in feindliche Hände zu gerathen. Um das jenseitige Ufer zu besichtigen, hatte er sich in einem kleinen Nachen über den Fluß gewagt; kaum aber war er gelandet, so überfiel ihn ein Haufen spanischer Reiter, aus deren Händen ihn nur die eilfertigste Rückkehr befreite. Endlich gelang es ihm, durch Vorschub etlicher benachbarten

Schiffer ſich einiger Fahrzeuge zu bemächtigen, auf deren zweien er den Grafen von Brahe mit dreihundert Schweden überſetzen ließ. Nicht ſo bald hatte dieſer Zeit gewonnen, ſich am jenſeitigen Ufer zu verſchanzen, als er von vierzehn Compagnien ſpaniſcher Dragoner und Küraſſiere überfallen wurde. So groß die Ueberlegenheit des Feindes war, ſo tapfer wehrte ſich Brahe mit ſeiner kleinen Schaar, und ſein heldenmüthiger Widerſtand verſchaffte dem König Zeit, ihn in eigener Perſon mit friſchen Truppen zu unterſtützen. Nun ergriffen die Spanier, nach einem Verluſt von ſechshundert Todten, die Flucht; Einige eilten, die feſte Stadt Oppenheim, Andere Mainz zu gewinnen. Ein marmorner Löwe auf einer hohen Säule, in der rechten Klaue ein bloßes Schwert, auf dem Kopf eine Sturmhaube tragend, zeigte noch ſiebenzig Jahre nachher dem Wanderer die Stelle, wo der unſterbliche König den Hauptſtrom Germaniens paſſirte.

Gleich nach dieſer glücklichen Action ſetzte Guſtav Adolph das Geſchütz und den größten Theil der Truppen über den Fluß und belagerte Oppenheim, welches nach einer verzweifelten Gegenwehr am 8ten December 1631 mit ſtürmender Hand erſtiegen ward. Fünfhundert Spanier, welche dieſen Ort ſo herzhaft vertheidigt hatten, wurden insgeſammt ein Opfer der ſchwediſchen Furie. Die Nachricht von Guſtavs Uebergang über den Rheinſtrom erſchreckte alle Spanier und Lothringer, welche das jenſeitige Land beſetzt und ſich hinter dieſem Fluſſe vor der Rache der Schweden geborgen geglaubt hatten. Schnelle Flucht war jetzt ihre einzige Sicherheit; jeder nicht ganz haltbare Ort ward

aufs Eilfertigſte verlaſſen. Nach einer langen Reihe von Gewaltthätigkeiten gegen den wehrloſen Bürger räumten die Lothringer die Stadt Worms, welche ſie noch vor ihrem Abzuge mit muthwilliger Grauſamkeit mißhandelten. Die Spanier eilten, ſich in Frankenthal einzuſchließen, in welcher Stadt ſie ſich Hoffnung machten, den ſiegreichen Waffen Guſtav Adolphs zu trotzen.

Der König verlor nunmehr keine Zeit, ſeine Abſichten auf die Stadt Mainz auszuführen, in welche ſich der Kern der ſpaniſchen Truppen geworfen hatte. Indem er jenſeits des Rheinſtroms gegen dieſe Stadt anrückte, hatte ſich der Landgraf von Heſſen-Kaſſel dieſſeits des Fluſſes derſelben genähert, und auf dem Wege dahin mehrere feſte Plätze unter ſeine Botmäßigkeit gebracht. Die belagerten Spanier, obgleich von beiden Seiten eingeſchloſſen, zeigten anfänglich viel Muth und Entſchloſſenheit, das Aeußerſte zu erwarten, und ein ununterbrochenes, heftiges Bombenfeuer regnete mehrere Tage lang in das ſchwediſche Lager, welches dem Könige manchen braven Soldaten koſtete. Aber dieſes muthvollen Widerſtandes ungeachtet gewannen die Schweden immer mehr Boden und waren dem Stadtgraben ſchon ſo nahe gerückt, daß ſie ſich ernſtlich zum Sturm anſchickten. Jetzt ſank den Belagerten der Muth. Mit Recht zitterten ſie vor dem wilden Ungeſtüm des ſchwediſchen Soldaten, wovon der Marienberg bei Würzburg ein ſchreckhaftes Zeugniß ablegte. Ein fürchterliches Loos erwartete die Stadt Mainz, wenn ſie im Sturm erſtiegen werden ſollte, und leicht konnte der Feind ſich verſucht fühlen,

Magdeburgs ſchauderhaftes Schickſal an dieſer reichen und prachtvollen Reſidenz eines katholiſchen Fürſten zu rächen. Mehr um die Stadt, als um ihr eigenes Leben zu ſchonen, capitulirte am vierten Tage die ſpaniſche Beſatzung, und erhielt von der Großmuth des Königs ein ſicheres Geleit bis nach Luxemburg; doch ſtellte ſich der größte Theil derſelben, wie bisher ſchon von mehreren geſchehen war, unter ſchwediſche Fahnen.

Am 13ten December 1631 hielt der König von Schweden ſeinen Einzug in die eroberte Stadt und nahm im Palaſt des Kurfürſten ſeine Wohnung. Achtzig Kanonen fielen als Beute in ſeine Hände, und mit achtzigtauſend Gulden mußte die Bürgerſchaft die Plünderung abkaufen. Von dieſer Schatzung waren die Juden und die Geiſtlichkeit ausgeſchloſſen, welche noch für ſich beſonders große Summen zu entrichten hatten. Die Bibliothek des Kurfürſten nahm der König als ſein Eigenthum zu ſich und ſchenkte ſie ſeinem Reichskanzler Oxenſtierna, der ſie dem Gymnaſium zu Weſteräs abtrat; aber das Schiff, das ſie nach Schweden bringen ſollte, ſcheiterte, und die Oſtſee verſchlang dieſen unerſetzlichen Schatz.

Nach dem Verluſt der Stadt Mainz hörte das Unglück nicht auf, die Spanier in den Gegenden des Rheins zu verfolgen. Kurz vor Eroberung jener Stadt hatte der Landgraf von Heſſen-Kaſſel Falkenſtein und Reifenberg eingenommen; die Feſtung Königſtein ergab ſich den Heſſen; der Rheingraf Otto Ludwig, einer von den Generalen des Königs, hatte das Glück, neun ſpaniſche Schwadronen zu ſchlagen, die gegen Franken-

thal im Anzuge waren, und ſich der wichtigſten Städte am Rheinſtrom von Boppart bis Bacharach zu bemächtigen. Nach Einnahme der Feſtung Braunfels, welche die wetterauiſchen Grafen mit ſchwediſcher Hülfe zu Stande brachten, verloren die Spanier jeden Platz in der Wetterau, und in der ganzen Pfalz konnten ſie, außer Frankenthal, nur ſehr wenige Städte retten. Landau und Kronweißenburg erklärten ſich laut für die Schweden. Speyer bot ſich an, Truppen zum Dienſt des Königs zu werben. Mannheim ging durch die Beſonnenheit des jungen Herzogs Bernhard von Weimar und durch die Nachläſſigkeit des dortigen Commandanten verloren, der auch dieſes Unglücks wegen zu Heidelberg vor das Kriegsgericht gefordert und enthauptet ward.

Der König hatte den Feldzug bis tief in den Winter verlängert, und wahrſcheinlich war ſelbſt die Rauhigkeit der Jahreszeit mit eine Urſache der Ueberlegenheit geweſen, welche der ſchwediſche Soldat über den Feind behauptete. Jetzt aber bedurften die erſchöpften Truppen der Erholung in den Winterquartieren, welche ihnen Guſtav Adolph auch bald nach Eroberung der Stadt Mainz in der umliegenden Gegend bewilligte. Er ſelbſt benutzte die Ruhe, welche die Jahreszeit ſeinen kriegeriſchen Operationen auflegte, dazu, die Geſchäfte des Kabinets mit ſeinem Reichskanzler abzuthun, der Neutralität wegen mit dem Feind Unterhandlungen zu pflegen, und einige politiſche Streitigkeiten mit einer bundesverwandten Macht zu beendigen, zu denen ſein bisheriges Betragen den Grund gelegt hatte. Zu ſeinem Winteraufenthalt und

zum Mittelpunkt dieſer Staatsgeſchäfte erwählte er die Stadt Mainz, gegen die er überhaupt eine größere Neigung blicken ließ, als ſich mit dem Intereſſe der deutſchen Fürſten und mit dem kurzen Beſuche vertrug, den er dem Reiche hatte abſtatten wollen. Nicht zufrieden, die Stadt auf das Stärkſte befeſtigt zu haben, ließ er auch ihr gegenüber, in dem Winkel, den der Main mit dem Rheine macht, eine neue Citadelle anlegen, die nach ihrem Stifter Guſtavsburg genannt, aber unter dem Namen Pfaffenraub, Pfaffenzwang bekannter geworden iſt.

Indem Guſtav Adolph ſich Meiſter vom Rhein machte, und die drei angränzenden Kurfürſtenthümer mit ſeinen ſiegreichen Waffen bedrohte, wurde in Paris und Saint-Germain von ſeinen wachſamen Feinden jeder Kunſtgriff der Politik in Bewegung geſetzt, ihm den Beiſtand Frankreichs zu entziehen, und ihn, wo möglich, mit dieſer Macht in Krieg zu verwickeln. Er ſelbſt hatte durch die unerwartete und zweideutige Wendung ſeiner Waffen gegen den Rheinſtrom ſeine Freunde ſtutzen gemacht und ſeinen Gegnern die Mittel dargereicht, ein gefährliches Mißtrauen in ſeine Abſichten zu erregen. Nachdem er das Hochſtift Würzburg und den größten Theil Frankens ſeiner Macht unterworfen hatte, ſtand es bei ihm, durch das Hochſtift Bamberg und durch die obere Pfalz in Bayern und Oeſterreich einzubrechen; und die Erwartung war ſo allgemein als natürlich, daß er nicht ſäumen würde, den Kaiſer und den Herzog von Bayern im Mittelpunkt ihrer Macht anzugreifen, und durch Ueberwältigung dieſer beiden Hauptfeinde den Krieg auf das

Schnellſte zu endigen. Aber zu nicht geringem Erſtaunen beider ſtreitender Theile verließ Guſtav Adolph die von der allgemeinen Meinung ihm vorgezeichnete Bahn, und anſtatt ſeine Waffen zur Rechten zu kehren, wendete er ſie zur Linken, um die minder ſchuldigen und minder zu fürchtenden Fürſten des Kurrheins ſeine Macht empfinden zu laſſen, indem er ſeinen zwei wichtigſten Gegnern Friſt gab, neue Kräfte zu ſammeln. Nichts als die Abſicht, durch Vertreibung der Spanier vor allen Dingen den unglücklichen Pfalzgrafen Friedrich den Fünften wieder in den Beſitz ſeiner Länder zu ſetzen, konnte dieſen überraſchenden Schritt erklärlich machen, und der Glaube an die nahe Wiederherſtellung Friedrichs brachte anfangs auch wirklich den Argwohn ſeiner Freunde und die Verleumdungen ſeiner Gegner zum Schweigen. Jetzt aber war die untere Pfalz faſt durchgängig von Feinden gereinigt, und Guſtav Adolph fuhr fort, neue Eroberungsplane am Rhein zu entwerfen; er fuhr fort, die eroberte Pfalz dem rechtmäßigen Beſitzer zurückzuhalten. Vergebens erinnerte der Abgeſandte des Königs von England den Eroberer an das, was die Gerechtigkeit von ihm forderte und ſein eigenes feierlich ausgeſtelltes Verſprechen ihm zur Ehrenpflicht machte. Guſtav Adolph beantwortete dieſe Aufforderung mit bittern Klagen über die Unthätigkeit des engliſchen Hofes, und rüſtete ſich lebhaft, ſeine ſieghaften Fahnen mit Nächſtem im Elſaß und ſelbſt in Lothringen auszubreiten.

Jetzt wurde das Mißtrauen gegen den ſchwediſchen Monarchen laut, und der Haß ſeiner Gegner zeigte

ſich äußerſt geſchäftig, die nachtheiligſten Gerüchte von ſeinen Abſichten zu verbreiten. Schon längſt hatte der Miniſter Ludwigs des Dreizehnten, Richelieu, der Annäherung des Königs gegen die franzöſiſchen Gränzen mit Unruhe zugeſehen, und das mißtrauiſche Gemüth ſeines Herrn öffnete ſich nur allzuleicht den ſchlimmen Muthmaßungen, welche darüber angeſtellt wurden. Frankreich war um eben dieſe Zeit in einen bürgerlichen Krieg mit dem proteſtantiſchen Theil ſeiner Bürger verwickelt, und die Furcht war in der That nicht ganz grundlos, daß die Annäherung eines ſiegreichen Königs von ihrer Partei ihren geſunkenen Muth neu beleben und ſie zu dem gewaltſamſten Widerſtande aufmuntern möchte. Dies konnte geſchehen, auch wenn Guſtav Adolph auf das Weiteſte davon entfernt war, ihnen Hoffnung zu machen, und an ſeinem Bundesgenoſſen, dem König von Frankreich, eine wirkliche Untreue zu begehen. Aber der rachgierige Sinn des Biſchofs von Würzburg, der den Verluſt ſeiner Länder am franzöſiſchen Hofe zu verſchmerzen ſuchte, die giftvolle Beredſamkeit der Jeſuiten und der geſchäftige Eifer des bayeriſchen Miniſters ſtellten dieſes gefährliche Verſtändniß zwiſchen den Hugenotten und dem König von Schweden als ganz erwieſen dar, und wußten den furchtſamen Geiſt Ludwigs mit den ſchrecklichſten Beſorgniſſen zu beſtürmen. Nicht bloß thörichte Politiker, auch manche nicht unverſtändige Katholiken glaubten in vollem Ernſt, der König werde mit Nächſtem in das innerſte Frankreich eindringen, mit den Hugenotten gemeine Sache machen und die katholiſche Religion in dem Königreich

umstürzen. Fanatische Eiferer sahen ihn schon mit einer Armee über die Alpen klimmen und den Statthalter Christi selbst in Italien entthronen. So leicht sich Träumereien dieser Art von selbst widerlegten, so war dennoch nicht zu läugnen, daß Gustav durch seine Kriegsunternehmungen am Rhein dem Argwohn seiner Gegner eine gefährliche Blöße gab, und einigermaßen den Verdacht rechtfertigte, als ob er seine Waffen weniger gegen den Kaiser und den Herzog von Bayern, als gegen die katholische Religion überhaupt habe richten wollen.

Das allgemeine Geschrei des Unwillens, welches die katholischen Höfe, von den Jesuiten aufgereizt, gegen Frankreichs Verbindungen mit den Feinden der Kirche erhoben, bewog endlich den Cardinal von Richelieu, für die Sicherstellung seiner Religion einen entscheidenden Schritt zu thun, und die katholische Welt zugleich von dem ernstlichen Religionseifer Frankreichs und von der eigennützigen Politik der geistlichen Reichsstände zu überführen. Ueberzeugt, daß die Absichten des Königs von Schweden, so wie seine eigenen, nur auf die Demüthigung des Hauses Oesterreich gerichtet seyen, trug er kein Bedenken, den liguistischen Fürsten von Seiten Schwedens eine vollkommene Neutralität zu versprechen, sobald sie sich der Allianz mit dem Kaiser entschlagen und ihre Truppen zurückziehen würden. Welchen Entschluß nun die Fürsten faßten, so hatte Richelieu seinen Zweck erreicht. Durch ihre Trennung von der österreichischen Partei wurde Ferdinand den vereinigten Waffen Frankreichs und Schwedens wehrlos bloßgestellt, und Gustav

Adolph, von allen ſeinen übrigen Feinden in Deutſchland befreit, konnte ſeine ungetheilte Macht gegen die kaiſerlichen Erbländer kehren. Unvermeidlich war dann der Fall des öſterreichiſchen Hauſes, und dieſes letzte große Ziel aller Beſtrebungen Richelieu's ohne Nachtheil der Kirche errungen. Ungleich mißlicher hingegen war der Erfolg, wenn die Fürſten der Ligue auf ihrer Weigerung beſtehen und dem öſterreichiſchen Bündniß noch fernerhin getreu bleiben ſollten. Dann aber hatte Frankreich vor dem ganzen Europa ſeine katholiſche Geſinnung erwieſen und ſeinen Pflichten als Glied der römiſchen Kirche ein Genüge gethan. Die Fürſten der Ligue erſchienen dann allein als die Urheber alles Unglücks, welches die Fortdauer des Kriegs über das katholiſche Deutſchland unausbleiblich verhängen mußte; ſie allein waren es, die durch ihre eigenſinnige Anhänglichkeit an den Kaiſer die Maßregeln ihres Beſchützers vereitelten, die Kirche in die äußerſte Gefahr und ſich ſelbſt ins Verderben ſtürzten.

Richelieu verfolgte dieſen Plan um ſo lebhafter, je mehr er durch die wiederholten Aufforderungen des Kurfürſten von Bayern um franzöſiſche Hülfe ins Gedränge gebracht wurde. Man erinnert ſich, daß dieſer Fürſt ſchon ſeit der Zeit, als er Urſache gehabt hatte, ein Mißtrauen in die Geſinnungen des Kaiſers zu ſetzen, in ein geheimes Bündniß mit Frankreich getreten war, wodurch er ſich den Beſitz der pfälziſchen Kurwürde gegen eine künftige Sinnesänderung Ferdinands zu verſichern hoffte. So deutlich auch ſchon der Urſprung dieſes Tractats zu erkennen gab, gegen welchen Feind er errichtet worden, ſo dehnte ihn

Maximilian jetzt, willkürlich genug, auch auf die Angriffe des Königs von Schweden aus und trug kein Bedenken, dieselbe Hülfleistung, welche man ihm bloß gegen Oesterreich zugesagt hatte, auch gegen Gustav Adolph, den Alliirten der französischen Krone, zu fordern. Durch diese widersprechende Allianz mit zwei einander entgegengesetzten Mächten in Verlegenheit gesetzt, wußte sich Richelieu nur dadurch zu helfen, daß er den Feindseligkeiten zwischen Beiden ein schleuniges Ende machte; und eben so wenig geneigt, Bayern preiszugeben, als, durch seinen Vertrag mit Schweden außer Stand gesetzt, es zu schützen, verwendete er sich mit ganzem Eifer für die Neutralität, als das einzige Mittel, seinen doppelten Verbindungen ein Genüge zu leisten. Ein eigener Bevollmächtigter, Marquis von Breze, wurde zu diesem Ende an den König von Schweden nach Mainz abgeschickt, seine Gesinnungen über diesen Punkt zu erforschen und für die alliirten Fürsten günstige Bedingungen von ihm zu erhalten. Aber so wichtige Ursachen Ludwig der Dreizehnte hatte, diese Neutralität zu Stande gebracht zu sehen, so triftige Gründe hatte Gustav Adolph, das Gegentheil zu wünschen. Durch zahlreiche Proben überzeugt, daß der Abscheu der liguistischen Fürsten vor der protestantischen Religion unüberwindlich, ihr Haß gegen die ausländische Macht der Schweden unauslöschlich, ihre Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich unvertilgbar sey, fürchtete er ihre offenbare Feindschaft weit weniger, als er einer Neutralität mißtraute, die mit ihrer Neigung so sehr im Widerspruche stand. Da er sich überdies durch seine Lage auf deutschem

Boden genöthigt ſah, auf Koſten der Feinde den Krieg fortzuſetzen, ſo verlor er augenſcheinlich, wenn er, ohne neue Freunde dadurch zu gewinnen, die Zahl ſeiner öffentlichen Feinde verminderte. Kein Wunder alſo, wenn Guſtav Adolph wenig Neigung blicken ließ, die Neutralität der katholiſchen Fürſten, wodurch ihm ſo wenig geholfen war, durch Aufopferung ſeiner errungenen Vortheile zu erkaufen.

Die Bedingungen, unter welchen er dem Kurfürſten von Bayern die Neutralität bewilligte, waren drückend und dieſen Geſinnungen gemäß. Er forderte von der katholiſchen Ligue eine gänzliche Unthätigkeit, Zurückziehung ihrer Truppen von der kaiſerlichen Armee, aus den eroberten Plätzen, aus allen proteſtantiſchen Ländern. Noch außerdem wollte er die liguiſtiſche Kriegsmacht auf eine geringe Anzahl herabgeſetzt wiſſen. Alle ihre Länder ſollten den kaiſerlichen Armeen verſchloſſen ſeyn und dem Haus Oeſterreich weder Mannſchaft noch Lebensmittel und Munition aus denſelben geſtattet werden. So hart das Geſetz war, welches der Ueberwinder den Ueberwundenen auflegte, ſo ſchmeichelte ſich der franzöſiſche Mediateur noch immer, den Kurfürſten von Bayern zu Annehmung deſſelben vermögen zu können. Dieſes Geſchäft zu erleichtern, hatte ſich Guſtav Adolph bewegen laſſen, dem letztern einen Waffenſtillſtand auf vierzehn Tage zu bewilligen. Aber zur nämlichen Zeit, als dieſer Monarch durch den franzöſiſchen Agenten wiederholte Verſicherungen von dem guten Fortgang dieſer Unterhandlung erhielt, entdeckte ihm ein aufgefangener Brief des Kurfürſten an den General Pappenheim in

Westphalen die Treulosigkeit dieses Prinzen, der bei der ganzen Negociation nichts gesucht hatte, als Zeit zur Vertheidigung zu gewinnen. Weit davon entfernt, sich durch einen Vergleich mit Schweden in seinen Kriegsunternehmungen Fesseln anlegen zu lassen, beschleunigte vielmehr der hinterlistige Fürst seine Rüstung und benutzte die Muße, die ihm der Feind ließ, desto nachdrücklichere Anstalten zur Gegenwehr zu treffen. Diese ganze Neutralitätsunterhandlung zerriß also fruchtlos und hatte zu nichts gedient, als die Feindseligkeit zwischen Bayern und Schweden mit desto größerer Erbitterung zu erneuern.

Tilly's vermehrte Macht, womit dieser Feldherr Franken zu überschwemmen drohte, forderte den König dringend nach diesem Kreise; zuvor aber mußten die Spanier von dem Rheinstrom vertrieben und ihnen der Weg versperrt werden, von den Niederlanden aus die deutschen Provinzen zu bekriegen. In dieser Absicht hatte Gustav Adolph bereits den Kurfürsten von Trier, Philipp von Zeltern, die Neutralität unter der Bedingung angeboten, daß ihm die Trierische Festung Hermannstein eingeräumt und den schwedischen Truppen ein freier Durchzug durch Koblenz bewilligt würde. Aber so ungern der Kurfürst seine Länder in spanischen Händen sah, so viel weniger konnte er sich entschließen, sie dem verdächtigen Schutz eines Ketzers zu übergeben, und den schwedischen Eroberer zum Herrn seines Schicksals zu machen. Da er sich jedoch außer Stand sah, gegen zwei so furchtbare Mitbewerber seine Unabhängigkeit zu behaupten, so suchte er unter den mächtigen Flügeln Frankreichs Schutz gegen beide. Mit gewohnter

Staatsklugheit hatte Richelieu die Verlegenheit dieſes Fürſten benutzt, Frankreichs Macht zu vergrößern und ihm einen wichtigen Alliirten an Deutſchlands Gränze zu erwerben. Eine zahlreiche franzöſiſche Armee ſollte die Trieriſchen Lande decken und die Feſtung Ehrenbreitſtein franzöſiſche Beſatzung einnehmen. Aber die Abſicht, welche den Kurfürſten zu dieſem gewagten Schritte vermocht hatte, wurde nicht ganz erfüllt; denn die gereizte Empfindlichkeit Guſtav Adolphs ließ ſich nicht eher beſänftigen, als bis auch den ſchwediſchen Truppen ein freier Durchzug durch die Trieriſchen Lande geſtattet wurde.

Indem dieſes mit Trier und Frankreich verhandelt wurde, hatten die Generale des Königs das ganze Erzſtift Mainz von dem Ueberreſte der ſpaniſchen Garniſonen gereinigt und Guſtav Adolph ſelbſt durch die Einnahme von Kreuznach die Eroberung dieſes Landſtrichs vollendet. Das Eroberte zu beſchützen, mußte der Reichskanzler Oxenſtierna mit einem Theile der Armee an dem mittleren Rheinſtrome zurückbleiben, und das Hauptheer ſetzte ſich unter Anführung des Königs in Marſch, auf fränkiſchem Boden den Feind aufzuſuchen.

Um den Beſitz dieſes Kreiſes hatten unterdeſſen Graf Tilly und der ſchwediſche General von Horn, den Guſtav Adolph mit achttauſend Mann darin zurückließ, mit abwechſelndem Kriegsglück geſtritten, und das Hochſtift Bamberg beſonders war zugleich der Preis und der Schauplatz ihrer Verwüſtungen. Von ſeinen übrigen Entwürfen an den Rheinſtrom gerufen, überließ der König ſeinem Feldherrn die Züchtigung des

Biſchofs, der durch ſein treuloſes Betragen ſeinen Zorn gereizt hatte, und die Thätigkeit des Generals rechtfertigte die Wahl des Monarchen. In kurzer Zeit unterwarf er einen großen Theil des Bisthums den ſchwediſchen Waffen, und die Hauptſtadt ſelbſt, von der kaiſerlichen Beſatzung im Stich gelaſſen, lieferte ihm ein ſtürmender Angriff in die Hände. Dringend forderte nun der verjagte Biſchof den Kurfürſten von Bayern zum Beiſtand auf, der ſich endlich bewegen ließ, Tilly's Unthätigkeit zu verkürzen. Durch den Befehl ſeines Herrn zur Wiedereinſetzung des Biſchofs bevollmächtigt, zog dieſer General ſeine durch die Oberpfalz zerſtreuten Truppen zuſammen und näherte ſich Bamberg mit einem zwanzigtauſend Mann ſtarken Heere. Guſtav Horn, feſt entſchloſſen ſeine Eroberung gegen dieſe überlegene Macht zu behaupten, erwartete hinter den Wällen Bambergs den Feind, mußte ſich aber durch den bloßen Vortrab des Tilly entreißen ſehen, was er der ganzen verſammelten Armee gehofft hatte ſtreitig zu machen. Eine Verwirrung unter ſeinen Truppen, die keine Geiſtesgegenwart des Feldherrn zu verbeſſern vermochte, öffnete dem Feinde die Stadt, daß Truppen, Bagage und Geſchütz nur mit Mühe gerettet werden konnten. Bambergs Wiedereroberung war die Frucht dieſes Sieges; aber den ſchwediſchen General, der ſich in guter Ordnung über den Mainſtrom zurückzog, konnte Graf Tilly, aller angewandten Geſchwindigkeit ungeachtet, nicht mehr einholen. Die Erſcheinung des Königs in Franken, welchem Guſtav Horn den Reſt ſeiner Truppen bei Kitzingen zuführte, ſetzte ſeinen Eroberungen ein ſchnelles Ziel, und zwang ihn,

durch einen zeitigen Rückzug für seine eigene Rettung zu sorgen.

Zu Aschaffenburg hatte der König allgemeine Heerschau über seine Truppen gehalten, deren Anzahl nach der Vereinigung mit Gustav Horn, Banner und Herzog Wilhelm von Weimar auf beinahe vierzigtausend stieg. Nichts hemmte seinen Marsch durch Franken; denn Graf Tilly, viel zu schwach, einen so sehr überlegenen Feind zu erwarten, hatte sich in schnellen Märschen gegen die Donau gezogen. Böhmen und Bayern lagen jetzt dem Könige gleich nahe, und in der Ungewißheit, wohin dieser Eroberer seinen Lauf richten würde, konnte Maximilian nicht sogleich eine Entschließung fassen. Der Weg, welchen man Tilly jetzt nehmen ließ, mußte die Wahl des Königs und das Schicksal beider Provinzen entscheiden. Gefährlich war es, bei der Annäherung eines so furchtbaren Feindes Bayern unvertheidigt zu lassen, um Oesterreichs Gränzen zu schirmen; gefährlicher noch, durch Aufnahme des Tilly in Bayern zugleich auch den Feind in dies Land zu rufen und es zum Schauplatz eines verwüstenden Kampfes zu machen. Die Sorge des Landesvaters siegte endlich über die Bedenklichkeiten des Staatsmanns, und Tilly erhielt Befehl, was auch daraus erfolgen möchte, Bayerns Gränzen mit seiner Macht zu vertheidigen.

Mit triumphirender Freude empfing die Reichsstadt Nürnberg den Beschützer protestantischer Religion und deutscher Freiheit, und der schwärmerische Enthusiasmus der Bürger ergoß sich bei seinem Anblick in rührende Aeußerungen des Jubels und der Bewun-

derung. Gustav selbst konnte sein Erstaunen nicht unterdrücken, sich hier in dieser Stadt im Mittelpunkt Deutschlands zu sehen, bis wohin er nie gehofft hatte seine Fahnen auszubreiten. Der edle schöne Anstand seiner Person vollendete den Eindruck seiner glorreichen Thaten, und die Herablassung, womit er die Begrüßungen dieser Reichsstadt erwiederte, hatte ihm in wenig Augenblicken alle Herzen erobert. In Person bestätigte er jetzt das Bündniß, das er noch an den Ufern des Belts mit derselben errichtet hatte, und verband alle Bürger zu einem glühenden Thateneifer und brüderlicher Eintracht gegen den gemeinschaftlichen Feind. Nach einem kurzen Aufenthalt in Nürnbergs Mauern folgte er seiner Armee gegen die Donau, und stand vor der Gränzfestung Donauwörth, ehe man einen Feind da vermuthete. Eine zahlreiche bayerische Besatzung vertheidigte diesen Platz und der Anführer derselben, Rudolph Maximilian, Herzog von Sachsen-Lauenburg, zeigte anfangs die muthigste Entschlossenheit, sich bis zur Ankunft des Tilly zu halten. Bald aber zwang ihn der Ernst, mit welchem Gustav Adolph die Belagerung anfing, auf einen schnellen und sichern Abzug zu denken, den er auch unter dem heftigsten Feuer des schwedischen Geschützes glücklich ins Werk richtete.

Die Einnahme Donauwörths öffnete dem König das jenseitige Ufer der Donau, und nur der kleine Lechstrom trennte ihn noch von Bayern. Diese nahe Gefahr seiner Länder weckte die ganze Thätigkeit Maximilians, und so leicht er es bis jetzt dem Feind gemacht hatte, bis an die Schwelle seiner Staaten zu

dringen, ſo entſchloſſen zeigte er ſich nun, ihm den letzten Schritt zu erſchweren. Jenſeits des Lechs, bei der kleinen Stadt Rain, bezog Tilly ein wohlbefeſtigtes Lager, welches von drei Flüſſen umgeben, jedem Angriffe Trotz bot. Alle Brücken über den Lech hatte man abgeworfen, die ganze Länge des Stroms bis Augsburg durch ſtarke Beſatzungen vertheidigt und ſich dieſer Reichsſtadt ſelbſt, welche längſt ſchon ihre Ungeduld blicken ließ, dem Beiſpiel Nürnbergs und Frankfurts zu folgen, durch Einführung einer bayeriſchen Garniſon und Entwaffnung der Bürger verſichert. Der Kurfürſt ſelbſt ſchloß ſich mit allen Truppen, die er hatte aufbringen können, in das Tilly'ſche Lager ein, gleich als ob an dieſem einzigen Poſten alle ſeine Hoffnungen hafteten und das Glück der Schweden an dieſer äußerſten Gränzmauer ſcheitern ſollte.

Bald erſchien Guſtav Adolph am Ufer, den bayeriſchen Verſchanzungen gegenüber, nachdem er ſich das ganze Augsburgiſche Gebiet dieſſeits des Lechs unterworfen und ſeinen Truppen eine reiche Zufuhr aus dieſem Landſtrich geöffnet hatte. Es war im Märzmonat, wo dieſer Strom von häufigen Regengüſſen und von dem Schnee der tyroliſchen Gebirge zu einer ungewöhnlichen Höhe ſchwillt, und zwiſchen ſteilen Ufern mit reißender Schnelligkeit fluthet. Ein gewiſſes Grab öffnete ſich dem waghälſigen Stürmer in ſeinen Wellen, und am entgegenſtehenden Ufer zeigten ihm die feindlichen Kanonen ihre mörderiſchen Schlünde. Ertrotzt er dennoch mitten durch die Wuth des Waſſers und des Feuers den faſt unmöglichen Uebergang, ſo erwartet die ermatteten Truppen ein friſcher und

muthiger Feind in einem unüberwindlichen Lager, und nach Erholung ſchmachtend, finden ſie eine Schlacht. Mit erſchöpfter Kraft müſſen ſie die feindlichen Schanzen erſteigen, deren Feſtigkeit jedes Angriffs zu ſpotten ſcheint. Eine Niederlage an dieſem Ufer erlitten, führt ſie unvermeidlich zum Untergang; denn derſelbe Strom, der ihnen die Bahn zum Siege erſchwert, verſperrt ihnen alle Wege zur Flucht, wenn das Glück ſie verlaſſen ſollte.

Der ſchwediſche Kriegsrath, den der Monarch jetzt verſammelte, machte das ganze Gewicht dieſer Gründe geltend, um die Ausführung eines ſo gefahrvollen Unternehmens zu hindern. Auch die Tapferſten zagten, und eine ehrwürdige Schaar im Dienſte grau gewordener Krieger erröthete nicht, ihre Beſorgniſſe zu geſtehen. Aber der Entſchluß des Königs war gefaßt. „Wie?“ ſagte er zu Guſtav Horn, der das Wort für die Uebrigen führte: „Ueber die Oſtſee, über ſo „viele große Ströme Deutſchlands hätten wir geſetzt, „und vor einem Bache, vor dieſem Lech hier, ſollten „wir ein Unternehmen aufgeben?“ Er hatte bereits bei Beſichtigung der Gegend, die er mit mancher Lebensgefahr anſtellte, die Entdeckung gemacht, daß das diesſeitige Ufer über das jenſeitige merklich hervorrage, und die Wirkung des ſchwediſchen Geſchützes vorzugsweiſe vor dem des Feindes begünſtige. Mit ſchneller Beſonnenheit wußte er dieſen Umſtand zu nützen. Unverzüglich ließ er an der Stelle, wo ſich das linke Ufer des Lechs gegen das rechte zu krümmte, drei Batterien aufwerfen, von welchen zweiundſiebenzig Feldſtücke ein kreuzweiſes Feuer gegen den Feind unterhielten. Während

daß dieſe wüthende Kanonade die Bayern von dem jenſeitigen Ufer entfernte, ließ er in größter Eilfertigkeit über den Lech eine Brücke ſchlagen; ein dicker Dampf, aus angezündetem Holz und naſſem Stroh in Einem fort unterhalten, entzog das aufſteigende Werk lange Zeit den Augen der Feinde, indem zugleich der faſt ununterbrochene Donner des Geſchützes das Getöſe der Zimmerärte unhörbar machte. Er ſelbſt ermunterte durch ſein eigenes Beiſpiel den Eifer der Truppen und brannte mit eigener Hand über ſechzig Kanonen ab. Mit gleicher Lebhaftigkeit wurde dieſe Kanonade zwei Stunden lang von den Bayern, wiewohl mit ungleichem Vortheil, erwiedert, da die hervorragenden Batterien der Schweden das jenſeitige niedere Ufer beherrſchten und die Höhe des ihrigen ihnen gegen das feindliche Geſchütz zur Bruſtwehr diente. Umſonſt ſtrebten die Bayern, die feindlichen Werke vom Ufer aus zu zerſtören; das überlegene Geſchütz der Schweden verſcheuchte ſie, und ſie mußten die Brücke, faſt unter ihren Augen, vollendet ſehen. Tilly that an dieſem ſchrecklichen Tage das Aeußerſte, den Muth der Seinigen zu entflammen, und keine noch ſo drohende Gefahr konnte ihn von dem Ufer abhalten. Endlich fand ihn der Tod, den er ſuchte. Eine Falconetkugel zerſchmetterte ihm das Bein, und bald nach ihm ward auch Altringer, ſein gleich tapferer Streitgenoſſe, am Kopfe gefährlich verwundet. Von der begeiſternden Gegenwart dieſer beiden Führer verlaſſen, wankten endlich die Bayern, und wider ſeine Neigung wurde ſelbſt Maximilian zu einem kleinmüthigen Entſchluß fortgeriſſen. Von den Vorſtellungen des ſterbenden

Tilly beſiegt, deſſen gewohnte Feſtigkeit der annähernde Tod überwältigt hatte, gab er voreilig ſeinen unüberwindlichen Poſten verloren, und eine von den Schweden entdeckte Furt, durch welche die Reiterei im Begriff war den Uebergang zu wagen, beſchleunigte ſeinen muthloſen Abzug. Noch in derſelben Nacht brach er, ehe noch ein feindlicher Soldat über den Lechſtrom geſetzt hatte, ſein Lager ab, und ohne dem Könige Zeit zu laſſen, ihn auf ſeinem Marſch zu beunruhigen, hatte er ſich in beſter Ordnung nach Neuburg und Ingolſtadt gezogen. Mit Befremdung ſah Guſtav Adolph, der am folgenden Tage den Uebergang vollführte, das feindliche Lager leer, und die Flucht des Kurfürſten erregte ſeine Verwunderung noch mehr, als er die Feſtigkeit des verlaſſenen Lagers entdeckte. „Wär' „ich der Bayer geweſen," rief er erſtaunt aus, „nimmermehr — und hätte mir auch eine Stückkugel Bart „und Kinn weggenommen — nimmermehr würde ich „einen Poſten, wie dieſer da, verlaſſen und dem Feinde „meine Staaten geöffnet haben."

Jetzt alſo lag Bayern dem Sieger offen, und die Kriegsfluth, die bis jetzt nur an den Gränzen dieſes Landes geſtürmt hatte, wälzte ſich zum erſten Male über ſeine lang verſchonten geſegneten Fluren. Bevor ſich aber der König an Eroberung dieſes feindlich geſinnten Landes wagte, entriß er erſt die Reichsſtadt Augsburg dem bayeriſchen Joche, nahm ihre Bürger in Pflichten, und verſicherte ſich ihrer Treue durch eine zurückgelaſſene Beſatzung. Darauf rückte er in beſchleunigten Märſchen gegen Ingolſtadt an, um durch Einnahme dieſer wichtigen Feſtung, welche der Kurfürſt

mit einem großen Theile seines Heeres deckte, seine Eroberungen in Bayern zu sichern und festen Fuß an der Donau zu fassen.

Bald nach seiner Ankunft vor Ingolstadt beschloß der verwundete Tilly in den Mauern dieser Stadt seine Laufbahn, nachdem er alle Launen des untreuen Glücks erfahren hatte. Von der überlegenen Feldherrngröße Gustav Adolphs zermalmt, sah er am Abend seiner Tage alle Lorbeern seiner frühern Siege dahinwelken und befriedigte durch eine Kette von Widerwärtigkeiten die Gerechtigkeit des Schicksals und Magdeburgs zürnende Manen. In ihm verlor die Armee des Kaisers und der Ligue einen unersetzlichen Führer, die katholische Religion den eifrigsten ihrer Vertheidiger, und Maximilian von Bayern den treusten seiner Diener, der seine Treue durch den Tod versiegelte und die Pflichten des Feldherrn auch noch sterbend erfüllte. Sein letztes Vermächtniß an den Kurfürsten war die Ermahnung, die Stadt Regensburg zu besetzen, um Herr der Donau und mit Böhmen in Verbindung zu bleiben.

Mit der Zuversicht, welche die Frucht so vieler Siege zu seyn pflegt, unternahm Gustav Adolph die Belagerung der Stadt, und hoffte durch das Ungestüm des ersten Angriffs ihren Widerstand zu besiegen. Aber die Festigkeit ihrer Werke und die Tapferkeit der Besatzung setzten ihm Hindernisse entgegen, die er seit der Breitenfelder Schlacht nicht zu bekämpfen gehabt hatte, und wenig fehlte, daß die Wälle von Ingolstadt nicht das Ziel seiner Thaten wurden. Beim Recognosciren der Festung streckte ein

Vierundzwanzigpfünder ſein Pferd unter ihm in den Staub, daß er zu Boden ſtürzte, und kurz darauf ward ſein Liebling, der junge Markgraf von Baden, durch eine Stückkugel von ſeiner Seite weggeriſſen. Mit ſchneller Faſſung erhob ſich der König wieder und beruhigte ſein erſchrockenes Volk, indem er ſogleich auf einem andern Pferde ſeinen Weg fortſetzte.

Die Beſitznehmung der Bayern von Regensburg, welche Reichsſtadt der Kurfürſt, dem Rath des Tilly gemäß, durch Liſt überraſchte und durch eine ſtarke Beſatzung in ſeinen Feſſeln hielt, änderte ſchnell den Kriegsplan des Königs. Er ſelbſt hatte ſich mit der Hoffnung geſchmeichelt, dieſe proteſtantiſch geſinnte Reichsſtadt in ſeine Gewalt zu bekommen, und an ihr eine nicht minder ergebene Bundesgenoſſin als an Nürnberg, Augsburg und Frankfurt zu finden. Die Unterjochung derſelben durch die Bayern entfernte auf lange Zeit die Erfüllung ſeines vornehmſten Wunſches, ſich der Donau zu bemächtigen und ſeinem Gegner alle Hülfe von Böhmen aus abzuſchneiden. Schnell verließ er Ingolſtadt, an deſſen Wällen er Zeit und Volk fruchtlos verſchwendete, und drang in das Innerſte von Bayern, um den Kurfürſten zur Beſchützung ſeiner Staaten herbeizulocken und ſo die Ufer der Donau von ihren Vertheidigern zu entblößen.

Das ganze Land bis München lag dem Eroberer offen. Moosburg, Landshut, das ganze Stift Freyſingen unterwarfen ſich ihm; nichts konnte ſeinen Waffen widerſtehen. Fand er aber gleich keine ordentliche Kriegsmacht auf ſeinem Wege, ſo hatte er in der Bruſt jedes Bayern einen deſto unverſöhnlichern

Feind, den Religionsfanatismus, zu bekämpfen. Soldaten, die nicht an den Papst glaubten, waren auf diesem Boden eine neue, eine unerhörte Erscheinung; der blinde Eifer der Pfaffen hatte sie dem Landmann als Ungeheuer, als Kinder der Hölle, und ihren Anführer als den Antichrist abgeschildert. Kein Wunder, wenn man sich von allen Pflichten der Natur und der Menschlichkeit gegen diese Satansbrut lossprach und zu den schrecklichsten Gewaltthaten sich berechtigt glaubte. Wehe dem schwedischen Soldaten, der einem Haufen dieser Wilden einzeln in die Hände fiel! Alle Martern, welche die erfinderische Wuth nur erdenken mag, wurden an diesen unglücklichen Schlachtopfern ausgeübt, und der Anblick ihrer verstümmelten Körper entflammte die Armee zu einer schrecklichen Wiedervergeltung. Nur Gustav Adolph befleckte durch keine Handlung der Rache seinen Heldencharakter, und das schlechte Vertrauen der Bayern zu seinem Christenthum, weit entfernt ihn von den Vorschriften der Menschlichkeit gegen dieses unglückliche Volk zu entbinden, machte es ihm vielmehr zu der heiligsten Pflicht, durch eine desto strengere Mäßigung seinen Glauben zu ehren.

Die Annäherung des Königs verbreitete Schrecken und Furcht in der Hauptstadt, die, von Vertheidigern entblößt und von den vornehmsten Einwohnern verlassen, bei der Großmuth des Siegers allein ihre Rettung suchte. Durch eine unbedingte freiwillige Unterwerfung hoffte sie seinen Zorn zu besänftigen, und schickte schon bis Freysingen Deputirte voraus, ihm ihre Thorschlüssel zu Füßen zu legen. Wie sehr auch der König durch die Unmenschlichkeit der Bayern und

durch die feindſelige Geſinnung ihres Herrn zu einem grauſamen Gebrauch ſeiner Eroberungsrechte gereizt, wie dringend er, ſelbſt von Deutſchen, beſtürmt wurde, Magdeburgs Schickſal an der Reſidenz ihres Zerſtörers zu ahnden, ſo verachtete doch ſein großes Herz dieſe niedrige Rache, und die Werthloſigkeit des Feindes entwaffnete ſeinen Grimm. Zufrieden mit dem edleren Triumph, den Pfalzgrafen Friedrich mit ſiegreichem Pomp in die Reſidenz deſſelben Fürſten zu führen, der das vornehmſte Werkzeug ſeines Falls und der Räuber ſeiner Staaten war, erhöhte er die Pracht ſeines Einzugs durch den ſchönen Glanz der Mäßigung und der Milde.

Der König fand in München nur einen verlaſſenen Palaſt, denn die Schätze des Kurfürſten hatte man nach Werfen geflüchtet. Die Pracht des kurfürſtlichen Schloſſes ſetzte ihn in Erſtaunen, und er fragte den Aufſeher, der ihm die Zimmer zeigte, nach dem Namen des Baumeiſters. „Es iſt kein anderer," verſetzte dieſer, „als der Kurfürſt ſelbſt." — „Ich möchte ihn haben, dieſen Baumeiſter," erwiederte der König, „um ihn nach Stockholm zu ſchicken." — „Davor," antwortete jener, „wird ſich der Baumeiſter zu hüten wiſſen." — Als man das Zeughaus durchſuchte, fanden ſich bloße Laffetten, zu denen die Kanonen fehlten. Die letztern hatte man ſo künſtlich unter dem Fußboden eingeſcharrt, daß ſich keine Spur davon zeigte, und ohne die Verrätherei eines Arbeiters hätte man den Betrug nie erfahren. „Stehet auf von den Todten," rief der König, „und kommet zum Gericht!" — Der Boden ward aufgeriſſen, und man entdeckte gegen hundert und vierzig

Stücke, manche von außerordentlicher Größe, welche größtentheils aus der Pfalz und aus Böhmen erbeutet waren. Ein Schatz von dreißigtauſend Ducaten in Golde, der in einem der größern verſteckt war, machte das Vergnügen vollkommen, womit dieſer koſtbare Fund den König überraſchte.

Aber eine weit willkommnere Erſcheinung würde die bayeriſche Armee ſelbſt ihm geweſen ſeyn, welche aus ihren Verſchanzungen hervorzulocken, er ins Herz von Bayern gedrungen war. In dieſer Erwartung ſah ſich der König betrogen. Kein Feind erſchien, keine noch ſo dringende Aufforderung ſeiner Unterthanen konnte den Kurfürſten vermögen, den letzten Ueberreſt ſeiner Macht in einer Feldſchlacht aufs Spiel zu ſetzen. In Regensburg eingeſchloſſen, harrte er auf die Hülfe, welche ihm der Herzog von Friedland von Böhmen aus zuführen ſollte, und verſuchte einſtweilen, bis der erwartete Beiſtand erſchien, durch Erneuerung der Neutralitäts-Unterhandlungen ſeinen Feind außer Thätigkeit zu ſetzen. Aber das zu oft gereizte Mißtrauen des Monarchen vereitelte dieſen Zweck, und die vorſätzliche Zögerung Wallenſteins ließ Bayern unterdeſſen den Schweden zum Raub werden.

So weit war Guſtav Adolph von Sieg zu Sieg, von Eroberung zu Eroberung fortgeſchritten, ohne auf ſeinem Weg einen Feind zu finden, der ihm gewachſen geweſen wäre. Ein Theil von Bayern und Schwaben, Frankens Bisthümer, die untere Pfalz, das Erzſtift Mainz lagen bezwungen hinter ihm; bis an die Schwelle der öſterreichiſchen Monarchie hatte ein nie unterbrochenes Glück ihn begleitet, und ein glänzender Erfolg

den Operationsplan gerechtfertigt, den er ſich nach dem Breitenfelder Sieg vorgezeichnet hatte. Wenn er ihm gleich nicht, wie er wünſchte, gelungen war, die gehoffte Vereinigung unter den proteſtantiſchen Reichsſtänden durchzuſetzen, ſo hatte er doch die Glieder der katholiſchen Ligue entwaffnet oder geſchwächt, den Krieg größtentheils auf ihre Koſten beſtritten, die Hülfsquellen des Kaiſers vermindert, den Muth der ſchwächern Stände geſtärkt und durch die gebrandſchatzten Länder der kaiſerlichen Alliirten einen Weg nach den öſterreichiſchen Staaten gefunden. Wo er durch die Gewalt der Waffen keinen Gehorſam erpreſſen konnte, da leiſtete ihm die Freundſchaft der Reichsſtädte, die er durch die vereinigten Bande der Politik und Religion an ſich zu feſſeln gewußt hatte, die wichtigſten Dienſte, und er konnte, ſo lange er die Ueberlegenheit im Felde behielt, Alles von ihrem Eifer erwarten. Durch ſeine Eroberungen am Rhein waren die Spanier von der Unterpfalz abgeſchnitten, wenn ihnen der niederländiſche Krieg auch noch Kräfte ließ, Theil an dem deutſchen zu nehmen; auch der Herzog von Lothringen hatte nach ſeinem verunglückten Feldzuge die Neutralität vorgezogen. Noch ſo viele längs ſeines Zuges durch Deutſchland zurückgelaſſene Beſatzungen hatten ſein Heer nicht vermindert, und noch eben ſo friſch, als es dieſen Zug angetreten hatte, ſtand es jetzt mitten in Bayern, entſchloſſen und gerüſtet, den Krieg in das Innerſte von Oeſterreich zu wälzen.

Während daß Guſtav Adolph den Krieg im Reiche mit ſolcher Ueberlegenheit führte, hatte das Glück ſeinen Bundesgenoſſen, den Kurfürſten von

Sachsen, auf einem andern Schauplatz nicht weniger begünstigt. Man erinnert sich, daß bei der Berathschlagung, welche nach der Leipziger Schlacht zwischen beiden Fürsten zu Halle angestellt worden, die Eroberung Böhmens dem Kurfürsten von Sachsen zum Antheil fiel, indem der König für sich selbst den Weg nach den liguistischen Ländern erwählte. Die erste Frucht, welche der Kurfürst von dem Siege bei Breitenfeld erntete, war die Wiedereroberung von Leipzig, worauf in kurzer Zeit die Befreiung des ganzen Kreises von den kaiserlichen Besatzungen folgte. Durch die Mannschaft verstärkt, welche von der feindlichen Garnison zu ihm übertrat, richtete der sächsische General von Arnheim seinen Marsch nach der Lausitz, welche Provinz ein kaiserlicher General, Rudolph von Tiefenbach, mit einer Armee überschwemmt hatte, den Kurfürsten von Sachsen wegen seines Uebertritts zu der Partei des Feindes zu züchtigen. Schon hatte er in dieser schlecht vertheidigten Provinz die gewöhnlichen Verwüstungen angefangen, mehrere Städte erobert und Dresden selbst durch seine drohende Annäherung erschreckt. Aber diese reißenden Fortschritte hemmte plötzlich ein ausdrücklicher wiederholter Befehl des Kaisers, alle sächsischen Besitzungen mit Krieg zu verschonen.

Zu spät erkannte Ferdinand die fehlerhafte Politik, die ihn verleitet hatte, den Kurfürsten von Sachsen aufs Aeußerste zu bringen, und dem König von Schweden diesen wichtigen Bundesgenossen gleichsam mit Gewalt zuzuführen. Was er durch einen unzeitigen Trotz verdarb, wollte er jetzt durch eine eben so übel angebrachte Mäßigung wieder gut machen, und

er beging einen zweiten Fehler, indem er den erſten verbeſſern wollte. Seinem Feind einen ſo mächtigen Alliirten zu rauben, erneuerte er durch Vermittelung der Spanier die Unterhandlungen mit dem Kurfürſten, und, den Fortgang derſelben zu erleichtern, mußte Tiefenbach ſogleich alle ſächſiſchen Länder verlaſſen. Aber dieſe Demüthigung des Kaiſers, weit entfernt die gehoffte Wirkung hervorzubringen, entdeckte dem Kurfürſten nur die Verlegenheit ſeines Feindes und ſeine eigene Wichtigkeit, und ermunterte ihn vielmehr, die errungenen Vortheile deſto lebhafter zu verfolgen. Wie konnte er auch, ohne ſich durch den ſchändlichſten Undank verächtlich zu machen, einem Alliirten entſagen, dem er die heiligſten Verſicherungen ſeiner Treue gegeben, dem er für die Rettung ſeiner Staaten, ja ſelbſt ſeines Kurhuts verpflichtet war?

Die ſächſiſche Armee, des Zugs nach der Lauſitz überhoben, nahm alſo ihren Weg nach Böhmen, wo ein Zuſammenfluß günſtiger Ereigniſſe ihr im voraus den Sieg zu verſichern ſchien. Noch immer glimmte in dieſem Königreiche, dem erſten Schauplatz dieſes verderblichen Kriegs, das Feuer der Zwietracht unter der Aſche, und durch den fortgeſetzten Bruch der Tyrannei wurde dem Unwillen der Nation mit jedem Tage neue Nahrung gegeben. Wohin man die Augen richtete, zeigte dieſes unglückliche Land Spuren der traurigſten Veränderung. Ganze Ländereien hatten ihre Beſitzer gewechſelt und ſeufzten unter dem verhaßten Joche katholiſcher Herren, welche die Gunſt des Kaiſers und der Jeſuiten mit dem Raube der vertriebenen Proteſtanten bekleidet hatte. Andere hatten das

Elend benutzt, die eingezogenen Güter der Verwiesenen um geringe Preise an sich zu kaufen. Das Blut der vornehmsten Freiheitsverfechter war auf Henkerbühnen verspritzt worden, und welche durch eine zeitige Flucht dem Verderben entrannen, irrten ferne von ihrer Heimat im Elend umher, während daß die geschmeidigen Sklaven des Despotismus ihr Erbe verschwelgten. Unerträglicher als der Druck dieser kleinen Tyrannen war der Gewissenszwang, welcher die ganze protestantische Partei dieses Königreichs ohne Unterschied belastete. Keine Gefahr von außen, keine noch so ernstliche Widersetzung der Nation, keine noch so abschreckende Erfahrung hatte dem Bekehrungseifer der Jesuiten ein Ziel setzen können: wo der Weg der Güte nichts fruchtete, bediente man sich soldatischer Hülfe, die Verirrten in den Schafstall der Kirche zurück zu ängstigen. Am härtesten traf dieses Schicksal die Bewohner des Joachimsthals, im Gränzgebirge zwischen Böhmen und Meißen. Zwei kaiserliche Commissarien, durch eben so viele Jesuiten und fünfzehn Musketiere unterstützt, zeigten sich in diesem friedlichen Thale, das Evangelium den Ketzern zu predigen. Wo die Beredtsamkeit der Erstern nicht zulangte, suchte man durch gewaltsame Einquartierung der Letztern in die Häuser, durch angedrohte Verbannung, durch Geldstrafen seinen Zweck durchzusetzen. Aber für diesmal siegte die gute Sache, und der herzhafte Widerstand dieses kleinen Volks nöthigte den Kaiser, sein Bekehrungsmandat schimpflich zurückzunehmen. Das Beispiel des Hofes diente den Katholiken des Königreichs zur Richtschnur ihres Betragens und rechtfertigte alle Arten der Unter-

drückung, welche ihr Uebermuth gegen die Proteſtanten auszuüben verſucht war. Kein Wunder, wenn dieſe ſchwer verfolgte Partei einer Veränderung günſtig wurde und ihrem Befreier, der ſich jetzt an der Gränze zeigte, mit Sehnſucht entgegen ſah.

Schon war die ſächſiſche Arme im Anzuge gegen Prag. Aus allen Plätzen, vor denen ſie erſchien, waren die kaiſerlichen Beſatzungen gewichen. Schlöckenau, Tetſchen, Außig, Leutmeritz fielen ſchnell nach einander in Feindes Hand, jeder katholiſche Ort wurde der Plünderung preisgegeben. Schrecken ergriff alle Papiſten des Königreichs, und eingedenk der Mißhandlung, welche ſie an den Evangeliſchen ausgeübt hatten, wagten ſie es nicht, die rächende Ankunft eines proteſtantiſchen Heeres zu erwarten. Alles, was katholiſch war und etwas zu verlieren hatte, eilte vom Lande nach der Hauptſtadt, um auch die Hauptſtadt eben ſo ſchnell wieder zu verlaſſen. Prag ſelbſt war auf keinen Angriff bereitet, und an Mannſchaft zu arm, um eine lange Belagerung aushalten zu können. Zu ſpät hatte man ſich am Hofe des Kaiſers entſchloſſen, den Feldmarſchall Tiefenbach zu Vertheidigung dieſer Hauptſtadt herbei zu rufen. Ehe der kaiſerliche Befehl die Standquartiere dieſes Generals in Schleſien erreichte, waren die Sachſen nicht ferne mehr von Prag, die halb proteſtantiſche Bürgerſchaft verſprach wenig Eifer, und die ſchwache Garniſon ließ keinen langen Widerſtand hoffen. In dieſer ſchrecklichen Bedrängniß erwarteten die katholiſchen Einwohner ihre Rettung von Wallenſtein, der in den Mauern dieſer Stadt als Privatmann lebte. Aber weit entfernt ſeine Kriegserfahrung und das

Gewicht seines Ansehens zu Erhaltung der Stadt anzuwenden, ergriff er vielmehr den willkommenen Augenblick, seine Rache zu befriedigen. Wenn er es auch nicht war, der die Sachsen nach Prag lockte, so war es doch gewiß sein Betragen, was ihnen die Einnahme dieser Stadt erleichterte. Wie wenig diese auch zu einem langen Widerstande geschickt war, so fehlte es ihr dennoch nicht an Mitteln, sich bis zur Ankunft eines Entsatzes zu behaupten; und ein kaiserlicher Oberster, Graf Maradas, bezeigte wirklich Lust, ihre Vertheidigung zu übernehmen. Aber ohne Commando und durch nichts als seinen Eifer und seine Tapferkeit zu diesem Wagestück aufgefordert, unterstand er sich nicht, es auf eigene Gefahr, ohne die Beistimmung eines Höhern, in's Werk zu setzen. Er suchte also Rath bei dem Herzog von Friedland, dessen Billigung den Mangel einer kaiserlichen Vollmacht ersetzte und an den die böhmische Generalität durch einen ausdrücklichen Befehl vom Hof in dieser Extremität angewiesen war. Aber arglistig hüllte sich dieser in seine Dienstlosigkeit und seine gänzliche Zurückziehung von der politischen Bühne, und schlug die Entschlossenheit des Subalternen durch die Bedenklichkeiten darnieder, die er, als der Mächtige, blicken ließ. Die Muthlosigkeit allgemein und vollkommen zu machen, verließ er endlich gar mit seinem ganzen Hofe die Stadt, so wenig er auch bei Einnahme derselben von dem Feinde zu fürchten hatte; und sie ging eben dadurch verloren, daß er sie durch seinen Abzug verloren gab. Seinem Beispiele folgte der ganze katholische Adel, die Generalität mit den Truppen, die Geistlichkeit, alle

Beamten der Krone; die ganze Nacht brachte man damit zu, ſeine Perſonen, ſeine Güter zu flüchten. Alle Straßen bis Wien waren mit Fliehenden angefüllt, die ſich nicht eher als in der Kaiſerſtadt von ihrem Schrecken erholten. Maradas ſelbſt, an Prags Errettung verzweifelnd, folgte den Uebrigen und führte ſeine kleine Mannſchaft bis Tabor, wo er den Ausgang erwarten wollte.

Tiefe Stille herrſchte in Prag, als die Sachſen am andern Morgen davor erſchienen; keine Anſtalt zur Vertheidigung, nicht ein einziger Schuß von den Wällen, der eine Gegenwehr der Bewohner verkündigte. Vielmehr ſammelte ſich eine Menge von Zuſchauern um ſie her, welche die Neugier aus der Stadt gelockt hatte, das feindliche Heer zu betrachten; und die friedliche Vertraulichkeit, womit ſie ſich näherten, glich vielmehr einer freundſchaftlichen Begrüßung, als einem feindlichen Empfange. Aus dem übereinſtimmenden Bericht dieſer Leute erfuhr man, daß die Stadt leer an Soldaten und die Regierung nach Budweiß geflüchtet ſey. Dieſer unerwartete, unerklärbare Mangel an Widerſtand erregte Arnheims Mißtrauen um ſo mehr, da ihm die eilfertige Annäherung des Entſatzes aus Schleſien kein Geheimniß, und die ſächſiſche Armee mit Belagerungswerkzeugen zu wenig verſehen, auch an Anzahl bei weitem zu ſchwach war, um eine ſo große Stadt zu beſtürmen. Vor einem Hinterhalt bange, verdoppelte er ſeine Wachſamkeit; und er ſchwebte in dieſer Furcht, bis ihm der Haushofmeiſter des Herzogs von Friedland, den er unter dem Haufen entdeckte, dieſe unglaubliche Nachricht bekräftigte. „Die Stadt

iſt ohne Schwertſtreich unſer," rief er jetzt voll Verwunderung ſeinen Oberſten zu, und ließ ſie unverzüglich durch einen Trompeter auffordern.

Die Bürgerſchaft von Prag, von ihren Vertheidigern ſchimpflich im Stich gelaſſen, hatte ihren Entſchluß längſt gefaßt, und es kam bloß darauf an, Freiheit und Eigenthum durch eine vortheilhafte Capitulation in Sicherheit zu ſetzen. Sobald dieſe von dem ſächſiſchen General im Namen ſeines Herrn unterzeichnet war, öffnete man ihm ohne Widerſetzung die Thore, und die Armee hielt am 11ten November des Jahres 1631 ihren triumphirenden Einzug. Bald folgte der Kurfürſt ſelbſt nach, um die Huldigung ſeiner neuen Schutzbefohlenen in Perſon zu empfangen; denn nur unter dieſem Namen hatten ſich ihm die drei Prager Städte ergeben; ihre Verbindung mit der öſterreichiſchen Monarchie ſollte durch dieſen Schritt nicht zerriſſen ſeyn. So übertrieben groß die Furcht der Papiſten vor den Repreſſalien der Sachſen geweſen war, ſo angenehm überraſchte ſie die Mäßigung des Kurfürſten und die gute Mannszucht der Truppen. Beſonders legte der Feldmarſchall von Arnheim ſeine Ergebenheit gegen den Herzog von Friedland bei dieſer Gelegenheit an den Tag. Nicht zufrieden, alle Ländereien deſſelben auf ſeinem Hermarſch verſchont zu haben, ſtellte er jetzt noch Wachen an ſeinen Palaſt, damit ja nichts daraus entwendet würde. Die Katholiken der Stadt erfreuten ſich der vollkommenſten Gewiſſensfreiheit, und von allen Kirchen, welche ſie den Proteſtanten entriſſen hatten, wurden dieſen nur vier zurückgegeben. Die Jeſuiten allein, welchen

die allgemeine Stimme alle bisherigen Bedrückungen Schuld gab, waren von dieser Duldung ausgeschlossen und mußten das Königreich meiden.

Johann Georg verläugnete selbst als Sieger die Demuth und Unterwürfigkeit nicht, die ihm der kaiserliche Name einflößte, und was sich ein kaiserlicher General, wie Tilly und Wallenstein, zu Dresden gegen ihn unfehlbar würde herausgenommen haben, erlaubte er sich zu Prag nicht gegen den Kaiser. Sorgfältig unterschied er den Feind, mit dem er Krieg führte, von dem Reichsoberhaupte, dem er Ehrfurcht schuldig war. Er unterstand sich nicht, das Hausgeräthe des Letztern zu berühren, indem er sich ohne Bedenken die Kanonen des Erstern als gute Beute zueignete und sie nach Dresden bringen ließ. Nicht im kaiserlichen Palast, sondern im Lichtensteinischen Hause nahm er seine Wohnung, zu bescheiden, die Zimmer desjenigen zu beziehen, dem er ein Königreich entriß. Würde uns dieser Zug von einem großen Mann und einem Helden berichtet, er würde uns mit Recht zur Bewunderung hinreißen. Der Charakter des Fürsten, bei dem er gefunden wird, berechtigt uns zu dem Zweifel, ob wir in dieser Enthaltung mehr den schönen Sieg der Bescheidenheit ehren oder die kleinliche Gesinnung des schwachen Geistes bemitleiden sollen, den das Glück selbst nie kühn macht und die Freiheit selbst nie der gewohnten Fesseln entledigt.

Die Einnahme in Prag, auf welche in kurzer Zeit Unterwerfung der mehrsten Städte folgte, bewirkte eine schnelle und große Veränderung in dem Königreiche. Viele von dem protestantischen Adel, welche bisher im

Elend herum geirrt waren, fanden ſich wieder in ihrem Vaterlande ein, und der Graf von Thurn, der berüchtigte Urheber des böhmiſchen Aufruhrs, erlebte die Herrlichkeit, auf dem ehemaligen Schauplatze ſeines Verbrechens und ſeiner Verurtheilung ſich als Sieger zu zeigen. Ueber dieſelbe Brücke, wo ihm die aufgeſpießten Köpfe ſeiner Anhänger das ihn ſelbſt erwartende Schickſal furchtbar vor Augen malten, hielt er jetzt ſeinen triumphirenden Einzug, und ſein erſtes Geſchäft war, dieſe Schreckbilder zu entfernen. Die Verwieſenen ſetzten ſich ſogleich in den Beſitz ihrer Güter, deren jetzige Eigenthümer die Flucht ergriffen hatten. Unbekümmert, wer dieſen die aufgewandten Summen erſtatten würde, riſſen ſie Alles, was ihre geweſen war, an ſich, auch wenn ſie ſelbſt den Kaufpreis dafür gezogen hatten, und Mancher unter ihnen fand Urſache, die gute Wirthſchaft der bisherigen Verwalter zu rühmen. Felder und Heerden hatten unterdeſſen in der zweiten Hand vortrefflich gewuchert. Mit dem koſtbarſten Hausrath waren die Zimmer geſchmückt, die Keller, welche ſie leer verlaſſen hatten, reichlich gefüllt, die Ställe bevölkert, die Magazine beladen. Aber mißtrauiſch gegen ein Glück, das ſo unverhofft auf ſie hereinſtürmte, eilten ſie, dieſe unſichern Beſitzungen wieder loszuſchlagen und den unbeweglichen Segen in bewegliche Güter zu verwandeln.

Die Gegenwart der Sachſen belebte den Muth aller Proteſtantiſchgeſinnten des Königreichs, und auf dem Lande wie in der Hauptſtadt ſah man ganze Schaaren zu den neu eröffneten evangeliſchen Kirchen eilen. Viele, welche nur die Furcht im Gehorſam gegen das

Papſtthum erhalten hatte, wandten ſich jetzt öffentlich zu der neuen Lehre, und manche der neubekehrten Katholiken ſchwuren freudig ein erzwungenes Bekenntniß ab, um ihren früheren Ueberzeugungen zu folgen. Alle bewieſene Duldſamkeit der neuen Regierung konnte den Ausbruch des gerechten Unwillens nicht verhindern, den dieſes mißhandelte Volk die Unterdrücker ſeiner heiligſten Freiheit empfinden ließ. Fürchterlich bediente es ſich ſeiner wieder erlangten Rechte, und ſeinen Haß gegen die aufgedrungene Religion ſtillte an manchen Orten nur das Blut ihrer Verkündiger.

Unterdeſſen war der Succurs, den die kaiſerlichen Generale von Götz und von Tiefenbach aus Schleſien herbeiführten, in Böhmen angelangt, wo einige Regimenter des Grafen Tilly aus der obern Pfalz zu ihm ſtießen. Ihn zu zerſtreuen, ehe ſich ſeine Macht vermehrte, rückte Arnheim mit einem Theil der Armee aus Prag ihm entgegen und that bei Nimburg an der Elbe einen muthigen Angriff auf ſeine Verſchanzungen. Nach einem hitzigen Gefechte ſchlug er endlich, nicht ohne großen Verluſt, die Feinde aus ihrem befeſtigten Lager und zwang ſie durch die Heftigkeit ſeines Feuers, den Rückweg über die Elbe zu nehmen und die Brücke abzubrechen, die ſie herüber gebracht hatte. Doch konnte er nicht verhindern, daß ihm die Kaiſerlichen nicht in mehrern kleinen Gefechten Abbruch thaten und die Kroaten ſelbſt bis an die Thore von Prag ihre Streifereien erſtreckten. Wie glänzend und viel verſprechend auch die Sachſen den böhmiſchen Feldzug eröffnet hatten, ſo rechtfertigte der Erfolg doch keineswegs Guſtav Adolphs Erwartungen.

Anſtatt mit unaufhaltſamer Gewalt die errungenen Vortheile zu verfolgen, durch das bezwungene Böhmen ſich zu der ſchwediſchen Armee durchzuſchlagen und in Vereinigung mit ihr den Mittelpunkt der kaiſerlichen Macht anzugreifen, ſchwächten ſie ſich in einem anhaltenden kleinen Krieg mit dem Feinde, wobei der Vortheil nicht immer auf ihrer Seite war, und die Zeit für eine größere Unternehmung fruchtlos verſchwendet wurde. Aber Johann Georgs nachfolgendes Betragen deckte die Triebfedern auf, welche ihn abgehalten hatten, ſich ſeines Vortheils über den Kaiſer zu bedienen und die Entwürfe des Königs von Schweden durch eine zweckmäßige Wirkſamkeit zu befördern.

Der größte Theil von Böhmen war jetzt für den Kaiſer verloren und die Sachſen von dieſer Seite her gegen Oeſterreich im Anzug, während daß der ſchwediſche Monarch durch Franken, Schwaben und Bayern nach den kaiſerlichen Erbſtaaten einen Weg ſich bahnte. Ein langer Krieg hatte die Kräfte der öſterreichiſchen Monarchie verzehrt, die Länder erſchöpft, die Armeen vermindert. Dahin war der Ruhm ihrer Siege, das Vertrauen auf Unüberwindlichkeit, der Gehorſam, die gute Mannszucht der Truppen, welche dem ſchwediſchen Heerführer eine ſo entſchiedene Ueberlegenheit im Felde verſchaffte. Entwaffnet waren die Bundesgenoſſen des Kaiſers, oder die auf ſie ſelbſt hereinſtürmende Gefahr hatte ihre Treue erſchüttert. Selbſt Maximilian von Bayern, Oeſterreichs mächtigſte Stütze, ſchien den verführeriſchen Einladungen zur Neutralität nachzugeben; die verdächtige Allianz dieſes Fürſten mit

Frankreich hatte den Kaiſer längſt ſchon mit Beſorgniſſen erfüllt. Die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg, der Kurfürſt von Mainz, der Herzog von Lothringen, waren aus ihren Ländern vertrieben, oder doch gefährlich bedroht; Trier ſtand im Begriff, ſich unter franzöſiſchen Schutz zu begeben. Spaniens Waffen beſchäftigte die Tapferkeit der Holländer in den Niederlanden, während daß Guſtav Adolph ſie vom Rheinſtrom zurückſchlug; Polen feſſelte noch der Stillſtand mit dieſem Fürſten. Die ungariſchen Gränzen bedrohte der ſiebenbürgiſche Fürſt Ragotzy, ein Nachfolger Bethlen Gabors und der Erbe ſeines unruhigen Geiſtes; die Pforte ſelbſt machte bedenkliche Zurüſtungen, den günſtigen Zeitpunkt zu nutzen. Die mehrſten proteſtantiſchen Reichsſtände, kühn gemacht durch das Waffenglück ihres Beſchützers, hatten öffentlich und thätlich gegen den Kaiſer Partei ergriffen. Alle Hülfsquellen, welche ſich die Frechheit eines Tilly und Wallenſtein durch gewaltſame Erpreſſungen in dieſen Ländern geöffnet hatte, waren nunmehr vertrocknet, alle dieſe Werbeplätze, dieſe Magazine, dieſe Zufluchtsörter für den Kaiſer verloren, und der Krieg konnte nicht mehr wie vormals auf fremde Koſten beſtritten werden. Seine Bedrängniſſe vollkommen zu machen, entzündet ſich im Land ob der Ens ein gefährlicher Aufruhr; der unzeitige Bekehrungseifer der Regierung bewaffnet das proteſtantiſche Landvolk, und der Fanatismus ſchwingt ſeine Fackel, indem der Feind ſchon an den Pforten des Reichs ſtürmt. Nach einem ſo langen Glücke, nach einer ſo glänzenden Reihe von Siegen, nach ſo herrlichen Eroberungen, nach ſo viel

unnütz verſpritztem Blute, ſieht ſich der öſterreichiſche Monarch zum zweiten Mal an denſelben Abgrund geführt, in den er beim Antritt ſeiner Regierung zu ſtürzen drohte. Ergriff Bayern die Neutralität, widerſtand Kurſachſen der Verführung und entſchloß ſich Frankreich, die ſpaniſche Macht zugleich in den Niederlanden, in Italien und Catalonien anzufallen, ſo ſtürzte der ſtolze Bau von Oeſterreichs Größe zuſammen, die alliirten Kronen theilten ſich in ſeinen Raub, und der deutſche Staatskörper ſah einer gänzlichen Verwandlung entgegen.

Die ganze Reihe dieſer Unglücksfälle begann mit der Breitenfelder Schlacht, deren unglücklicher Ausgang den längſt ſchon entſchiedenen Verfall der öſterreichiſchen Macht, den bloß der täuſchende Schimmer eines großen Namens verſteckt hatte, ſichtbar machte. Ging man zu den Urſachen zurück, welche den Schweden eine ſo furchtbare Ueberlegenheit im Felde verſchafften, ſo fand man ſie größtentheils in der unumſchränkten Gewalt ihres Anführers, der alle Kräfte ſeiner Partei in einem einzigen Punkte vereinigte und, durch keine höhere Autorität in ſeinen Unternehmungen gefeſſelt, vollkommener Herr jedes günſtigen Augenblicks, alle Mittel zu ſeinem Zwecke beherrſchte und von Niemand als ſich ſelbſt Geſetze empfing. Aber ſeit Wallenſteins Abdankung und Tilly's Niederlage zeigte ſich auf Seiten des Kaiſers und der Ligue von dieſem Allen gerade das Widerſpiel. Den Generalen gebrach es an Anſehen bei den Truppen und an der ſo nöthigen Freiheit zu handeln, den Soldaten an Gehorſam und Mannszucht, den zerſtreuten Corps an übereinſtimmender

Wirkſamkeit, den Ständen an gutem Willen, den Oberhäuptern an Eintracht, an Schnelligkeit des Entſchluſſes und an Feſtigkeit bei Vollſtreckung deſſelben. Nicht ihre größere Macht, nur der beſſere Gebrauch, den ſie von ihren Kräften zu machen wußten, war es, was den Feinden des Kaiſers ein ſo entſchiedenes Uebergewicht gab. Nicht an Mitteln, nur an einem Geiſte, der ſie anzuwenden Fähigkeit und Vollmacht beſaß, fehlte es der Ligue und dem Kaiſer. Hätte Graf Tilly auch nie ſeinen Ruhm verloren, ſo ließ das Mißtrauen gegen Bayern doch nicht zu, das Schickſal der Monarchie in die Hände eines Mannes zu geben, der ſeine Anhänglichkeit an das bayeriſche Haus nie verläugnete. Ferdinands dringendſtes Bedürfniß war alſo ein Feldherr, der gleich viel Erfahrenheit beſaß, eine Armee zu bilden und anzuführen, und der ſeine Dienſte dem öſterreichiſchen Hauſe mit blinder Ergebenheit widmete.

Die Wahl eines ſolchen war es, was nunmehr den geheimen Rath des Kaiſers beſchäftigte und die Mitglieder deſſelben unter einander entzweite. Einen König dem andern gegenüber zu ſtellen und durch die Gegenwart ihres Herrn den Muth der Truppen zu entflammen, ſtellte ſich Ferdinand im erſten Feuer des Affects ſelbſt als den Führer ſeiner Armee dar; aber es koſtete wenig Mühe, einen Entſchluß umzuſtoßen, den nur Verzweiflung eingab und das erſte ruhige Nachdenken widerlegte. Doch was dem Kaiſer ſeine Würde und die Laſt des Regentenamts verbot, erlaubten die Umſtände ſeinem Sohne, einem Jüngling von Fähigkeit und Muth, auf den die öſterreichiſchen Unterthanen

mit frohen Hoffnungen blickten. Schon durch ſeine Geburt zur Vertheidigung einer Monarchie aufgefordert, von deren Kronen er zwei ſchon auf ſeinem Haupte trug, verband Ferdinand der Dritte, König von Böhmen und Ungarn, mit der natürlichen Würde des Thronfolgers die Achtung der Armeen und die volle Liebe der Völker, deren Beiſtand ihm zur Führung des Kriegs ſo unentbehrlich war. Der geliebte Thronfolger allein durfte es wagen, dem hartbeſchwerten Unterthan neue Laſten aufzulegen; nur ſeiner perſönlichen Gegenwart bei der Armee ſchien es aufbehalten zu ſeyn, die verderbliche Eiferſucht der Häupter zu erſticken und die erſchlaffte Mannszucht der Truppen durch die Kraft ſeines Namens zu der vorigen Strenge zurückzuführen. Gebrach es auch dem Jünglinge noch an der nöthigen Reife des Urtheils, Klugheit und Kriegserfahrung, welche nur durch Uebung erworben wird, ſo konnte man dieſen Mangel durch eine glückliche Wahl von Rathgebern und Gehülfen erſetzen, die man unter der Hülle ſeines Namens mit der höchſten Autorität bekleidete.

So ſcheinbar die Gründe waren, womit ein Theil der Miniſter dieſen Vorſchlag unterſtützte, ſo große Schwierigkeiten ſetzte ihm das Mißtrauen, vielleicht auch die Eiferſucht des Kaiſers und die verzweifelte Lage der Dinge entgegen. Wie gefährlich war es, das ganze Schickſal der Monarchie einem Jüngling anzuvertrauen, der fremder Führung ſelbſt ſo bedürftig war! Wie gewagt, dem größten Feldherrn ſeines Jahrhunderts einen Anfänger entgegen zu ſtellen, deſſen Fähigkeit zu dieſem wichtigen Poſten noch durch keine

Unternehmung geprüft, deſſen Name, von dem Ruhme noch nie genannt, viel zu kraftlos war, um der muthloſen Armee im voraus den Sieg zu verbürgen! Welche neue Laſt zugleich für den Unterthan, den koſtbaren Staat zu beſtreiten, der einem königlichen Heerführer zukam und den der Wahn des Zeitalters mit ſeiner Gegenwart beim Heer unzertrennlich verknüpfte! Wie bedenklich endlich für den Prinzen ſelbſt, ſeine politiſche Laufbahn mit einem Amte zu eröffnen, das ihn zur Geißel ſeines Volks und zum Unterdrücker der Länder machte, die er künftig beherrſchen ſollte!

Und dann war es noch nicht damit gethan, den Feldherrn für die Armee aufzuſuchen; man mußte auch die Armee für den Feldherrn finden. Seit Wallenſteins gewaltſamer Entfernung hatte ſich der Kaiſer mehr mit liguiſtiſcher und bayeriſcher Hülfe als durch eigene Armeen vertheidigt, und eben dieſe Abhängigkeit von zweideutigen Freunden war es ja, der man durch Aufſtellung eines eigenen Generals zu entfliehen ſuchte. Welche Möglichkeit aber, ohne die Alles zwingende Macht des Goldes und ohne den begeiſternden Namen eines ſiegreichen Feldherrn eine Armee aus dem Nichts hervorzurufen — und eine Armee, die es an Mannszucht, an kriegeriſchem Geiſt und an Fertigkeit mit den geübten Schaaren des nordiſchen Eroberers aufnehmen konnte? In ganz Europa war nur ein einziger Mann, der ſolch eine That gethan, und dieſem Einzigen hatte man eine tödtliche Kränkung bewieſen.

Jetzt endlich war der Zeitpunkt herbeigerückt, der dem beleidigten Stolze des Herzogs von Friedland eine

Genugthuung ohne Gleichen verſchaffte. Das Schickſal ſelbſt hatte ſich zu ſeinem Rächer aufgeſtellt, und eine ununterbrochene Reihe von Unglücksfällen, die ſeit dem Tage ſeiner Abdankung über Oeſterreich hereinſtürmte, dem Kaiſer ſelbſt das Geſtändniß entriſſen, daß mit dieſem Feldherrn ſein rechter Arm ihm abgehauen worden ſey. Jede Niederlage ſeiner Truppen erneuerte dieſe Wunde, jeder verlorne Platz warf dem betrogenen Monarchen ſeine Schwäche und ſeinen Undank vor. Glücklich genug, hätte er in dem beleidigten General nur einen Anführer ſeiner Heere, nur einen Vertheidiger ſeiner Staaten verloren — aber er fand in ihm einen Feind, und den gefährlichſten von allen, weil er gegen den Streich des Verräthers am wenigſten vertheidigt war.

Entfernt von der Kriegsbühne und zu einer folternden Unthätigkeit verurtheilt, während daß ſeine Nebenbuhler auf dem Felde des Ruhms ſich Lorbeern ſammelten, hatte der ſtolze Herzog dem Wechſel des Glücks mit verſtellter Gelaſſenheit zugeſehen und im ſchimmernden Gepränge eines Theaterhelden die düſtern Entwürfe ſeines arbeitenden Geiſtes verborgen. Von einer glühenden Leidenſchaft aufgerieben, während daß eine fröhliche Außenſeite Ruhe und Müßiggang log, brütete er ſtill die ſchreckliche Geburt der Rachbegierde und Ehrſucht zur Reife, und näherte ſich langſam, aber ſicher dem Ziele. Erloſchen war Alles in ſeiner Erinnerung, was er durch den Kaiſer geworden war; nur was er für den Kaiſer gethan hatte, ſtand mit glühenden Zügen in ſein Gedächtniß geſchrieben. Seinem unerſättlichen Durſt nach Größe und Macht war

der Undank des Kaiſers willkommen, der ſeinen Schuldbrief zu zerreißen und ihn jeder Pflicht gegen den Urheber ſeines Glücks zu entbinden ſchien. Entſündigt und gerechtfertigt erſchienen ihm jetzt die Entwürfe ſeiner Ehrſucht im Gewand einer rechtmäßigen Wiedervergeltung. In eben dem Maß, als ſein äußerer Wirkungskreis ſich verengte, erweiterte ſich die Welt ſeiner Hoffnungen, und ſeine ſchwärmende Einbildungskraft verlor ſich in unbegränzten Entwürfen, die in jedem andern Kopf als dem ſeinigen nur der Wahnſinn erzeugen kann. So hoch, als der Menſch nur immer durch eigene Kraft ſich zu erheben vermag, hatte ſein Verdienſt ihn emporgetragen; nichts von allem dem, was dem Privatmann und Bürger innerhalb ſeiner Pflichten erreichbar bleibt, hatte das Glück ihm verweigert. Bis auf den Augenblick ſeiner Entlaſſung hatten ſeine Anſprüche keinen Widerſtand, ſein Ehrgeiz keine Gränzen erfahren; der Schlag, der ihn auf dem Regensburger Reichstag zu Boden ſtreckte, zeigte ihm den Unterſchied zwiſchen urſprünglicher und übertragener Gewalt, und den Abſtand des Unterthans von dem Gebieter. Aus dem bisherigen Taumel ſeiner Herrſchergröße durch dieſen überraſchenden Glückswechſel aufgeſchreckt, verglich er die Macht, die er beſeſſen, mit derjenigen, durch welche ſie ihm entriſſen wurde, und ſein Ehrgeiz bemerkte die Stufe, die auf der Leiter des Glücks noch für ihn zu erſteigen war. Erſt nachdem er das Gewicht der höchſten Gewalt mit ſchmerzhafter Wahrheit erfahren, ſtreckte er lüſtern die Hände darnach aus; der Raub, der an ihm ſelbſt verübt wurde, machte ihn zum Räuber. Durch keine

Beleidigung gereizt, hätte er folgſam ſeine Bahn um die Majeſtät des Thrones beſchrieben, zufrieden mit dem Ruhme, der glänzendſte ſeiner Trabanten zu ſeyn; erſt nachdem man ihn gewaltſam aus ſeinem Kreiſe ſtieß, verwirrte er das Syſtem, dem er angehörte, und ſtürzte ſich zermalmend auf ſeine Sonne.

Guſtav Adolph durchwanderte den deutſchen Norden mit ſiegendem Schritte; ein Platz nach dem andern ging an ihn verloren, und bei Leipzig fiel der Kern der kaiſerlichen Macht. Das Gerücht dieſer Niederlage drang bald auch zu Wallenſteins Ohren, der, zu Prag in die Dunkelheit des Privatſtandes zurückgeſchwunden, aus ruhiger Ferne den tobenden Kriegsſturm betrachtete. Was die Bruſt aller Katholiken mit Unruhe erfüllte, verkündigte ihm Größe und Glück; nur für ihn arbeitete Guſtav Adolph. Kaum hatte der Letztere angefangen, ſich durch ſeine Kriegsthaten in Achtung zu ſetzen, ſo verlor der Herzog von Friedland keinen Augenblick, ſeine Freundſchaft zu ſuchen und mit dieſem glücklichen Feinde Oeſterreichs gemeine Sache zu machen. Der vertriebene Graf von Thurn, der dem Könige von Schweden ſchon längſt ſeine Dienſte gewidmet, übernahm es, dem Monarchen Wallenſteins Glückwünſche zu überbringen und ihn zu einem engern Bündniſſe mit dem Herzoge einzuladen. Fünfzehntauſend Mann begehrte Wallenſtein von dem Könige, um mit Hülfe derſelben und mit den Truppen, die er ſelbſt zu werben ſich anheiſchig machte, Böhmen und Mähren zu erobern, Wien zu überfallen, und den Kaiſer, ſeinen Herrn, bis nach Italien zu verjagen. So ſehr das Unerwartete dieſes Antrags und das

Uebertriebene der gemachten Verſprechungen das Mißtrauen Guſtav Adolphs erregte, ſo war er doch ein zu guter Kenner des Verdienſtes, um einen ſo wichtigen Freund mit Kaltſinn zurückzuweiſen. Nachdem aber Wallenſtein, durch die günſtige Aufnahme dieſes erſten Verſuches ermuntert, nach der Breitenfelder Schlacht ſeinen Antrag erneuerte und auf eine beſtimmte Erklärung drang, trug der vorſichtige Monarch Bedenken, an die chimäriſchen Entwürfe dieſes verwegenen Kopfs ſeinen Ruhm zu wagen und der Redlichkeit eines Mannes, der ſich ihm als Verräther ankündigte, eine ſo zahlreiche Mannſchaft anzuvertrauen. Er entſchuldigte ſich mit der Schwäche ſeiner Armee, die auf ihrem Zug in das Reich durch eine ſo ſtarke Verminderung leiden würde, und verſcherzte aus übergroßer Vorſicht vielleicht die Gelegenheit, den Krieg auf das Schnellſte zu endigen. Zu ſpät verſuchte er in der Folge die zerriſſenen Unterhandlungen zu erneuern; der günſtige Moment war vorüber, und Wallenſteins beleidigter Stolz vergab ihm dieſe Geringſchätzung nie.

Aber dieſe Weigerung des Königs beſchleunigte wahrſcheinlich nur den Bruch, den die Form dieſer beiden Charaktere ganz unvermeidlich machte. Beide geboren, Geſetze zu geben, nicht ſie zu empfangen, konnten nimmermehr in einer Unternehmung vereinigt bleiben, die mehr als jede andere Nachgiebigkeit und gegenſeitige Opfer nothwendig macht. Wallenſtein war Nichts, wo er nicht Alles war; er mußte entweder gar nicht oder mit vollkommenſter Freiheit handeln. Eben ſo herzlich haßte Guſtav Adolph jede

Abhängigkeit, und wenig fehlte, daß er selbst die so vortheilhafte Verbindung mit dem französischen Hofe nicht zerrissen hätte, weil die Anmaßungen desselben seinem selbstthätigen Geiste Fesseln anlegten. Jener war für die Partei verloren, die er nicht lenken durfte; dieser noch weit weniger dazu gemacht, dem Gängelbande zu folgen. Waren die gebieterischen Anmaßungen dieses Bundesgenossen dem Herzog von Friedland bei ihren gemeinschaftlichen Operationen schon so lästig, so mußten sie ihm unerträglich seyn, wenn es dazu kam, sich in die Beute zu theilen. Der stolze Monarch konnte sich herablassen, den Beistand eines rebellischen Unterthans gegen den Kaiser anzunehmen und diesen wichtigen Dienst mit königlicher Großmuth belohnen; aber nie konnte er seine eigene und aller Könige Majestät so sehr aus den Augen setzen, um den Preis zu bestätigen, den die ausschweifende Ehrsucht des Herzogs darauf zu setzen wagte; nie eine nützliche Verrätherei mit einer Krone bezahlen. Von ihm also war, auch wenn ganz Europa schwieg, ein furchtbarer Widerspruch zu fürchten, sobald Wallenstein nach dem böhmischen Scepter die Hand ausstreckte — und er war auch in ganz Europa der Mann, der einem solchen Veto Kraft geben konnte. Durch den eigenen Arm Wallensteins zum Dictator von Deutschland gemacht, konnte er gegen diesen selbst seine Waffen kehren und sich von jeder Pflicht der Erkenntlichkeit gegen einen Verräther für losgezählt halten. Neben einem solchen Alliirten hatte also kein Wallenstein Raum; und wahrscheinlich war es dies, nicht seine vermeintliche Absicht auf den Kaiserthron, worauf er anspielte, wenn er nach

dem Tode des Königs in die Worte ausbrach: „Ein „Glück für mich und ihn, daß er dahin iſt! Das deutſche „Reich konnte nicht zwei ſolche Häupter brauchen.“

Der erſte Verſuch zur Rache an dem Haus Oeſterreich war fehlgeſchlagen; aber feſt ſtand der Vorſatz, und nur die Wahl der Mittel erlitt eine Veränderung. Was ihm bei dem König von Schweden mißlungen war, hoffte er mit minder Schwierigkeit und mehr Vortheil bei dem Kurfürſten von Sachſen zu erreichen, den er eben ſo gewiß war, nach ſeinem Willen zu lenken, als er bei Guſtav Adolph daran verzweifelte. In fortdauerndem Einverſtändniß mit Arnheim, ſeinem alten Freunde, arbeitete er von jetzt an an einer Verbindung mit Sachſen, wodurch er dem Kaiſer und dem König von Schweden gleich fürchterlich zu werden hoffte. Er konnte ſich von einem Entwurfe, der, wenn er einſchlug, den ſchwediſchen Monarchen um ſeinen Einfluß in Deutſchland brachte, deſto leichter Eingang bei Johann Georg verſprechen, je mehr die eiferſüchtige Gemüthsart dieſes Prinzen durch die Macht Guſtav Adolphs gereizt und ſeine ohnehin ſchwache Neigung zu demſelben durch die erhöhten Anſprüche des Königs erkältet ward. Gelang es ihm, Sachſen von dem ſchwediſchen Bündniß zu trennen und in Verbindung mit demſelben eine dritte Partei im Reiche zu errichten, ſo lag der Ausſchlag des Krieges in ſeiner Hand, und er hatte durch dieſen einzigen Schritt zugleich ſeine Rache an dem Kaiſer befriedigt, ſeine verſchmähte Freundſchaft an dem ſchwediſchen König gerächt und auf dem Ruin von beiden den Bau ſeiner eigenen Größe gegründet.

Aber auf welchem Wege er auch ſeinen Zweck verfolgte, ſo konnte er denſelben ohne den Beiſtand einer ihm ganz ergebenen Armee nicht zur Ausführung bringen. Dieſe Armee konnte ſo geheim nicht geworben werden, daß am kaiſerlichen Hofe nicht Verdacht geſchöpft und der Anſchlag gleich in ſeiner Entſtehung vereitelt wurde. Dieſe Armee durfte ihre geſetzwidrige Beſtimmung vor der Zeit nicht erfahren, indem ſchwerlich zu erwarten war, daß ſie dem Ruf eines Verräthers gehorchen und gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn dienen würde. Wallenſtein mußte alſo unter kaiſerlicher Autorität und öffentlich werben, und von dem Kaiſer ſelbſt zur unumſchränkten Herrſchaft über die Truppen berechtigt ſeyn. Wie konnte dies aber anders geſchehen, als wenn ihm das entzogene Generalat aufs Neue übertragen und die Führung des Kriegs unbedingt überlaſſen ward? Dennoch erlaubte ihm weder ſein Stolz, noch ſein Vortheil, ſich ſelbſt zu dieſem Poſten zu drängen und als ein Bittender von der Gnade des Kaiſers eine beſchränkte Macht zu erflehen, die von der Furcht deſſelben uneingeſchränkt zu ertrotzen ſtand. Um ſich zum Herrn der Bedingungen zu machen, unter welchen das Commando von ihm übernommen würde, mußte er abwarten, bis es ihm von ſeinem Herrn aufgedrungen ward. — Dies war der Rath, den ihm Arnheim ertheilte, und dies das Ziel, wornach er mit tiefer Politik und raſtloſer Thätigkeit ſtrebte.

Ueberzeugt, daß nur die äußerſte Noth die Unentſchloſſenheit des Kaiſers beſiegen, und den Widerſpruch Bayerns und Spaniens, ſeiner beiden eifrigſten

Gegner, unkräftig machen könne, bewies er ſich von jetzt an geſchäftig, die Fortſchritte des Feindes zu befördern und die Bedrängniſſe ſeines Herrn zu vermehren. Sehr wahrſcheinlich geſchah es auf ſeine Einladung und Ermunterung, daß die Sachſen, ſchon auf dem Wege nach der Lauſitz und Schleſien, ſich nach Böhmen wandten und dieſes unvertheidigte Reich mit ihrer Macht überſchwemmten; ihre ſchnellen Eroberungen in demſelben waren nicht weniger ſein Werk. Durch den Kleinmuth, den er heuchelte, erſtickte er jeden Gedanken an Widerſtand und überlieferte die Hauptſtadt durch ſeinen voreiligen Abzug dem Sieger. Bei einer Zuſammenkunft mit dem ſächſiſchen General zu Kaunitz, wozu eine Friedensunterhandlung ihm den Vorwand darreichte, wurde wahrſcheinlich das Siegel auf die Verſchwörung gedrückt, und Böhmens Eroberung war die erſte Frucht dieſer Verabredung. Indem er ſelbſt nach Vermögen dazu beitrug, die Unglücksfälle über Oeſterreich zu häufen und durch die raſchen Fortſchritte der Schweden am Rheinſtrom aufs Nachdrücklichſte dabei unterſtützt wurde, ließ er ſeine freiwilligen und gedungenen Anhänger in Wien über das öffentliche Unglück die heftigſten Klagen führen und die Abſetzung des vorigen Feldherrn als den einzigen Grund der erlittenen Verluſte abſchildern. „Dahin hätte Wallenſtein es nicht kommen laſſen, wenn er am Ruder geblieben wäre!“ riefen jetzt tauſend Stimmen, und ſelbſt im geheimen Rathe des Kaiſers fand dieſe Meinung feurige Verfechter.

Es bedurfte ihrer wiederholten Beſtürmung nicht, dem bedrängten Monarchen die Augen über die Verdienſte

ſeines Generals und die begangene Uebereilung zu öffnen. Bald genug ward ihm die Abhängigkeit von Bayern und der Ligue unerträglich; aber eben dieſe Abhängigkeit verſtattete ihm nicht, ſein Mißtrauen zu zeigen und durch Zurückberufung des Herzogs von Friedland den Kurfürſten aufzubringen. Jetzt aber, da die Noth mit jedem Tage ſtieg und die Schwäche des bayeriſchen Beiſtandes immer ſichtbarer wurde, bedachte er ſich nicht länger, den Freunden des Herzogs ſein Ohr zu leihen und ihre Vorſchläge wegen Zurückberufung dieſes Feldherrn in Ueberlegung zu nehmen. Die unermeßlichen Reichthümer, die der Letztere beſaß, die allgemeine Achtung, in der er ſtand, die Schnelligkeit, womit er ſechs Jahre vorher ein Heer von vierzigtauſend Streitern ins Feld geſtellt, der geringe Koſtenaufwand, womit er dieſes zahlreiche Heer unterhalten, die Thaten, die er an der Spitze deſſelben verrichtet, der Eifer endlich und die Treue, die er für des Kaiſers Ehre bewieſen hatte, lebten noch in dauerndem Andenken bei dem Monarchen und ſtellten ihm den Herzog als das ſchicklichſte Werkzeug dar, das Gleichgewicht der Waffen zwiſchen den kriegführenden Mächten wieder herzuſtellen, Oeſterreich zu retten und die katholiſche Religion aufrecht zu erhalten. Wie empfindlich auch der kaiſerliche Stolz die Erniedrigung fühlte, ein ſo unzweideutiges Geſtändniß ſeiner ehemaligen Uebereilung und ſeiner gegenwärtigen Noth abzulegen, wie ſehr es ihn ſchmerzte, von der Höhe ſeiner Herrſcherwürde zu Bitten herabzuſteigen, wie verdächtig auch die Treue eines ſo bitter beleidigten und ſo unverſöhnlichen Mannes war, wie laut und nachdrücklich

endlich auch die ſpaniſchen Miniſter und der Kurfürſt von Bayern ihr Mißfallen über dieſen Schritt zu erkennen gaben, ſo ſiegte jetzt die dringende Noth über jede andere Betrachtung, und die Freunde des Herzogs erhielten den Auftrag, ſeine Geſinnungen zu erforſchen und ihm die Möglichkeit ſeiner Wiederherſtellung von ferne zu zeigen.

Unterrichtet von Allem, was im Kabinet des Kaiſers zu ſeinem Vortheil verhandelt wurde, gewann dieſer Herrſchaft genug über ſich ſelbſt, ſeinen innern Triumph zu verbergen und die Rolle des Gleichgültigen zu ſpielen. Die Zeit der Rache war gekommen, und ſein ſtolzes Herz frohlockte, die erlittene Kränkung dem Kaiſer mit vollen Zinſen zu erſtatten. Mit kunſtvoller Beredſamkeit verbreitete er ſich über die glückliche Ruhe des Privatlebens, die ihn ſeit ſeiner Entfernung von dem politiſchen Schauplatz beſelige. Zu lange, erklärte er, habe er die Reize der Unabhängigkeit und Muße gekoſtet, um ſie dem nichtigen Phantom des Ruhms und der unſichern Fürſtengunſt aufzuopfern. Alle ſeine Begierden nach Größe und Macht ſeyen ausgelöſcht und Ruhe das einzige Ziel ſeiner Wünſche. Um ja keine Ungeduld zu verrathen, ſchlug er die Einladung an den Hof des Kaiſers aus, rückte aber doch bis nach Znaim in Mähren vor, um die Unterhandlungen mit dem Hofe zu erleichtern.

Anfangs verſuchte man, die Größe der Gewalt, welche ihm eingeräumt werden ſollte, durch die Gegenwart eines Aufſehers zu beſchränken, und durch dieſe Auskunft den Kurfürſten von Bayern um ſo eher zum Stillſchweigen zu bringen. Die Abgeordneten des Kaiſers,

von Queſtenberg und von Werdenberg, die, als alte Freunde des Herzogs, zu dieſer ſchlüpfrigen Unterhandlung gebraucht wurden, hatten den Befehl, in ihrem Antrage an ihn des Königs von Ungarn zu erwähnen, der bei der Armee zugegen ſeyn, und unter Wallenſteins Führung die Kriegskunſt erlernen ſollte. Aber ſchon die bloße Nennung dieſes Namens drohte die ganze Unterhandlung zu zerreißen. „Nie und nimmermehr," erklärte der Herzog, „würde er einen Gehülfen in ſeinem Amte dulden, und wenn es Gott ſelbſt wäre, mit dem er das Commando theilen ſollte." Aber auch noch dann, als man von dieſem verhaßten Punkt abgeſtanden war, erſchöpfte der kaiſerliche Günſtling und Miniſter, Fürſt von Eggenberg, Wallenſteins ſtandhafter Freund und Verfechter, den man in Perſon an ihn abgeſchickt hatte, lange Zeit ſeine Beredſamkeit vergeblich, die verſtellte Abneigung des Herzogs zu beſiegen. „Der Monarch," geſtand der Miniſter, „habe mit Wallenſtein den koſtbarſten Stein aus ſeiner Krone verloren; aber nur gezwungen und widerſtrebend habe er dieſen, genug bereuten, Schritt gethan, und ſeine Hochachtung für den Herzog ſey unverändert, ſeine Gunſt ihm unverloren geblieben. Zum entſcheidenden Beweiſe davon diene das ausſchließende Vertrauen, das man jetzt in ſeine Treue und Fähigkeit ſetze, die Fehler ſeiner Vorgänger zu verbeſſern und die ganze Geſtalt der Dinge zu verwandeln. Groß und edel würde es gehandelt ſeyn, ſeinen gerechten Unwillen dem Wohl des Vaterlandes zum Opfer zu bringen; groß und ſeiner würdig, die übeln Nachreden ſeiner Gegner durch die verdoppelte

Wärme ſeines Eifers zu widerlegen. Dieſer Sieg über ſich ſelbſt," ſchloß der Fürſt, „würde ſeinen übrigen unerreichbaren Verdienſten die Krone aufſetzen und ihn zum größten Mann ſeiner Zeit erklären."

So beſchämende Geſtändniſſe, ſo ſchmeichelhafte Verſicherungen ſchienen endlich den Zorn des Herzogs zu entwaffnen; doch nicht eher, als bis ſich ſein volles Herz aller Vorwürfe gegen den Kaiſer entladen, bis er den ganzen Umfang ſeiner Verdienſte in prahleriſchem Pomp ausgebreitet, und den Monarchen, der jetzt ſeine Hülfe brauchte, aufs Tiefſte erniedrigt hatte, öffnete er ſein Ohr den lockenden Anträgen des Miniſters. Als ob er nur der Kraft dieſer Gründe nachgebe, bewilligte er mit ſtolzer Großmuth, was der feurigſte Wunſch ſeiner Seele war, und begnadigte den Abgeſandten mit einem Strahle von Hoffnung. Aber weit entfernt, die Verlegenheit des Kaiſers durch eine unbedingte volle Gewährung auf Einmal zu endigen, erfüllte er bloß einen Theil ſeiner Forderung, um einen deſto größern Preis auf die übrige wichtigere Hälfte zu ſetzen. Er nahm das Commando an, aber nur auf drei Monate; nur um eine Armee *auszurüſten*; nicht ſie ſelbſt *anzuführen*. Bloß ſeine Fähigkeit und Macht wollte er durch dieſen Schöpfungsact kund thun und dem Kaiſer die Größe der Hülfe in der Nähe zeigen, deren Gewährung in *Wallenſteins* Händen ſtände. Ueberzeugt, daß eine Armee, die ſein Name allein aus dem Nichts gezogen, ohne ihren Schöpfer in ihr Nichts zurückkehren würde, ſollte ſie ihm nur zur Lockſpeiſe dienen, ſeinem Herrn deſto wichtigere Bewilligungen zu entreißen; und doch wünſchte

Ferdinand ſich Glück, daß auch nur ſo viel gewonnen war.

Nicht lange ſäumte Wallenſtein, ſeine Zuſage wahr zu machen, welche ganz Deutſchland als chimäriſch verlachte, und Guſtav Adolph ſelbſt übertrieben fand. Aber lange ſchon war der Grund zu dieſer Unternehmung gelegt, und er ließ jetzt nur die Maſchinen ſpielen, die er ſeit mehrern Jahren zu dieſem Endzweck in Gang gebracht hatte. Kaum verbreitete ſich das Gerücht von Wallenſteins Rüſtung, als von allen Enden der öſterreichiſchen Monarchie Schaaren von Kriegern herbeieilten, unter dieſem erfahrenen Feldherrn ihr Glück zu verſuchen. Viele, welche ſchon ehedem unter ſeinen Fahnen gefochten hatten, ſeine Größe als Augenzeugen bewundert und ſeine Großmuth erfahren hatten, traten bei dieſem Rufe aus der Dunkelheit hervor, zum zweiten Mal Ruhm und Beute mit ihm zu theilen. Die Größe des verſprochenen Soldes lockte Tauſende herbei, und die reichliche Verpflegung, welche dem Soldaten auf Koſten des Landmanns zu Theil wurde, war für den letztern eine unüberwindliche Reizung, lieber ſelbſt dieſen Stand zu ergreifen, als unter dem Druck deſſelben zu erliegen. Alle öſterreichiſchen Provinzen ſtrengte man an, zu dieſer koſtbaren Rüſtung beizutragen; kein Stand blieb von Taxen verſchont; von der Kopfſteuer befreite keine Würde, kein Privilegium. Der ſpaniſche Hof, wie der König von Ungarn, verſtanden ſich zu einer beträchtlichen Summe; die Miniſter machten anſehnliche Schenkungen, und Wallenſtein ſelbſt ließ es ſich zweimalhunderttauſend Thaler von ſeinem eigenen Ver-

mögen koſten, die Ausrüſtung zu beſchleunigen. Die ärmeren Officiere unterſtützte er aus ſeiner eigenen Kaſſe, und durch ſein Beiſpiel, durch glänzende Beförderungen und noch glänzendere Verſprechungen reizte er die Vermögenden, auf eigene Koſten Truppen anzuwerben. Wer mit eigenem Geld ein Corps aufſtellte, war Commandeur deſſelben. Bei Anſtellung der Officiere machte die Religion keinen Unterſchied; mehr als der Glaube galten Reichthum, Tapferkeit und Erfahrung. Durch dieſe gleichförmige Gerechtigkeit gegen die verſchiedenen Religionsverwandten, und mehr noch durch die Erklärung, daß die gegenwärtige Rüſtung mit der Religion nichts zu ſchaffen habe, wurde der proteſtantiſche Unterthan beruhigt und zu gleicher Theilnahme an den öffentlichen Laſten bewogen. Zugleich verſäumte der Herzog nicht, wegen Mannſchaft und Geld in eigenem Namen mit auswärtigen Staaten zu unterhandeln. Den Herzog von Lothringen gewann er, zum zweiten Mal für den Kaiſer zu ziehen; Polen mußte ihm Koſaken, Italien Kriegsbedürfniſſe liefern. Noch ehe der dritte Monat verſtrichen war, belief ſich die Armee, welche in Mähren verſammelt wurde, auf nicht weniger als vierzigtauſend Köpfe, größtentheils aus dem Ueberreſte Böhmens, aus Mähren, Schleſien und den deutſchen Provinzen des Hauſes Oeſterreich gezogen. Was Jedem unausführbar geſchienen, hatte Wallenſtein, zum Erſtaunen von ganz Europa, in dem kürzeſten Zeitraume vollendet. So viele Tauſende, als man vor ihm nicht Hunderte gehofft hatte zuſammen zu bringen, hatte die Zauberkraft ſeines Namens, ſeines Goldes und ſeines Genie's unter die Waffen

gerufen. Mit allen Erforderniſſen bis zum Ueberfluß ausgerüſtet, von kriegsverſtändigen Officieren befehligt, von einem ſiegverſprechenden Enthuſiasmus entflammt, erwartete dieſe neugeſchaffene Armee nur den Wink ihres Anführers, um ſich durch Thaten der Kühnheit ſeiner würdig zu zeigen.

Sein Verſprechen hatte der Herzog erfüllt, und die Armee ſtand fertig im Felde; jetzt trat er zurück und überließ dem Kaiſer, ihr einen Führer zu geben. Aber es würde eben ſo leicht geweſen ſeyn, noch eine zweite Armee, wie dieſe war, zu errichten, als einen andern Chef, außer Wallenſtein, für ſie aufzufinden. Dieſes vielverſprechende Heer, die letzte Hoffnung des Kaiſers, war nichts als ein Blendwerk, ſobald der Zauber ſich löste, der es ins Daſeyn rief; durch Wallenſtein ward es, ohne ihn ſchwand es, wie eine magiſche Schöpfung, in ſein voriges Nichts dahin. Die Officiere waren ihm entweder als ſeine Schuldner verpflichtet oder als ſeine Gläubiger aufs Engſte an ſein Intereſſe, an die Fortdauer ſeiner Macht geknüpft; die Regimenter hatte er ſeinen Verwandten, ſeinen Geſchöpfen, ſeinen Günſtlingen untergeben. Er und kein Anderer war der Mann, den Truppen die ausſchweifenden Verſprechungen zu halten, wodurch er ſie in ſeinen Dienſt gelockt hatte. Sein gegebenes Wort war die einzige Sicherheit für die kühnen Erwartungen Aller; blindes Vertrauen auf ſeine Allgewalt das einzige Band, das die verſchiedenen Antriebe ihres Eifers in einem lebendigen Gemeingeiſt zuſammenhielt. Geſchehen war es um das Glück jedes Einzelnen, ſobald derjenige zurücktrat, der ſich für die Erfüllung deſſelben verbürgte.

So wenig es dem Herzog mit ſeiner Weigerung Ernſt war, ſo glücklich bediente er ſich dieſes Schreckmittels, dem Kaiſer die Genehmigung ſeiner übertriebenen Bedingungen abzuängſtigen. Die Fortſchritte des Feindes machten die Gefahr mit jedem Tage dringender, und die Hülfe war ſo nahe; von einem Einzigen hing es ab, der allgemeinen Noth ein geſchwindes Ende zu machen. Zum dritten und letzten Mal erhielt alſo der Fürſt von Eggenberg Befehl, ſeinen Freund, welch hartes Opfer es auch koſten möchte, zur Uebernehmung des Commando zu bewegen.

Zu Znaim in Mähren fand er ihn, von den Truppen, nach deren Beſitz er den Kaiſer lüſtern machte, prahleriſch umgeben. Wie einen Flehenden empfing der ſtolze Unterthan den Abgeſandten ſeines Gebieters. „Nimmermehr," gab er zur Antwort, „könne er einer Wiederherſtellung trauen, die er einzig nur der Extremität, nicht der Gerechtigkeit des Kaiſers verdanke. Jetzt zwar ſuche man ihn auf, da die Noth aufs Höchſte geſtiegen und von ſeinem Arme allein noch Rettung zu hoffen ſey; aber der geleiſtete Dienſt werde ſeinen Urheber bald in Vergeſſenheit bringen und die vorige Sicherheit den vorigen Undank zurückführen. Sein ganzer Ruhm ſtehe auf dem Spiele, wenn er die von ihm geſchöpften Erwartungen täuſche, ſein Glück und ſeine Ruhe, wenn es ihm gelänge ſie zu befriedigen. Bald würde der alte Neid gegen ihn aufwachen, und der abhängige Monarch kein Bedenken tragen, einen entbehrlichen Diener zum zweiten Male der Convenienz aufzuopfern. Beſſer für ihn, er verlaſſe gleich jetzt und aus freier Wahl einen Poſten,

von welchem früher oder ſpäter die Kabalen ſeiner Gegner ihn doch herabſtürzen würden. Sicherheit und Zufriedenheit erwarte er nur im Schooße des Privatlebens, und bloß um den Kaiſer zu verbinden, habe er ſich auf eine Zeit lang, ungern genug, ſeiner glücklichen Stille entzogen."

Des langen Gaukelſpiels müde, nahm der Miniſter jetzt einen ernſthaften Ton an und bedrohte den Halsſtarrigen mit dem ganzen Zorne des Monarchen, wenn er auf ſeiner Widerſetzung beharren würde. „Tief genug," erklärte er, „habe ſich die Majeſtät des Kaiſers erniedrigt, und, anſtatt durch ihre Herablaſſung ſeine Großmuth zu rühren, nur ſeinen Stolz gekitzelt, nur ſeinen Starrſinn vermehrt. Sollte ſie dieſes große Opfer vergeblich gebracht haben, ſo ſtehe er nicht dafür, daß ſich der Flehende nicht in den Herrn verwandle und der Monarch ſeine beleidigte Würde nicht an dem rebelliſchen Unterthan räche. Wie ſehr auch Ferdinand gefehlt haben möge, ſo könne der Kaiſer Unterwürfigkeit fordern; irren könne der Menſch, aber der Herrſcher nie ſeinen Fehltritt bekennen. Habe der Herzog von Friedland durch ein unverdientes Urtheil gelitten, ſo gebe es einen Erſatz für jeden Verluſt, und Wunden, die ſie ſelbſt geſchlagen, könne die Majeſtät wieder heilen. Fordere er Sicherheit für ſeine Perſon und ſeine Würden, ſo werde die Billigkeit des Kaiſers ihm keine gerechte Forderung verweigern. Die verachtete Majeſtät allein laſſe ſich durch keine Büßung verſöhnen, und der Ungehorſam gegen ihre Befehle vernichte auch das glänzendſte Verdienſt. Der Kaiſer bedürfe ſeiner Dienſte, und als Kaiſer fordere er

ſie. Welchen Preis er auch darauf ſetzen möge, der Kaiſer werde ihn eingehen. Aber Gehorſam verlange er, oder das Gewicht ſeines Zorns werde den widerſpänſtigen Diener zermalmen."

Wallenſtein, deſſen weitläufige Beſitzungen, in die öſterreichiſche Monarchie eingeſchloſſen, der Gewalt des Kaiſers jeden Augenblick bloßgeſtellt waren, fühlte lebhaft, daß dieſe Drohung nicht eitel ſey; aber nicht Furcht war es, was ſeine verſtellte Hartnäckigkeit endlich beſiegte. Gerade dieſer gebieteriſche Ton verrieth ihm nur zu deutlich die Schwäche und Verzweiflung, woraus er ſtammte, und die Willfährigkeit des Kaiſers, jede ſeiner Forderungen zu genehmigen, überzeugte ihn, daß er am Ziel ſeiner Wünſche ſey. Jetzt alſo gab er ſich der Beredſamkeit Eggenbergs überwunden und verließ ihn, um ſeine Forderungen aufzuſetzen.

Nicht ohne Bangigkeit ſah der Miniſter einer Schrift entgegen, worin der ſtolzeſte der Diener dem ſtolzeſten der Fürſten Geſetze zu geben ſich erdreiſtete. Aber wie klein auch das Vertrauen war, das er in die Beſcheidenheit ſeines Freundes ſetzte, ſo überſtieg doch der ausſchweifende Inhalt dieſer Schrift bei Weitem ſeine bängſten Erwartungen. Eine unumſchränkte Oberherrſchaft verlangte Wallenſtein über alle deutſchen Armeen des öſterreichiſchen und ſpaniſchen Hauſes, und unbegränzte Vollmacht, zu ſtrafen und zu belohnen. Weder dem König von Ungarn, noch dem Kaiſer ſelbſt ſolle es vergönnt ſeyn, bei der Armee zu erſcheinen, noch weniger eine Handlung der Autorität darin auszuüben. Keine Stelle ſolle der Kaiſer bei der Armee zu

vergeben, keine Belohnung zu verleihen haben, kein Gnadenbrief deſſelben ohne Wallenſteins Beſtätigung gültig ſeyn. Ueber Alles, was im Reiche confiscirt und erobert werde, ſolle der Herzog von Friedland allein, mit Ausſchließung aller kaiſerlichen und Reichsgerichte zu verfügen haben. Zu ſeiner ordentlichen Belohnung müſſe ihm ein kaiſerliches Erbland und noch ein anderes der im Reiche eroberten Länder zum außerordentlichen Geſchenk überlaſſen werden. Jede öſterreichiſche Provinz ſolle ihm, ſobald er derſelben bedürfen würde, zur Zuflucht geöffnet ſeyn. Außerdem verlangte er die Verſicherung des Herzogthums Mecklenburg bei einem künftigen Frieden, und eine förmliche frühzeitige Aufkündigung, wenn man für nöthig finden ſollte, ihn zum zweiten Mal des Generalats zu entſetzen.

Umſonſt beſtürmte ihn der Miniſter, dieſe Forderungen zu mäßigen, durch welche der Kaiſer aller ſeiner Souveränitätsrechte über die Truppen beraubt und zu einer Kreatur ſeines Feldherrn erniedrigt würde. Zu ſehr hatte man ihm die Unentbehrlichkeit ſeiner Dienſte verrathen, um jetzt noch des Preiſes Meiſter zu ſeyn, womit ſie erkauft werden ſollten. Wenn der Zwang der Umſtände den Kaiſer nöthigte, dieſe Forderungen einzugehen, ſo war es nicht bloßer Antrieb der Rachſucht und des Stolzes, der den Herzog veranlaßte ſie zu machen. Der Plan zur künftigen Empörung war entworfen, und dabei konnte keiner der Vortheile gemißt werden, deren ſich Wallenſtein in ſeinem Vergleich mit dem Hofe zu bemächtigen ſuchte. Dieſer Plan erforderte, daß dem Kaiſer alle Autorität

in Deutſchland entriſſen und ſeinem General in die Hände geſpielt würde; dies war erreicht, ſobald Ferdinand jene Bedingungen unterzeichnete. Der Gebrauch, den Wallenſtein von ſeiner Armee zu machen geſonnen war — von dem Zwecke freilich unendlich verſchieden, zu welchem ſie ihm untergeben ward — erlaubte keine getheilte Gewalt, und noch weit weniger eine höhere Autorität bei dem Heere, als die ſeinige war. Um der alleinige Herr ihres Willens zu ſeyn, mußte er den Truppen als der alleinige Herr ihres Schickſals erſcheinen; um ſeinem Oberhaupte unvermerkt ſich ſelbſt unterzuſchieben und auf ſeine eigene Perſon die Souveränitätsrechte überzutragen, die ihm von der höchſten Gewalt nur geliehen waren, mußte er die letztere ſorgfältig aus den Augen der Truppen entfernen. Daher ſeine hartnäckige Weigerung, keinen Prinzen des Hauſes Oeſterreich bei dem Heere zu dulden. Die Freiheit, über alle im Reiche eingezogenen und eroberten Güter nach Gutdünken zu verfügen, reichte ihm furchtbare Mittel dar, ſich Anhänger und dienſtbare Werkzeuge zu erkaufen, und mehr, als je ein Kaiſer in Friedenszeiten ſich herausnahm, den Dictator in Deutſchland zu ſpielen. Durch das Recht, ſich der öſterreichiſchen Länder im Nothfall zu einem Zufluchtsort zu bedienen, erhielt er freie Gewalt, den Kaiſer in ſeinem eigenen Reich und durch ſeine eigene Armee ſo gut als gefangen zu halten, das Mark dieſer Länder auszuſaugen und die öſterreichiſche Macht in ihren Grundfeſten zu unterwühlen. Wie das Loos nun auch fallen mochte, ſo hatte er durch die Bedingungen, die er von dem Kaiſer erpreßte, gleich für ſeinen

Vortheil geſorgt. Zeigten ſich die Vorfälle ſeinen verwegenen Entwürfen günſtig, ſo machte ihm dieſer Vertrag mit dem Kaiſer ihre Ausführung leichter, widerriethen die Zeitläufte die Vollſtreckung derſelben, ſo hatte dieſer nämliche Vertrag ihn aufs Glänzendſte entſchädigt. Aber wie konnte er einen Vertrag für gültig halten, der ſeinem Oberherrn abgetrotzt und auf ein Verbrechen gegründet war? Wie konnte er hoffen, den Kaiſer durch eine Vorſchrift zu binden, welche denjenigen, der ſo vermeſſen war, ſie zu geben, zum Tode verdammte? Doch dieſer todeswürdige Verbrecher war jetzt der unentbehrlichſte Mann in der Monarchie, und Ferdinand, im Verſtellen geübt, bewilligte ihm Alles, was er verlangte.

Endlich alſo hatte die kaiſerliche Kriegsmacht ein Oberhaupt, das dieſen Namen verdiente. Alle andere Gewalt in der Armee, ſelbſt des Kaiſers, hörte in demſelben Augenblick auf, da Wallenſtein den Commandoſtab in die Hand nahm, und ungültig war Alles, was von ihm nicht ausfloß. Von den Ufern der Donau bis an die Weſer und den Oberſtrom empfand man den belebenden Aufgang des neuen Geſtirns. Ein neuer Geiſt fängt an, die Soldaten des Kaiſers zu beſeelen, eine neue Epoche des Krieges beginnt. Friſche Hoffnungen ſchöpfen die Papiſten, und die proteſtantiſche Welt blickt mit Unruhe dem veränderten Lauf der Dinge entgegen.

Je größer der Preis war, um den man den neuen Feldherrn hatte erkaufen müſſen, zu ſo größern Erwartungen glaubte man ſich am Hofe des Kaiſers berechtigt; aber der Herzog übereilte ſich nicht, dieſe

Erwartungen in Erfüllung zu bringen. In der Nähe von Böhmen mit einem furchtbaren Heere, durfte er ſich nur zeigen, um die geſchwächte Macht der Sachſen zu überwältigen und mit der Wiedereroberung dieſes Königreichs ſeine neue Laufbahn glänzend zu eröffnen. Aber zufrieden, durch nichts entſcheidende Kroatengefechte den Feind zu beunruhigen, ließ er ihm den beſten Theil dieſes Reichs zum Raube, und ging mit abgemeſſenem ſtillen Schritt ſeinem ſelbſtiſchen Ziel entgegen. Nicht die Sachſen zu bezwingen — ſich mit mit ihnen zu vereinigen, war ſein Plan. Einzig mit dieſem wichtigen Werke beſchäftigt, ließ er vor der Hand ſeine Waffen ruhen, um deſto ſicherer auf dem Wege der Unterhandlung zu ſiegen. Nichts ließ er unverſucht, den Kurfürſten von der ſchwediſchen Allianz loszureißen, und Ferdinand ſelbſt, noch immer zum Frieden mit dieſem Prinzen geneigt, billigte dies Verfahren. Aber die große Verbindlichkeit, die man den Schweden ſchuldig war, lebte noch in zu friſchem Andenken bei den Sachſen, um eine ſo ſchändliche Untreue zu erlauben; und hätte man ſich auch wirklich dazu verſucht gefühlt, ſo ließ der zweideutige Charakter Wallenſteins und der ſchlimme Ruf der öſterreichiſchen Politik zu der Aufrichtigkeit ſeiner Verſprechungen kein Vertrauen faſſen. Zu ſehr als betrügeriſcher Staatsmann bekannt, fand er in dem einzigen Falle keinen Glauben, wo er es wahrſcheinlich redlich meinte; und noch erlaubten ihm die Zeitumſtände nicht, die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnung durch Aufdeckung ſeiner wahren Beweggründe außer Zweifel zu ſetzen. Ungern alſo entſchloß er ſich, durch die Gewalt der Waffen zu

erzwingen, was auf dem Wege der Unterhandlung mißlungen war. Schnell zog er seine Truppen zusammen und stand vor Prag, ehe die Sachsen diese Hauptstadt entsetzen konnten. Nach einer kurzen Gegenwehr der Belagerten öffnete die Verrätherei der Kapuziner einem von seinen Regimentern den Eingang, und die ins Schloß geflüchtete Besatzung streckte unter schimpflichen Bedingungen das Gewehr. Meister von der Hauptstadt, versprach er seinen Unterhandlungen am sächsischen Hofe einen günstigern Eingang, versäumte aber dabei nicht, zu eben der Zeit, als er sie bei dem General von Arnheim erneuerte, den Nachdruck derselben durch einen entscheidenden Streich zu verstärken. Er ließ in aller Eile die engen Pässe zwischen Außig und Pirna besetzen, um der sächsischen Armee den Rückzug in ihr Land abzuschneiden; aber Arnheims Geschwindigkeit entriß sie noch glücklich der Gefahr. Nach dem Abzuge dieses Generals ergaben sich die letzten Zufluchtsörter der Sachsen, Eger und Leutmeritz, an den Sieger, und schneller, als es verloren gegangen war, war das Königreich wieder seinem rechtmäßigen Herrn unterworfen.

Weniger mit dem Vortheile seines Herrn, als mit Ausführung seiner eigenen Entwürfe beschäftigt, gedachte jetzt Wallenstein den Krieg nach Sachsen zu spielen, um den Kurfürsten durch Verheerung seines Landes zu einem Privatvergleich mit dem Kaiser, oder vielmehr mit dem Herzog von Friedland zu nöthigen. Aber wie wenig er auch sonst gewohnt war, seinen Willen dem Zwang der Umstände zu unterwerfen, so begriff er doch jetzt die Nothwendigkeit, seinen Lieb-

lingsentwurf einem dringendern Geſchäfte nachzuſetzen. Während daß er die Sachſen aus Böhmen ſchlug, hatte Guſtav Adolph die bisher erzählten Siege am Rhein und an der Donau erfochten und durch Franken und Schwaben den Krieg ſchon an Bayerns Gränzen gewälzt. Am Lechſtrom geſchlagen und durch den Tod des Grafen Tilly ſeiner beſten Stütze beraubt, lag Maximilian dem Kaiſer dringend an, ihm den Herzog von Friedland aufs Schleunigſte von Böhmen aus zu Hülfe zu ſchicken und durch Bayerns Vertheidigung von Oeſterreich ſelbſt die Gefahr zu entfernen. Er wandte ſich mit dieſer Bitte an Wallenſtein ſelbſt und forderte ihn aufs Angelegentlichſte auf, ihm, bis er ſelbſt mit der Hauptarmee nachkäme, einſtweilen nur einige Regimenter zum Beiſtand zu ſenden. Ferdinand unterſtützte mit ſeinem ganzen Anſehen dieſe Bitte, und ein Eilbote nach dem andern ging an Wallenſtein ab, ihn zum Marſch nach der Donau zu vermögen.

Aber jetzt ergab es ſich, wie viel der Kaiſer von ſeiner Autorität aufgeopfert hatte, da er die Gewalt über ſeine Truppen und die Macht zu befehlen aus ſeinen Händen gab. Gleichgültig gegen Maximilians Bitten, taub gegen die wiederholten Befehle des Kaiſers, blieb Wallenſtein müßig in Böhmen ſtehen und überließ den Kurfürſten ſeinem Schickſale. Das Andenken der ſchlimmen Dienſte, welche ihm Maximilian ehedem auf dem Regensburger Reichstage bei dem Kaiſer geleiſtet, hatte ſich tief in das unverſöhnliche Gemüth des Herzogs geprägt, und die neuerlichen Bemühungen des Kurfürſten, ſeine Wieder-

einſetzung zu verhindern, waren ihm kein Geheimniß geblieben. Jetzt war der Augenblick da, dieſe Kränkung zu rächen, und ſchwer empfand es der Kurfürſt, daß er den rachgierigſten der Menſchen ſich zum Feinde gemacht hatte. Böhmen, erklärte dieſer, dürfe nicht unvertheidigt bleiben, und Oeſterreich könne nicht beſſer geſchützt werden, als wenn ſich die ſchwediſche Armee vor den bayeriſchen Feſtungen ſchwäche. So züchtigte er durch den Arm der Schweden ſeinen Feind, und während daß ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel, ließ er den Kurfürſten zu Regensburg vergebens nach ſeiner Ankunft ſchmachten. Nicht eher, als bis die völlige Unterwerfung Böhmens ihm keine Entſchuldigungsgründe mehr übrig ließ und die Eroberungen Guſtav Adolphs in Bayern Oeſterreich ſelbſt mit naher Gefahr bedrohten, gab er den Beſtürmungen des Kurfürſten und des Kaiſers nach und entſchloß ſich zu der lange gewünſchten Vereinigung mit dem Erſtern, welche, nach der allgemeinen Erwartung der Katholiſchen, das Schickſal des ganzen Feldzugs entſcheiden ſollte.

Guſtav Adolph ſelbſt, zu ſchwach an Truppen, um es auch nur mit der Wallenſteiniſchen Armee allein aufzunehmen, fürchtete die Vereinigung zweier ſo mächtigen Heere, und mit Recht erſtaunt man, daß er nicht mehr Thätigkeit bewieſen hat, ſie zu hindern. Zu ſehr, ſcheint es, rechnete er auf den Haß, der beide Anführer unter ſich entzweite, und keine Verbindung ihrer Waffen zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke hoffen ließ; und es war zu ſpät, dieſen Fehler zu verbeſſern, als der Erfolg ſeine Muthmaßung widerlegte. Zwar eilte

er auf die erſte ſichere Nachricht, die er von ihren Abſichten erhielt, nach der Oberpfalz, um dem Kurfürſten den Weg zu verſperren; aber ſchon war ihm dieſer zuvorgekommen, und die Vereinigung bei Eger geſchehen.

Dieſen Gränzort hatte Wallenſtein zum Schauplatz des Triumphes beſtimmt, den er in Begriff war über ſeinen ſtolzen Gegner zu feiern. Nicht zufrieden, ihn einem Flehenden gleich zu ſeinen Füßen zu ſehen, legte er ihm noch das harte Geſetz auf, ſeine Länder hülflos hinter ſich zu laſſen, aus weiter Entfernung ſeinen Beſchützer einzuholen, und durch dieſe weite Entgegenkunft ein erniedrigendes Geſtändniß ſeiner Noth und Bedürftigkeit abzulegen. Auch dieſer Demüthigung unterwarf ſich der ſtolze Fürſt mit Gelaſſenheit. Einen harten Kampf hatte es ihm gekoſtet, demjenigen ſeine Rettung zu verdanken, der, wenn es nach ſeinem Wunſche ging, nimmermehr dieſe Macht haben ſollte; aber, einmal entſchloſſen, war er auch Mann genug, jede Kränkung zu ertragen, die von ſeinem Entſchluß unzertrennlich war, und Herr genug ſeiner ſelbſt, um kleinere Leiden zu verachten, wenn es darauf ankam, einen großen Zweck zu verfolgen.

Aber ſo viel es ſchon gekoſtet hatte, dieſe Vereinigung nur möglich zu machen, ſo ſchwer ward es, ſich über die Bedingungen zu vergleichen, unter welchen ſie ſtatt finden und Beſtand haben ſollte. Einem Einzigen mußte die vereinigte Macht zu Gebote ſtehen, wenn der Zweck der Vereinigung erreicht werden ſollte, und auf beiden Seiten war gleich wenig Neigung da, ſich der höhern Autorität des andern zu unterwerfen. Wenn

ſich Maximilian auf ſeine Kurfürſtenwürde, auf den Glanz ſeines Geſchlechts, auf ſein Anſehn im Reiche ſtützte, ſo gründete Wallenſtein nicht geringere Anſprüche auf ſeinen Kriegsruhm und auf die uneingeſchränkte Macht, welche der Kaiſer ihm übergeben hatte. So ſehr es den Fürſtenſtolz des Erſtern empörte, unter den Befehlen eines kaiſerlichen Dieners zu ſtehen, ſo ſehr fand ſich der Hochmuth des Herzogs durch den Gedanken geſchmeichelt, einem ſo gebieteriſchen Geiſte Geſetze vorzuſchreiben. Es kam darüber zu einem hartnäckigem Streite, der ſich aber durch eine wechſelſeitige Uebereinkunft zu Wallenſteins Vortheil endigte. Dieſem wurde das Obercommando über beide Armeen, beſonders am Tage einer Schlacht, ohne Einſchränkung zugeſtanden, und dem Kurfürſten alle Gewalt abgeſprochen, die Schlachtordnung oder auch nur die Marſchroute der Armee abzuändern. Nichts behielt er ſich vor, als das Recht der Strafen und Belohnungen über ſeine eigenen Soldaten, und den freien Gebrauch derſelben, ſobald ſie nicht mit den kaiſerlichen Truppen vereinigt agirten.

Nach dieſen Vorbereitungen wagte man es endlich, einander unter die Augen zu treten, doch nicht eher, als bis eine gänzliche Vergeſſenheit alles Vergangenen zugeſagt, und die äußern Formalitäten des Verſöhnungsacts aufs Genaueſte berichtigt waren. Der Verabredung gemäß umarmten ſich beide Prinzen im Angeſicht ihrer Truppen und gaben einander gegenſeitige Verſicherungen der Freundſchaft, indeß die Herzen von Haß überfloſſen. Maximilian zwar, in der Verſtellungskunſt ausgelernt, beſaß Herrſchaft genug über

ſich ſelbſt, um ſeine wahren Gefühle auch nicht durch einen einzigen Zug zu verrathen; aber in Wallenſteins Augen funkelte eine hämiſche Siegesfreude, und der Zwang, der in allen ſeinen Bewegungen ſichtbar war, entdeckte die Macht des Affects, der ſein ſtolzes Herz übermeiſterte.

Die vereinigten kaiſerlich-bayeriſchen Truppen machten nun eine Armee von beinahe ſechzigtauſend größtentheils bewährten Soldaten aus, vor welcher der ſchwediſche Monarch es nicht wagen durfte, ſich im Felde zu zeigen. Eilfertig nahm er alſo, nachdem der Verſuch, ihre Vereinigung zu hindern, mißlungen war, ſeinen Rückzug nach Franken, und erwartete nunmehr eine entſcheidende Bewegung des Feindes, um ſeine Entſchließung zu faſſen. Die Stellung der vereinigten Armee zwiſchen der ſächſiſchen und bayeriſchen Gränze ließ es eine Zeit lang noch ungewiß, ob ſie den Schauplatz des Kriegs nach dem erſtern der beiden Länder verpflanzen, oder ſuchen würde, die Schweden von der Donau zurückzutreiben und Bayern in Freiheit zu ſetzen. Sachſen hatte Arnheim von Truppen entblößt, um in Schleſien Eroberungen zu machen; nicht ohne die geheime Abſicht, wie ihm von Vielen Schuld gegeben wird, dem Herzog von Friedland den Eintritt in das Kurfürſtenthum zu erleichtern, und dem unentſchloſſenen Geiſte Johann Georgs einen dringenden Sporn zum Vergleich mit dem Kaiſer zu geben. Guſtav Adolph ſelbſt, in der gewiſſen Erwartung, daß die Abſichten Wallenſteins gegen Sachſen gerichtet ſeyen, ſchickte eilig, um ſeinen Bundesgenoſſen nicht hülflos zu laſſen, eine anſehnliche Verſtärkung dahin,

feſt entſchloſſen, ſobald die Umſtände es erlaubten, mit ſeiner ganzen Macht nachzufolgen. Aber bald entdeckten ihm die Bewegungen der Friedländiſchen Armee, daß ſie gegen ihn ſelbſt im Anzug begriffen ſey, und der Marſch des Herzogs durch die Oberpfalz ſetzte dies außer Zweifel. Jetzt galt es, auf ſeine eigene Sicherheit zu denken, weniger um die Oberherrſchaft als um ſeine Exiſtenz in Deutſchland zu fechten, und von der Fruchtbarkeit ſeines Genies Mittel zur Rettung zu entlehnen. Die Annäherung des Feindes überraſchte ihn, ehe er Zeit gehabt hatte, ſeine durch ganz Deutſchland zerſtreuten Truppen an ſich zu ziehen und die alliirten Fürſten zum Beiſtand herbeizurufen. An Mannſchaft viel zu ſchwach, um den anrückenden Feind damit aufhalten zu können, hatte er keine andere Wahl, als ſich entweder nach Nürnberg zu werfen, und Gefahr zu laufen, von der Wallenſteiniſchen Macht in dieſer Stadt eingeſchloſſen und durch Hunger beſiegt zu werden — oder dieſe Stadt aufzuopfern und unter den Kanonen von Donauwörth eine Verſtärkung an Truppen zu erwarten. Gleichgültig gegen alle Beſchwerden und Gefahren, wo die Menſchlichkeit ſprach und die Ehre gebot, erwählte er ohne Bedenken das Erſte, feſt entſchloſſen, lieber ſich ſelbſt mit ſeiner ganzen Armee unter den Trümmern Nürnbergs zu begraben, als auf den Untergang dieſer bundesverwandten Stadt ſeine Rettung zu gründen.

Sogleich ward Anſtalt gemacht, die Stadt mit allen Vorſtädten in eine Verſchanzung einzuſchließen, und innerhalb derſelben ein feſtes Lager aufzuſchlagen. Viele tauſend Hände ſetzten ſich alsbald zu dieſem

weitläufigen Werk in Bewegung, und alle Einwohner Nürnbergs beseelte ein heroischer Eifer, für die gemeine Sache Blut, Leben und Eigenthum zu wagen. Ein acht Fuß tiefer und zwölf Fuß breiter Graben umschloß die ganze Verschanzung; die Linien wurden durch Redouten und Bastionen, die Eingänge durch halbe Monde beschützt. Die Pegnitz, welche Nürnberg durchschneidet, theilte das ganze Lager in zwei Halbzirkel ab, die durch viele Brücken zusammenhingen. Gegen dreihundert Stücke spielten von den Wällen der Stadt und von den Schanzen des Lagers. Das Landvolk aus den benachbarten Dörfern und die Bürger von Nürnberg legten mit den schwedischen Soldaten gemeinschaftlich Hand an, daß schon am siebenten Tage die Armee das Lager beziehen konnte, und am vierzehnten die ganze ungeheure Arbeit vollendet war.

Indem dies außerhalb der Mauern vorging, war der Magistrat der Stadt Nürnberg beschäftigt, die Magazine zu füllen und sich mit allen Kriegs- und Mundbedürfnissen für eine langwierige Belagerung zu versehen. Dabei unterließ er nicht, für die Gesundheit der Einwohner, die der Zusammenfluß so vieler Menschen leicht in Gefahr setzen konnte, durch strenge Reinlichkeits-Anstalten Sorge zu tragen. Den König auf den Nothfall unterstützen zu können, wurde aus den Bürgern der Stadt die junge Mannschaft ausgehoben und in den Waffen geübt, die schon vorhandene Stadtmiliz beträchtlich verstärkt und ein neues Regiment von vier und zwanzig Namen nach den Buchstaben des alten Alphabets ausgerüstet. Gustav selbst hatte unterdessen seine Bundesgenossen, den Herzog

Wilhelm von Weimar und den Landgrafen von Heſſen-Kaſſel, zum Beiſtand aufgeboten, und ſeine Generale am Rheinſtrom, in Thüringen und Niederſachſen beordert, ſich ſchleunig in Marſch zu ſetzen und mit ihren Truppen bei Nürnberg zu ihm zu ſtoßen. Seine Armee, welche innerhalb der Linien dieſer Reichsſtadt gelagert ſtand, betrug nicht viel über ſechzehntauſend Mann, alſo nicht einmal den dritten Theil des feindlichen Heers.

Dieſes war unterdeſſen in langſamem Zuge bis gegen Neumarkt herangerückt, wo der Herzog von Friedland eine allgemeine Muſterung anſtellte. Vom Anblick dieſer furchtbaren Macht hingeriſſen, konnte er ſich einer jugendlichen Prahlerei nicht enthalten. „Binnen vier Tagen ſoll ſich ausweiſen," rief er, „wer von uns Beiden, der König von Schweden oder ich, Herr der Welt ſeyn wird." Dennoch that er, ſeiner großen Ueberlegenheit ungeachtet, nichts, dieſe ſtolze Verſicherung wahr zu machen, und vernachläſſigte ſogar die Gelegenheit, ſeinen Feind auf das Haupt zu ſchlagen, als dieſer verwegen genug war, ſich außerhalb ſeiner Linien ihm entgegen zu ſtellen. „Schlachten hat man genug geliefert," antwortete er denen, welche ihn zum Angriff ermunterten, „es iſt Zeit, einmal einer andern Methode zu folgen." Hier ſchon entdeckte ſich, wie viel mehr bei einem Feldherrn gewonnen worden, deſſen ſchon gegründeter Ruhm der gewagten Unternehmungen nicht benöthigt war, wodurch Andere eilen müſſen, ſich einen Namen zu machen. Ueberzeugt, daß der verzweifelte Muth des Feindes den Sieg auf das Theuerſte verkaufen, eine Niederlage aber, in dieſen

Gegenden erlitten, die Angelegenheiten des Kaiſers unwiederbringlich zu Grunde richten würde, begnügte er ſich damit, die kriegeriſche Hitze ſeines Gegners durch eine langwierige Belagerung zu verzehren, und, indem er demſelben alle Gelegenheit abſchnitt, ſich dem Ungeſtüm ſeines Muths zu überlaſſen, ihm gerade denjenigen Vortheil zu rauben, wodurch er bisher ſo unüberwindlich geweſen war. Ohne alſo das Geringſte zu unternehmen, bezog er jenſeits der Rednitz, Nürnberg gegenüber, ein ſtark befeſtigtes Lager, und entzog durch dieſe wohlgewählte Stellung der Stadt ſowohl, als dem Lager, jede Zufuhr aus Franken, Schwaben und Thüringen. So hielt er den König zugleich mit der Stadt belagert, und ſchmeichelte ſich, den Muth ſeines Gegners, den er nicht lüſtern war in offener Schlacht zu erproben, durch Hunger und Seuchen langſam, aber deſto ſicherer zu ermüden.

Aber zu wenig mit den Hülfsquellen und Kräften ſeines Gegners bekannt, hatte er nicht genugſam dafür geſorgt, ſich ſelbſt vor dem Schickſal zu bewahren, das er jenem bereitete. Aus dem ganzen benachbarten Gebiete hatte ſich das Landvolk mit ſeinen Vorräthen weggeflüchtet, und um den wenigen Ueberreſt mußten ſich die Friedländiſchen Fouragirer mit den ſchwediſchen ſchlagen. Der König ſchonte die Magazine der Stadt, ſo lange noch Möglichkeit da war, ſich aus der Nachbarſchaft mit Proviant zu verſehen, und dieſe wechſelſeitigen Streifereien unterhielten einen immerwährenden Krieg zwiſchen den Kroaten und dem ſchwediſchen Volke, davon die ganze umliegende Landſchaft die traurigſten Spuren zeigte. Mit dem Schwert in der Hand mußte

man ſich die Bedürfniſſe des Lebens erkämpfen, und ohne zahlreiches Gefolge durften ſich die Parteien nicht mehr aufs Fouragiren wagen. Dem König zwar öffnete, ſobald der Mangel ſich einſtellte, die Stadt Nürnberg ihre Vorrathshäuſer, aber Wallenſtein mußte ſeine Truppen aus weiter Ferne verſorgen. Ein großer, in Bayern aufgekaufter Transport war an ihn auf dem Wege, und tauſend Mann wurden abgeſchickt, ihn ſicher ins Lager zu geleiten. Guſtav Adolph, davon benachrichtigt, ſandte ſogleich ein Cavallerie-Regiment aus, ſich dieſer Lieferung zu bemächtigen, und die Dunkelheit der Nacht begünſtigte die Unternehmung. Der ganze Transport fiel mit der Stadt, worin er hielt, in der Schweden Hände; die kaiſerliche Bedeckung wurde niedergehauen, gegen zwölfhundert Stück Vieh hinweg getrieben, und tauſend mit Brod bepackte Wagen, die nicht gut fortgebracht werden konnten, in Brand geſteckt. Sieben Regimenter, welche der Herzog von Friedland gegen Altdorf vorrücken ließ, dem ſehnlich erwarteten Transport zur Bedeckung zu dienen, wurden von dem Könige, der ein Gleiches gethan hatte, den Rückzug der Seinigen zu decken, nach einem hartnäckigen Gefechte auseinander geſprengt, und mit Hinterlaſſung von vierhundert Todten in das kaiſerliche Lager zurückgetrieben. So viele Widerwärtigkeiten und eine ſo wenig erwartete Standhaftigkeit des Königs ließen den Herzog von Friedland bereuen, daß er die Gelegenheit zu einem Treffen ungenützt hatte vorbeiſtreichen laſſen. Jetzt machte die Feſtigkeit des ſchwediſchen Lagers jeden Angriff unmöglich, und Nürnbergs bewaffnete Jugend diente dem Monarchen

zu einer fruchtbaren Kriegerſchule, woraus er jeden Verluſt an Mannſchaft auf das Schnellſte erſetzen konnte. Der Mangel an Lebensmitteln, der ſich im kaiſerlichen Lager nicht weniger als im ſchwediſchen einſtellte, machte es zum mindeſten ſehr ungewiß, welcher von beiden Theilen den andern zuerſt zum Aufbruche zwingen würde.

Fünfzehn Tage ſchon hatten beide Armeen, durch gleiche unerſteigliche Verſchanzungen gedeckt, einander im Geſichte geſtanden, ohne etwas mehr als leichte Streifereien und unbedeutende Scharmützel zu wagen. Auf beiden Seiten hatten anſteckende Krankheiten, natürliche Folgen der ſchlechten Nahrungsmittel und der eng zuſammengepreßten Volksmenge, mehr als das Schwert des Feindes die Mannſchaft vermindert, und mit jedem Tage ſtieg dieſe Noth. Endlich erſchien der längſt erwartete Succurs im ſchwediſchen Lager, und die beträchtliche Machtverſtärkung des Königs erlaubte ihm jetzt, ſeinem natürlichen Muth zu gehorchen und die Feſſel zu zerbrechen, die ihn bisher gebunden hielt.

Seiner Aufforderung gemäß, hatte Herzog Wilhelm von Weimar aus den Beſatzungen in Niederſachſen und Thüringen in aller Eilfertigkeit ein Corps aufgerichtet, welches bei Schweinfurt in Franken vier ſächſiſche Regimenter, und bald darauf bei Kitzingen die Truppen vom Rheinſtrom an ſich zog, die Landgraf Wilhelm von Heſſen-Kaſſel und der Pfalzgraf von Birkenfeld dem König zu Hülfe ſchickten. Der Reichskanzler Oxenſtierna übernahm es, dieſe vereinigte Armee an den Ort ihrer Beſtimmung zu führen. Nachdem er ſich zu Windsheim noch mit dem

Herzog Bernhard von Weimar und dem ſchwediſchen General Banner vereinigt hatte, rückte er in beſchleunigten Märſchen bis Bruck und Eltersdorf, wo er die Regnitz paſſirte und glücklich in das ſchwediſche Lager kam. Dieſer Succurs zählte beinahe fünfzigtauſend Mann, und führte ſechzig Stücke Geſchütz und viertauſend Bagagewagen bei ſich. So ſah ſich denn Guſtav Adolph an der Spitze von beinahe ſiebenzigtauſend Streitern, ohne noch die Miliz der Stadt Nürnberg zu rechnen, welche im Nothfalle dreißigtauſend rüſtige Bürger ins Feld ſtellen konnte. Eine furchtbare Macht, die einer andern nicht minder furchtbaren gegenüberſtand! Der ganze Krieg ſchien jetzt zuſammengepreßt in eine einzige Schlacht, um hier endlich ſeine letzte Entſcheidung zu erhalten. Angſtvoll blickte das getheilte Europa auf dieſen Kampfplatz hin, wo ſich die Kraft beider ſtreitenden Mächte, wie in ihrem Brennpunkt, fürchterlich ſammelte.

Aber hatte man ſchon vor der Ankunft des Succurſes mit Brodmangel kämpfen müſſen, ſo wuchs dieſes Uebel nunmehr in beiden Lagern (denn auch Wallenſtein hatte neue Verſtärkungen aus Bayern an ſich gezogen) zu einem ſchrecklichen Grade an. Außer den hundert und zwanzigtauſend Kriegern, die einander bewaffnet gegenüberſtanden, außer einer Menge von mehr als fünfzigtauſend Pferden in beiden Armeen, außer den Bewohnern Nürnbergs, welche das ſchwediſche Heer an Anzahl weit übertrafen, zählte man allein in dem Wallenſteiniſchen Lager fünfzehntauſend Weiber und eben ſo viel Fuhrleute und Knechte, nicht viel weniger in dem ſchwediſchen. Die Gewohn-

heit jener Zeiten erlaubte dem Soldaten, seine Familie mit in das Feld zu führen. Bei den Kaiserlichen schloß sich eine unzählige Menge gutwilliger Frauenspersonen an den Heereszug an, und die strenge Wachsamkeit über die Sitten im schwedischen Lager, welche keine Ausschweifung duldete, beförderte eben darum die rechtmäßigen Ehen. Für die junge Generation, welche dies Lager zum Vaterland hatte, waren ordentliche Feldschulen errichtet und eine treffliche Zucht von Kriegern daraus gezogen, daß die Armeen bei einem langwierigen Kriege sich durch sich selbst recrutiren konnten. Kein Wunder, wenn diese wandelnden Nationen jeden Landstrich aushungerten, auf dem sie verweilten, und die Bedürfnisse des Lebens durch diesen entbehrlichen Troß übermäßig im Preise gesteigert wurden. Alle Mühlen um Nürnberg reichten nicht zu, das Korn zu mahlen, das jeder Tag verschlang, und fünfzigtausend Pfund Brod, welche die Stadt täglich ins Lager lieferte, reizten den Hunger bloß, ohne ihn zu befriedigen. Die wirklich bewundernswerthe Sorgfalt des Nürnberger Magistrats konnte nicht verhindern, daß nicht ein großer Theil der Pferde aus Mangel an Fütterung umfiel, und die zunehmende Wuth der Seuchen mit jedem Tage über hundert Menschen ins Grab streckte.

Dieser Noth ein Ende zu machen, verließ endlich Gustav Adolph, voll Zuversicht auf seine überlegene Macht, am fünfundzwanzigsten Tage seine Linien, zeigte sich in voller Bataille dem Feind, und ließ von drei Batterien, welche am Ufer der Rednitz errichtet waren, das Friedländische Lager beschießen. Aber unbeweglich

ſtand der Herzog in ſeinen Verſchanzungen und begnügte ſich dieſe Ausforderung durch das Feuer der Musketen und Kanonen von ferne zu beantworten. Den König durch Unthätigkeit aufzureiben und durch die Macht des Hungers ſeine Beharrlichkeit zu beſiegen, war ſein überlegter Entſchluß und keine Vorſtellung Maximilians, keine Ungeduld der Armee, kein Spott des Feindes konnte dieſen Vorſatz erſchüttern. In ſeiner Hoffnung getäuſcht und von der wachſenden Noth gedrungen, wagte ſich Guſtav Adolph nun an das Unmögliche, und der Entſchluß wurde gefaßt, das durch Natur und Kunſt gleich unbezwingliche Lager zu ſtürmen.

Nachdem er das ſeinige dem Schutz der Nürnbergiſchen Miliz übergeben, rückte er am Bartholomäustage, dem achtundfünfzigſten, ſeitdem die Armee ihre Verſchanzungen bezogen, in voller Schlachtordnung heraus und paſſirte die Rednitz bei Fürth, wo er die feindlichen Vorpoſten mit leichter Mühe zum Weichen brachte. Auf den ſteilen Anhöhen zwiſchen der Biber und Rednitz, die alte Veſte und Altenberg genannt, ſtand die Hauptmacht des Feindes, und das Lager ſelbſt, von dieſen Hügeln beherrſcht, breitete ſich unabſehbar durch das Gefilde. Die ganze Stärke des Geſchützes war auf dieſen Hügeln verſammelt. Tiefe Gräben umſchloſſen unerſteigliche Schanzen, dichte Verhacke und ſtachelige Palliſaden verrammelten die Zugänge zu dem ſteil anlaufenden Berge, von deſſen Gipfel Wallenſtein, ruhig und ſicher wie ein Gott, durch ſchwarze Rauchwolken ſeine Blitze verſendete. Hinter den Bruſtwehren lauerte der Musketen tückiſches Feuer,

und ein gewiſſer Tod blickte aus hundert offenen Kanonenſchlünden dem verwegenen Stürmer entgegen. Auf dieſen gefahrvollen Poſten richtete Guſtav Adolph den Angriff, und fünfhundert Musketiere, durch weniges Fußvolk unterſtützt (mehrere zugleich konnten auf dem engen Kampfboden nicht zum Fechten kommen), hatten den unbeneideten Vorzug, ſich zuerſt in den offenen Rachen des Todes zu werfen. Wüthend war der Andrang, der Widerſtand fürchterlich, der ganzen Wuth des feindlichen Geſchützes ohne Bruſtwehr dahin gegeben, grimmig durch den Anblick des unvermeidlichen Todes, laufen dieſe entſchloſſenen Krieger gegen den Hügel Sturm, der ſich in Einem Moment in den flammenden Hekla verwandelt und einen eiſernen Hagel donnernd auf ſie herunter ſpeit. Zugleich dringt die ſchwere Cavallerie in die Lücken ein, welche die feindlichen Ballen in die gedrängte Schlachtordnung reißen, die feſtgeſchloſſenen Glieder trennen ſich, und die ſtandhafte Heldenſchaar, von der gedoppelten Macht der Natur und der Menſchen bezwungen, wendet ſich nach hundert zurückgelaſſenen Todten zur Flucht. Deutſche waren es, denen Guſtavs Parteilichkeit die tödtliche Ehre des erſten Angriffs beſtimmte; über ihren Rückzug ergrimmt, führte er jetzt ſeine Finnländer zum Sturm, durch ihren nordiſchen Muth die deutſche Feigheit zu beſchämen. Auch ſeine Finnländer, durch einen ähnlichen Feuerregen empfangen, weichen der überlegenen Macht, und ein friſches Regiment tritt an ihre Stelle, mit gleich ſchlechtem Erfolge den Angriff zu erneuern. Dieſes wird von einem vierten und fünften und ſechsten abgelöst, daß während des zehnſtündigen Gefechts

alle Regimenter zum Angriff kommen und alle blutend und zerriſſen von dem Kampfplatz zurückkehren. Tauſend verſtümmelte Körper bedecken das Feld, und unbeſiegt ſetzt Guſtav den Angriff fort, und unerſchütterlich behauptet Wallenſtein ſeine Veſte.

Indeſſen hat ſich zwiſchen der kaiſerlichen Reiterei und dem linken Flügel der Schweden, der in einem Buſch an der Rednitz poſtirt war, ein heftiger Kampf entzündet, wo mit abwechſelndem Glück der Feind bald Beſiegter, bald Sieger bleibt, und auf beiden Seiten gleich viel Blut fließt, gleich tapfere Thaten geſchehen. Dem Herzog von Friedland und dem Prinzen Bernhard von Weimar werden die Pferde unter dem Leibe erſchoſſen; dem Könige ſelbſt reißt eine Stückkugel die Sohle von dem Stiefel. Mit ununterbrochener Wuth erneuern ſich Angriff und Widerſtand, bis endlich die eintretende Nacht das Schlachtfeld verfinſtert und die erbitterten Kämpfer zur Ruhe winkt. Jetzt aber ſind die Schweden ſchon zu weit vorgedrungen, um den Rückzug ohne Gefahr unternehmen zu können. Indem der König einen Officier zu entdecken ſucht, den Regimentern durch ihn den Befehl zum Rückzug zu überſenden, ſtellt ſich ihm der Oberſte Hebron, ein tapferer Schottländer, dar, den bloß ſein natürlicher Muth aus dem Lager getrieben hatte, die Gefahr des Tages zu theilen. Ueber den König erzürnt, der ihm unlängſt bei einer gefahrvollen Action einen jüngern Oberſten vorgezogen, hatte er das Gelübde gethan, ſeinen Degen nie wieder für den König zu ziehen. An ihn wendet ſich jetzt Guſtav Adolph und, ſeinen Heldenmuth lobend, erſucht er ihn, die

Regimenter zum Rückzug zu commandiren. „Sire," erwidert der tapfere Soldat, „das ist der einzige Dienst, den ich Eurer Majestät nicht verweigern kann, denn es ist etwas dabei zu wagen;" und sogleich sprengt er davon, den erhaltenen Auftrag ins Werk zu richten. Zwar hatte sich Herzog Bernhard von Weimar in der Hitze des Gefechts einer Anhöhe über der alten Veste bemächtigt, von wo aus man den Berg und das ganze Lager bestreichen konnte. Aber ein heftiger Platzregen, der in derselben Nacht einfiel, machte den Abhang so schlüpfrig, daß es unmöglich war, die Kanonen hinaufzubringen, und so mußte man von freien Stücken diesen mit Strömen Bluts errungenen Posten verloren geben. Mißtrauisch gegen das Glück, das ihn an diesem entscheidenden Tage verlassen hatte, getraute der König sich nicht, mit erschöpften Truppen am folgenden Tage fortzusetzen, und zum ersten Mal überwunden, weil er nicht Ueberwinder war, führte er seine Truppen über die Rednitz zurück. Zweitausend Todte, die er auf dem Wahlplatz zurückließ, bezeugten seinen Verlust, und unüberwunden stand der Herzog von Friedland in seinen Linien.

Noch ganze vierzehn Tage nach dieser Action blieben die Armeen einander gegenüber gelagert, jede in der Erwartung die andere zuerst zum Aufbruch zu nöthigen. Je mehr mit jedem Tage der kleine Vorrath an Lebensmitteln schmolz, desto schrecklicher wuchsen die Drangsale des Hungers, desto mehr verwilderte der Soldat, und das Landvolk umher ward das Opfer seiner thierischen Raubsucht. Die steigende Noth löste alle Bande der Zucht und der Ordnung im schwedischen

Lager auf, und besonders zeichneten sich die deutschen Regimenter durch die Gewaltthätigkeiten aus, die sie gegen Freund und Feind ohne Unterschied verübten. Die schwache Hand eines Einzigen vermochte nicht einer Gesetzlosigkeit zu steuern, die durch das Stillschweigen der untern Befehlshaber eine scheinbare Billigung und oft durch ihr eigenes verderbliches Beispiel Ermunterung erhielt. Tief schmerzte den Monarchen dieser schimpfliche Verfall der Kriegszucht, in die er bis jetzt einen so gegründeten Stolz gesetzt hatte, und der Nachdruck, womit er den deutschen Officieren ihre Nachlässigkeit verweist, bezeugt die Heftigkeit seiner Empfindungen. „Ihr Deutschen," rief er aus, „ihr, ihr selbst seyd es, die ihr euer eigenes Vaterland bestehlt, und gegen eure eigenen Glaubensgenossen wüthet. Gott sey mein Zeuge, ich verabscheue euch, ich habe einen Ekel an euch, und das Herz gällt mir im Leibe, wenn ich euch anschaue. Ihr übertretet meine Verordnungen, ihr seyd Ursache, daß die Welt mich verflucht, daß mich die Thränen der schuldlosen Armuth verfolgen, daß ich öffentlich hören muß: der König, unser Freund, thut uns mehr Uebels an, als unsere grimmigsten Feinde. Euretwegen habe ich meine Krone ihres Schatzes entblößt und über vierzig Tonnen Goldes aufgewendet, von eurem deutschen Reich aber nicht erhalten, wovon ich mich schlecht bekleiden könnte. Euch gab ich Alles, was Gott mir zutheilte, und hättet ihr meine Gesetze geachtet, Alles, was er mir künftig noch geben mag, würde ich mit Freuden unter euch ausgetheilt haben. Eure schlechte Mannszucht überzeugt mich, daß ihr's böse meint, wie sehr ich auch Ursache haben mag, eure Tapferkeit zu loben."

Nürnberg hatte ſich über Vermögen angeſtrengt, die ungeheure Menſchenmenge, welche in ſeinem Gebiet zuſammengepreßt war, eilf Wochen lang zu ernähren; endlich aber verſiegten die Mittel, und der König, als der zahlreichere Theil, mußte ſich eben darum zuerſt zum Abzug entſchließen. Mehr als zehntauſend ſeiner Einwohner hatte Nürnberg begraben, und Guſtav Adolph gegen zwanzigtauſend ſeiner Soldaten durch Krieg und Seuchen eingebüßt. Zertreten lagen alle umliegenden Felder, die Dörfer in Aſche, das beraubte Landvolk verſchmachtete auf den Straßen, Modergerüche verpeſteten die Luft, verheerende Seuchen, durch die kümmerliche Nahrung, durch den Qualm eines ſo bevölkerten Lagers und ſo vieler verweſenden Leichname, durch die Glut der Hundstage ausgebrütet, wütheten unter Menſchen und Thieren, und noch lange nach dem Abzug der Armeen drückten Mangel und Elend das Land. Gerührt von dem allgemeinen Jammer, und ohne Hoffnung, die Beharrlichkeit des Herzogs von Friedland zu beſiegen, hob der König am achten September ſein Lager auf und verließ Nürnberg, nachdem er es zur Fürſorge mit einer hinlänglichen Beſatzung verſehen hatte. In völliger Schlachtordnung zog er an dem Feinde vorüber, der unbeweglich blieb, und nicht das Geringſte unternahm, ſeinen Abzug zu ſtören. Er richtete ſeinen Marſch nach Neuſtadt an der Aiſch und Windsheim, wo er fünf Tage ſtehen blieb um ſeine Truppen zu erquicken und Nürnberg nahe zu ſeyn, wenn der Feind etwas gegen dieſe Stadt unternehmen ſollte. Aber Wallenſtein der Erholung nicht weniger bedürftig, hatte auf den Abzug der Schweden nur

gewartet, um den ſeinigen antreten zu können. Fünf Tage ſpäter verließ auch er ſein Lager bei Zirndorf und übergab es den Flammen. Hundert Rauchſäulen, die aus den eingeäſcherten Dörfern in der ganzen Runde zum Himmel ſtiegen, verkündigten ſeinen Abſchied und zeigten der getröſteten Stadt, welchem Schickſale ſie ſelbſt entgangen war. Seinen Marſch, der gegen Forchheim gerichtet war, bezeichnete die ſchrecklichſte Verheerung; doch war er ſchon zu weit vorgerückt, um von dem König noch eingeholt zu werden. Dieſer trennte nun ſeine Armee, die das erſchöpfte Land nicht ernähren konnte, um mit einem Theile derſelben Franken zu behaupten, und mit dem andern ſeine Eroberungen in Bayern in eigener Perſon fortzuſetzen.

Unterdeſſen war die kaiſerlich-bayeriſche Armee in das Bisthum Bamberg gerückt, wo der Herzog von Friedland eine zweite Muſterung darüber anſtellte. Er fand dieſe ſechzigtauſend Mann ſtarke Macht durch Deſertion, Krieg und Seuchen bis auf vierundzwanzigtauſend Mann vermindert, von denen der vierte Theil aus bayeriſchen Truppen beſtand. Und ſo hatte das Lager von Nürnberg beide Theile mehr als zwei verlorne große Schlachten entkräftet, ohne den Krieg ſeinem Ende auch nur um etwas genähert, oder die geſpannten Erwartungen der europäiſchen Welt durch einen einzigen entſcheidenden Vorfall befriedigt zu haben. Den Eroberungen des Königs in Bayern wurde zwar auf eine Zeit lang durch die Diverſion bei Nürnberg ein Ziel geſteckt und Oeſterreich ſelbſt vor einem feindlichen Einfall geſichert; aber durch den Abzug von dieſer Stadt gab man ihm auch die völlige Freiheit zurück,

Bayern aufs Neue zum Schauplatz des Kriegs zu machen. Unbekümmert um das Schickſal dieſes Landes und des Zwanges müde, den ihm die Verbindung mit dem Kurfürſten auferlegte, ergriff der Herzog von Friedland begierig die Gelegenheit, ſich von dieſem läſtigen Gefährten zu trennen und ſeine Lieblingsentwürfe mit erneuertem Ernſt zu verfolgen. Noch immer ſeiner erſten Maxime getreu, Sachſen von Schweden zu trennen, beſtimmte er dieſes Land zum Winteraufenthalt ſeiner Truppen, und hoffte durch ſeine verderbliche Gegenwart den Kurfürſten um ſo eher zu einem beſondern Frieden zu zwingen.

Kein Zeitpunkt konnte dieſem Unternehmen günſtiger ſeyn. Die Sachſen waren in Schleſien eingefallen, wo ſie, in Vereinigung mit brandenburgiſchen und ſchwediſchen Hülfsvölkern, einen Vortheil nach dem andern über die Truppen des Kaiſers erfochten. Durch eine Diverſion, welche man dem Kurfürſten in ſeinen eigenen Staaten machte, rettete man Schleſien; und das Unternehmen war deſto leichter, da Sachſen durch den ſchleſiſchen Krieg von Vertheidigern entblößt und dem Feinde von allen Seiten geöffnet war. Die Nothwendigkeit, ein öſterreichiſches Erbland zu retten, ſchlug alle Einwendungen des Kurfürſten von Bayern darnieder, und unter der Maske eines patriotiſchen Eifers für das Beſte des Kaiſers konnte man ihn mit um ſo weniger Bedenklichkeit aufopfern. Indem man dem König von Schweden das reiche Bayern zum Raube ließ, hoffte man in der Unternehmung auf Sachſen von ihm nicht geſtört zu werden, und die zunehmende Kaltſinnigkeit zwiſchen dieſem Monarchen und dem

ſächſiſchen Hofe ließ ohnehin von ſeiner Seite wenig Eifer zu Befreiung Johann Georgs befürchten. Aufs Neue alſo von ſeinem argliſtigen Beſchützer im Stich gelaſſen, trennte ſich der Kurfürſt zu Bamberg von Wallenſtein, um mit dem kleinen Ueberreſt ſeiner Truppen ſein hülfloſes Land zu vertheidigen, und die kaiſerliche Armee richtete unter Friedlands Anführung ihren Marſch durch Baireuth und Koburg nach dem Thüringer Walde.

Ein kaiſerlicher General, von Holk, war bereits mit ſechstauſend Mann in das Voigtland vorausgeſchickt worden, dieſe wehrloſe Provinz mit Feuer und Schwert zu verheeren. Ihm wurde bald darauf Gallas nachgeſchickt, ein zweiter Feldherr des Herzogs und ein gleich treues Werkzeug ſeiner unmenſchlichen Befehle. Endlich wurde auch noch Graf Pappenheim aus Niederſachſen herbeigerufen, die geſchwächte Armee des Herzogs zu verſtärken und das Elend Sachſens vollkommen zu machen. Zerſtörte Kirchen, eingeäſcherte Dörfer, verwüſtete Ernten, beraubte Familien, ermordete Unterthanen bezeichneten den Marſch dieſer Barbarenheere; das ganze Thüringen, Voigtland und Meißen erlagen unter dieſer dreifachen Geißel. Aber ſie waren unter die Vorläufer eines größern Elends, mit welchem der Herzog ſelbſt, an der Spitze der Hauptarmee, das unglückliche Sachſen bedrohte. Nachdem dieſer auf ſeinem Zuge durch Franken und Thüringen die ſchauderhafteſten Denkmäler ſeiner Wuth hinterlaſſen, erſchien er mit ſeiner ganzen Macht in dem Leipziger Kreiſe und zwang nach einer kurzen Belagerung die Stadt Leipzig zur Uebergabe. Seine

Abſicht war, bis nach Dresden vorzudringen und durch Unterwerfung des ganzen Landes dem Kurfürſten Geſetze vorzuſchreiben. Schon näherte er ſich der Mulda, um die ſächſiſche Armee, die bis Torgau ihm entgegen gerückt war, mit ſeiner überlegenen Macht aus dem Felde zu ſchlagen, als die Ankunft des Königs von Schweden zu Erfurt ſeinen Eroberungsplanen eine unerwartete Gränze ſetzte. Im Gedränge zwiſchen der ſächſiſchen und ſchwediſchen Macht, welche Herzog Georg von Lüneburg von Niederſachſen aus noch zu verſtärken drohte, wich er eilfertig gegen Merſeburg zurück, um ſich dort mit dem Grafen von Pappenheim zu vereinigen und die eindringenden Schweden mit Nachdruck zurückzutreiben. Nicht ohne große Unruhe hatte Guſtav Adolph den Kunſtgriffen zugeſehen, welche Spanien und Oeſterreich verſchwendeten, um ſeinen Alliirten von ihm abtrünnig zu machen. So wichtig ihm das Bündniß mit Sachſen war, ſo viel mehr Urſache hatte er, vor dem unbeſtändigen Gemüthe Johann Georgs zu zittern. Nie hatte zwiſchen ihm und dem Kurfürſten ein aufrichtiges freundſchaftliches Verhältniß ſtatt gefunden. Einem Prinzen, der auf ſeine politiſche Wichtigkeit ſtolz, und gewohnt war, ſich als das Haupt ſeiner Partei zu betrachten, mußte die Einmiſchung einer fremden Macht in die Reichsangelegenheiten bedenklich und drückend ſeyn, und den Widerwillen, womit er die Fortſchritte dieſes unwillkommenen Fremdlings betrachtete, hatte nur die äußerſte Noth ſeiner Staaten auf eine Zeit lang beſiegen können. Das wachſende Anſehen des Königs in Deutſchland, ſein überwiegender Einfluß

auf die protestantischen Stände, die nicht sehr zweideutigen Beweise seiner ehrgeizigen Absichten, bedenklich genug, die ganze Wachsamkeit der Reichsstände aufzufordern, machten bei dem Kurfürsten tausend Besorgnisse rege, welche die kaiserlichen Unterhändler geschickt zu nähren und zu vergrößern wußten. Jeder eigenmächtige Schritt des Königs, jede auch noch so billige Forderung, die er an die Reichsfürsten machte, gaben dem Kurfürsten Anlaß zu bittern Beschwerden, die einen nahen Bruch zu verkündigen schienen. Selbst unter den Generalen beider Theile zeigten sich, so oft sie vereinigt agiren sollten, vielfache Spuren der Eifersucht, welche ihre Beherrscher entzweite. Johann Georgs natürliche Abneigung vor dem Krieg und seine noch immer nicht unterdrückte Ergebenheit gegen Oesterreich begünstigte Arnheims Bemühungen, der, in beständigem Einverständnisse mit Wallenstein, unermüdet daran arbeitete, seinen Herrn zu einem Privatvergleich mit dem Kaiser zu vermögen; und fanden seine Vorstellungen auch lange Zeit keinen Eingang, so lehrte doch zuletzt der Erfolg, daß sie nicht ganz ohne Wirkung geblieben waren.

Gustav Adolph, mit Recht vor den Folgen bange, die der Abfall eines so wichtigen Bundesgenossen von seiner Partei für seine ganze künftige Existenz in Deutschland haben mußte, ließ kein Mittel unversucht, diesen bedenklichen Schritt zu verhindern, und bis jetzt hatten seine Vorstellungen ihren Eindruck auf den Kurfürsten nicht ganz verfehlt. Aber die fürchterliche Macht, womit der Kaiser seine verführerischen Vorschläge unterstützte, und die Drangsale, die er bei

längerer Weigerung über Sachſen zu häufen drohte, konnten endlich doch, wenn man ihn ſeinen Feinden hülflos dahingab, die Standhaftigkeit des Kurfürſten überwinden, und dieſe Gleichgültigkeit gegen einen ſo wichtigen Bundesgenoſſen das Vertrauen aller übrigen Alliirten Schwedens zu ihrem Beſchützer auf immer darnieder ſchlagen. Dieſe Betrachtung bewog den König, den dringenden Einladungen, welche der hart bedrohte Kurfürſt an ihn ergehen ließ, zum zweiten Male nachzugeben, und der Rettung dieſes Bundesgenoſſen alle ſeine glänzenden Hoffnungen aufzuopfern. Schon hatte er einen zweiten Angriff auf Ingolſtadt beſchloſſen und die Schwäche des Kurfürſten von Bayern rechtfertigte ſeine Hoffnung, dieſem erſchöpften Feinde doch endlich noch die Neutralität aufzudringen. Der Aufſtand des Landvolks in Oberöſterreich öffnete ihm dann den Weg in dieſes Land, und der Sitz des Kaiſerthrons konnte in ſeinen Händen ſeyn, ehe Wallenſtein Zeit hatte, mit Hülfe herbeizueilen. Alle dieſe ſchimmernden Hoffnungen ſetzte er dem Wohl eines Alliirten nach, den weder Verdienſte noch guter Wille dieſes Opfers werth machten; der, bei den dringendſten Aufforderungen des Gemeingeiſtes, nur ſeinem eigenen Vortheil mit kleinlicher Selbſtſucht diente; der nicht durch die Dienſte, die man ſich von ihm verſprach, nur durch den Schaden, den man von ihm beſorgte, bedeutend war. Und wer erwehrt ſich nun des Unwillens, wenn er hört, daß auf dem Wege, den Guſtav Adolph jetzt zur Befreiung dieſes Fürſten antritt, der große König das Ziel ſeiner Thaten findet?

Schnell zog er ſeine Truppen im fränkiſchen Kreiſe

zuſammen und folgte dem Wallenſteiniſchen Heere durch Thüringen nach. Herzog Bernhard von Weimar, der gegen Pappenheim war vorausgeſchickt worden, ſtieß bei Arnſtadt zu dem Könige, der ſich jetzt an der Spitze von zwanzigtauſend Mann geübter Truppen erblickte. Zu Erfurt trennte er ſich von ſeiner Gemahlin, die ihn nicht eher als zu Weißenfels — im Sarge wieder ſehen ſollte; der bange gepreßte Abſchied deutete auf eine ewige Trennung. Er erreichte Naumburg am erſten November des Jahrs 1632, ehe die dahin detachirten Corps des Herzogs von Friedland ſich dieſes Platzes bemächtigen konnten. Schaarenweiſe ſtrömte alles Volk aus der umliegenden Gegend herbei, den Helden, den Rächer, den großen König anzuſtaunen, der ein Jahr vorher auf eben dieſem Boden als ein rettender Engel erſchienen war. Stimmen der Freude umtönten ihn, wo er ſich ſehen ließ; anbetend ſtürzte ſich Alles vor ihm auf die Kniee; man ſtritt ſich um die Gunſt, die Scheide ſeines Schwerts, den Saum ſeines Kleides zu berühren. Den beſcheidenen Helden empörte dieſer unſchuldige Tribut, den ihm die aufrichtigſte Dankbarkeit und Verwunderung zollte. „Iſt es nicht, als ob dieſes Volk mich zum Gott mache?“ ſagte er zu ſeinen Begleitern. „Unſere Sachen ſtehen gut; aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dieſes verwegene Gaukelſpiel ſtrafen, und dieſem thörichten Haufen meine ſchwache ſterbliche Menſchheit früh genug offenbaren.“ Wie liebenswürdig zeigt ſich uns Guſtav, eh' er auf ewig von uns Abſchied nimmt! Auch in der Fülle ſeines Glücks die richtende Nemeſis ehrend, verſchmäht er eine Huldigung,

die nur den Unſterblichen gebührt, und ſein Recht auf unſere Thränen verdoppelt ſich, eben da er dem Augenblick nahe iſt, ſie zu erregen.

Unterdeſſen war der Herzog von Friedland dem anrückenden König bis Weißenfels entgegen gezogen, entſchloſſen, die Winterquartiere in Sachſen, auch wenn es eine Schlacht koſten ſollte, zu behaupten. Seine Unthätigkeit vor Nürnberg hatte ihn dem Verdacht ausgeſetzt, als ob er ſich mit dem nordiſchen Helden nicht zu meſſen wagte, und ſein ganzer Ruhm war in Gefahr, wenn er die Gelegenheit zu ſchlagen zum zweiten Mal entwiſchen ließ. Seine Ueberlegenheit an Truppen, wiewohl weit geringer, als ſie in der erſten Zeit des Nürnbergiſchen Lagers geweſen, machte ihm die wahrſcheinlichſte Hoffnung zum Sieg, wenn er den König, vor der Vereinigung deſſelben mit den Sachſen, in ein Treffen verwickeln konnte. Aber ſeine jetzige Zuverſicht war nicht ſowohl auf ſeine größere Truppenzahl, als auf die Verſicherungen ſeines Aſtrologen Seni gegründet, welcher in den Sternen geleſen hatte, daß das Glück des ſchwediſchen Monarchen im November untergehen würde. Ueberdies waren zwiſchen Kamburg und Weißenfels enge Päſſe, von einer fortlaufenden Bergkette und der nahe ſtrömenden Saale gebildet, welche es der ſchwediſchen Armee äußerſt ſchwer machten, vorzudringen, und mit Hülfe weniger Truppen gänzlich geſchloſſen werden konnten. Dem König blieb dann keine andere Wahl, als ſich mit größter Gefahr durch dieſe Defileen zu winden, oder einen beſchwerlichen Rückzug durch Thüringen zu nehmen, und in einem verwüſteten Lande, wo es an jeder Nothdurft

gebrach, den größten Theil ſeiner Truppen einzubüßen. Die Geſchwindigkeit, mit der Guſtav Adolph von Naumburg Beſitz nahm, vernichtete dieſen Plan, und jetzt war es Wallenſtein ſelbſt, der den Angriff erwartete.

Aber in dieſer Erwartung ſah er ſich getäuſcht, als der König, anſtatt ihm bis Weißenfels entgegen zu rücken, alle Anſtalten traf, ſich bei Naumburg zu verſchanzen, und hier die Verſtärkungen zu erwarten, welche der Herzog von Lüneburg im Begriff war ihm zuzuführen. Unſchlüſſig, ob er dem König durch die engen Päſſe zwiſchen Weißenfels und Naumburg entgegen gehen, oder in ſeinem Lager unthätig ſtehen bleiben ſollte, verſammelte er ſeinen Kriegsrath, um die Meinung ſeiner erfahrenſten Generale zu vernehmen. Keiner von Allen fand es rathſam, den König in ſeiner vortheilhaften Stellung anzugreifen, und die Vorkehrungen, welche dieſer zu Befeſtigung ſeines Lagers traf, ſchienen deutlich anzuzeigen, daß er gar nicht Willens ſey, es ſo bald als möglich zu verlaſſen. Aber eben ſo wenig erlaubte der eintretende Winter, den Feldzug zu verlängern, und eine der Ruhe ſo ſehr bedürftige Armee durch fortgeſetzte Campirung zu ermüden. Alle Stimmen erklärten ſich für die Endigung des Feldzugs, um ſo mehr, da die wichtige Stadt Köln am Rhein von holländiſchen Truppen gefährlich bedroht war, und die Fortſchritte des Feindes in Weſtphalen und am Unterrhein die nachdrücklichſte Hülfe in dieſen Gegenden erheiſchten. Der Herzog von Friedland erkannte das Gewicht dieſer Gründe, und beinahe überzeugt, daß von dem König für dieſe Jahrszeit kein Angriff mehr

zu befürchten ſey, bewilligte er ſeinen Truppen die Winterquartiere, doch ſo, daß ſie aufs Schnellſte verſammelt waren, wenn etwa der Feind gegen alle Erwartung noch einen Angriff wagte. Graf Pappenheim wurde mit einem großen Theil des Heers entlaſſen, um der Stadt Köln zu Hülfe zu eilen, und auf dem Wege dahin die Halliſche Feſtung Morizburg in Beſitz zu nehmen. Einzelne Corps bezogen in den ſchicklichſten Städten umher ihre Winterquartiere, um die Bewegungen des Feindes von allen Seiten beobachten zu können. Graf Colloredo bewachte das Schloß zu Weißenfels, und Wallenſtein ſelbſt blieb mit dem Ueberreſte unweit Merſeburg zwiſchen dem Floßgraben und der Saale ſtehen, von wo er geſonnen war, ſeinen Marſch über Leipzig zu nehmen und die Sachſen von dem ſchwediſchen Heere abzuſchneiden.

Kaum aber hatte Guſtav Adolph Pappenheims Abzug vernommen, ſo verließ er plötzlich ſein Lager bei Naumburg und eilte, den um die Hälfte geſchwächten Feind mit ſeiner ganzen Macht anzufallen. In beſchleunigtem Marſche rückte er gegen Weißenfels vor, von wo aus ſich das Gerücht von ſeiner Ankunft ſchnell bis zum Feinde verbreitete und den Herzog von Friedland in die höchſte Verwunderung ſetzte. Aber es galt jetzt einen ſchnellen Entſchluß, und der Herzog hatte ſeine Maßregeln bald genommen. Obgleich man dem zwanzigtauſend Mann ſtarken Feinde nicht viel über zwölftauſend entgegenzuſetzen hatte, ſo konnte man doch hoffen, ſich bis zu Pappenheims Rückkehr zu behaupten, der ſich höchſtens fünf Meilen weit, bis Halle, entfernt haben konnte. Schnell flogen Eilboten

ab, ihn zurückzurufen, und zugleich zog ſich Wallenſtein in die weite Ebene zwiſchen dem Floßgraben und Lützen, wo er in völliger Schlachtordnung den König erwartete, und ihn durch dieſe Stellung von Leipzig und den ſächſiſchen Völkern trennte.

Drei Kanonenſchüſſe, welche Graf Colloredo von dem Schloſſe zu Weißenfels abbrannte, verkündigten den Marſch des Königs, und auf dieſes verabredete Signal zogen ſich die friedländiſchen Vortruppen unter dem Commando des Kroatengenerals Iſolani zuſammen, die an der Rippach gelegenen Dörfer zu beſetzen. Ihr ſchwacher Widerſtand hielt den anrückenden Feind nicht auf, der bei dem Dorfe Rippach über das Waſſer dieſes Namens ſetzte und ſich unterhalb Lützen der kaiſerlichen Schlachtordnung gegenüber ſtellte. Die Landſtraße, welche von Weißenfels nach Leipzig führt, wird zwiſchen Lützen und Markranſtädt von dem Floßgraben durchſchnitten, der ſich von Zeitz nach Merſeburg erſtreckt und die Elſter mit der Saale verbindet. An dieſen Canal lehnte ſich der linke Flügel der Kaiſerlichen und der rechte des Königs von Schweden, doch ſo, daß ſich die Reiterei beider Theile noch jenſeits deſſelben verbreitete. Nordwärts hinter Lützen hatte ſich Wallenſteins rechter Flügel, und ſüdwärts von dieſem Städtchen der linke Flügel des ſchwediſchen Heeres gelagert. Beide Armeen kehrten der Landſtraße ihre Fronte zu, welche mitten durch ſie hinging und eine Schlachtordnung von der andern abſonderte. Aber eben dieſer Landſtraße hatte ſich Wallenſtein am Abend vor der Schlacht zum großen Nachtheil ſeines Gegners bemächtigt, die zu beiden Seiten derſelben

fortlaufenden Gräben vertiefen und durch Musketiere beſetzen laſſen, daß der Uebergang ohne Beſchwerlichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denſelben ragte eine Batterie von ſieben großen Kanonen hervor, das Musketenfeuer aus den Gräben zu unterſtützen, und an den Windmühlen, nahe hinter Lützen, waren vierzehn kleinere Feldſtücke auf einer Anhöhe aufgepflanzt, von der man einen großen Theil der Ebene beſtreichen konnte. Die Infanterie, in nicht mehr als fünf große und unbehülfliche Brigaden vertheilt, ſtand in einer Entfernung von dreihundert Schritten hinter der Landſtraße in Schlachtordnung, und die Reiterei bedeckte die Flanken. Alles Gepäcke ward nach Leipzig geſchickt, um die Bewegungen des Heeres nicht zu hindern, und bloß die Munitionswagen hielten hinter dem Treffen. Um die Schwäche der Armee zu verbergen, mußten alle Troßjungen und Knechte zu Pferde ſitzen und ſich an den linken Flügel anſchließen; doch nur ſo lange, bis die Pappenheimiſchen Völker anlangten. Dieſe ganze Anordnung geſchah in der Finſterniß der Nacht, und ehe der Tag graute, war Alles zum Empfang des Feindes bereitet.

Noch an eben dieſem Abend erſchien Guſtav Adolph auf der gegenüberliegenden Ebene und ſtellte ſeine Völker zum Treffen. Die Schlachtordnung war dieſelbe, wodurch er das Jahr vorher bei Leipzig geſiegt hatte. Durch das Fußvolk wurden kleine Schwadronen verbreitet, unter die Reiterei hin und wieder eine Anzahl Musketiere vertheilt. Die ganze Armee ſtand in zwei Linien, den Floßgraben zur Rechten und hinter ſich, vor ſich die Landſtraße und die Stadt Lützen zur Linken.

In der Mitte hielt das Fußvolk unter des Grafen von Brahe Befehlen, die Reiterei auf den Flügeln und vor der Fronte das Geſchütz. Einem deutſchen Helden, dem Herzog Bernhard von Weimar, war die deutſche Reiterei des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König ſelbſt ſeine Schweden an, die Eiferſucht beider Völker zu einem edeln Wettkampfe zu erhitzen. Auf ähnliche Art war das zweite Treffen geordnet, und hinter demſelben hielt ein Reſervecorps unter Hendersons, eines Schottländers, Commando.

Alſo gerüſtet erwartete man die blutige Morgenröthe, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufſchub als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl als die Anzahl der Truppen furchtbar und merkwürdig machten. Die geſpannten Erwartungen Europens, die man im Lager vor Nürnberg hinterging, ſollten nun in den Ebenen Lützens befriedigt werden. Zwei ſolche Feldherrn, ſo gleich an Anſehen, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieſes Kriegs noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemeſſen, eine ſo hohe Wette noch nie die Kühnheit geſchreckt, ein ſo wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeiſtert. Der morgende Tag ſollte Europa ſeinen erſten Kriegsfürſten kennen lehren und einen Ueberwinder dem nie Ueberwundenen geben. Ob am Lechſtrom und bei Leipzig Guſtav Adolphs Genie, oder nur die Ungeſchicklichkeit ſeines Gegners den Ausſchlag beſtimmte, mußte der morgende Tag außer Zweifel ſetzen. Morgen mußte Friedlands Verdienſt die Wahl des Kaiſers rechtfertigen, und die

Größe des Mannes die Größe des Preises aufwägen, um den er erkauft worden war. Eiferſüchtig theilte jeder einzelne Mann im Heere ſeines Führers Ruhm, und unter jedem Harniſche wechſelten die Gefühle, die den Buſen der Generale durchflammten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, das er dem Ueberwinder wie dem Ueberwundenen koſten mußte. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüber ſtand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für ſeine Stärke.

Endlich erſcheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsſtunde. Vor der Fronte kniend hält der König ſeine Andacht; die ganze Armee auf die Kniee hingeſtürzt, ſtimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die Feldmuſik begleitete den Geſang. Dann ſteigt der König zu Pferde, und bloß mit einem ledernen Goller und einem Tuchrock bekleidet (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harniſch zu tragen), durchreitet er die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen Zuverſicht zu entflammen, die ſein eigener ahnungsvoller Buſen verläugnet. „Gott mit uns!“ war das Wort der Schweden; das der Kaiſerlichen: „Jeſus Maria.“ Gegen eilf Uhr fängt der Nebel an, ſich zu zertheilen, und der Feind wird ſichtbar. Zugleich ſieht man Lützen in Flammen ſtehen, auf Befehl des Herzogs in Brand geſteckt, damit er von dieſer Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Loſung, die Reiterei ſprengt gegen den Feind und das Fußvolk iſt im Anmarſch gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geschützes empfangen, setzen diese tapfern Bataillons mit unerschrockenem Muth ihren Angriff fort, die feindlichen Musketiere verlassen ihren Posten, die Gräben sind übersprungen, die Batterie selbst wird erobert und sogleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen weiter mit unaufhaltsamer Gewalt, die erste der fünf friedländischen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweite, und schon wendet sich die dritte zur Flucht; aber hier stellt sich der schnell gegenwärtige Geist des Herzogs ihrem Andrang entgegen. Mit Blitzesschnelligkeit ist er da, der Unordnung seines Fußvolkes zu steuern, und seinem Machtwort gelingt's, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drei Cavallerieregimentern unterstützt, machen die schon geschlagenen Brigaden aufs Neue Fronte gegen den Feind und dringen mit Macht in seine zerrissenen Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich, der nahe Feind gibt dem Schießgewehr keinen Raum, die Wuth des Angriffs keine Frist mehr zur Ladung, Mann ficht gegen Mann, das unnütze Feuerrohr macht dem Schwert und der Pike Platz, und die Kunst der Erbitterung. Ueberwältigt von der Menge weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die schon eroberte Batterie geht bei diesem Rückzug verloren. Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fuß breit Erde gewonnen.

Indessen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste machtvolle Andrang der schweren

finnländiſchen Küraſſiere zerſtreute die leicht berittenen Polen und Kroaten, die ſich an dieſen Flügel anſchloſſen, und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mit. In dieſem Augenblick hinterbringt man dem König, daß ſeine Infanterie über die Gräben zurückweiche, und auch ſein linker Flügel durch das feindliche Geſchütz von den Windmühlen aus furchtbar geängſtigt und ſchon zum Weichen gebracht werde. Mit ſchneller Beſonnenheit überträgt er dem General von Horn, den ſchon geſchlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er ſelbſt eilt an der Spitze des Stenbockiſchen Regiments davon, der Unordnung ſeines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Roß trägt ihn pfeilſchnell über die Gräben; aber ſchwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Uebergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachſen-Lauenburg, genannt wird, waren behend genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er ſprengte geraden Weges demjenigen Orte zu, wo ſein Fußvolk am gefährlichſten bedrängt war, und indem er ſeine Blicke umherſendet, irgend eine Blöße des feindlichen Heeres auszuſpähen, auf die er den Angriff richten könnte, führt ihn ſein kurzes Geſicht zu nah an daſſelbe. Ein kaiſerlicher Gefreiter bemerkt, daß dem Vorüberſprengenden Alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und ſchnell befiehlt er einem Musketier, auf ihn anzuſchlagen. „Auf den dort ſchieße," ruft er, „das muß ein vornehmer Mann ſeyn." Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm zerſchmettert. In dieſem Augenblick kommen ſeine Schwadronen

dahergeſprengt, und ein verwirrtes Geſchrei: „Der König blutet! — Der König iſt erſchoſſen!“ breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entſetzen aus. „Es iſt nichts — folgt mir!“ ruft der König, ſeine ganze Stärke zuſammenraffend; aber überwältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in franzöſiſcher Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufſehen aus dem Gedränge zu ſchaffen. Indem der letztere auf einem weiten Umweg, um der muthloſen Infanterie dieſen niederſchlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem Könige umwendet, erhält dieſer einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Reſt ſeiner Kräfte raubt. „Ich habe genug, Bruder!“ ruft er mit ſterbender Stimme; „ſuche du nur dein Leben zu retten.“ Zugleich ſank er vom Pferd, und von noch mehr Schüſſen durchbohrt, von allen ſeinen Begleitern verlaſſen, verhauchte er unter den räuberiſchen Händen der Kroaten ſein Leben. Bald entdeckte ſein ledig fliehendes, in Blute gebadetes Roß der ſchwediſchen Reiterei ihres Königs Fall, und wüthend dringt ſie herbei, dem gierigen Feind dieſe heilige Beute zu entreißen. Um ſeinen Leichnam entbrennt ein mörderiſches Gefecht, und der entſtellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben.

Die Schreckenspoſt durcheilt in kurzer Zeit das ganze ſchwediſche Heer; aber anſtatt den Muth dieſer tapfern Schaaren zu ertödten, entzündet ſie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in ſeinem Preiſe, da das heiligſte aller Leben dahin iſt, und der Tod hat für den

Niedrigen keine Schrecken mehr, seitdem er das gekrönte Haupt nicht verschonte. Mit Löwengrimm werfen sich die upländischen, smaländischen, finnischen, ost- und westgothischen Regimenter zum zweiten Mal auf den linken Flügel des Feindes, der dem General von Horn nur noch schwachen Widerstand leistet und jetzt völlig aus dem Felde geschlagen wird. Zugleich gibt Herzog Bernhard von Weimar dem verwaisten Heere der Schweden in seiner Person ein fähiges Oberhaupt, und der Geist Gustav Adolphs führt von neuem seine siegreichen Schaaren. Schnell ist der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht dringt er auf den rechten der Kaiserlichen ein. Das Geschütz an den Windmühlen, das ein so mörderisches Feuer auf die Schweden geschleudert hatte, fällt in seine Hand, und auf die Feinde selbst werden jetzt diese Donner gerichtet. Auch der Mittelpunkt des schwedischen Fußvolks setzt unter Bernhards und Knyphausens Anführung aufs Neue gegen die Gräben an, über die er sich glücklich hinwegschwingt und zum zweiten Male die Batterie der sieben Kanonen erobert. Auf die schweren Bataillons des feindlichen Mittelpunkts wird jetzt mit gedoppelter Wuth der Angriff erneuert, immer schwächer und schwächer widerstehen sie, und der Zufall selbst verschwört sich mit der schwedischen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiserlichen Pulverwagen, und unter schrecklichem Donnerknalle sieht man die aufgehäuften Granaten und Bomben in die Lüfte fliegen. Der in Bestürzung gesetzte Feind wähnt sich von hinten angefallen, indem die schwedischen Brigaden von vorn ihm

entgegenstürmen. Der Muth entfällt ihm. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, seinen rechten im Begriff zu erliegen, sein Geschütz in des Feindes Hand. Es neigt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung, das Schicksal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblick — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit Kürassieren und Dragonern; alle erhaltenen Vortheile sind verloren, und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Der Befehl, welcher diesen General nach Lützen zurückrief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da seine Völker mit Plünderung dieser Stadt noch beschäftigt waren. Unmöglich war's, das zerstreute Fußvolk mit der Schnelligkeit zu sammeln, als die dringende Ordre und die Ungeduld dieses Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ er acht Regimenter Cavallerie aufsitzen, und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lützen zu, an dem Feste der Schlacht Theil zu nehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu bezeugen und sich anfänglich selbst darein verwickelt zu sehen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt er diese flüchtigen Völker wieder und führt sie aufs Neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Muth, und voll Ungeduld, dem König selbst, den er an der Spitze dieses Flügels vermuthet, gegenüber zu fechten, bricht er fürchterlich in die schwedischen Schaaren, die, ermattet vom Sieg und an Anzahl zu schwach, dieser Flut von Feinden nach dem männlichsten Widerstand unterliegen. Auch den erlöschenden Muth des kaiserlichen Fußvolks

ermuntert Pappenheims nicht mehr gehoffte Erscheinung, und ſchnell benutzt der Herzog von Friedland den günſtigen Augenblick, das Treffen aufs Neue zu formiren. Die dicht geſchloſſenen ſchwediſchen Bataillons werden unter einem mörderiſchen Gefecht über die Gräben zurückgetrieben und die zweimal verlornen Kanonen zum zweiten Mal ihren Händen entriſſen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichſte von allen, die an dieſem blutigen Tage Beweiſe ihres Heldenmuths gaben, lag todt dahin geſtreckt, und bedeckte noch in derſelben ſchönen Ordnung den Wahlplatz, den es lebend mit ſo ſtandhaftem Muthe behauptet hatte. Ein ähnliches Loos traf ein anderes blaues Regiment, welches Graf Piccolomini mit der kaiſerlichen Reiterei nach dem wüthendſten Kampfe zu Boden warf. Zu ſieben verſchiedenen Malen wiederholte dieſer treffliche General den Angriff; ſieben Pferde wurden unter ihm erſchoſſen, und ſechs Musketenkugeln durchbohrten ihn. Dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mit fortriß. Den Herzog ſelbſt ſah man, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, mit kühler Seele ſeine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit ſeinem ſtrafenden Blick. Um und neben ihm ſtürzen ſeine Völker entſeelt dahin, und ſein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Rachegötter beſchützen heute ſeine Bruſt, für die ſchon ein anderes Eiſen geſchliffen iſt; auf dem Bette, wo Guſtav erblaßte, ſollte Wallenſtein den ſchuldbefleckten Geiſt nicht verhauchen.

Nicht so glücklich war Pappenheim, der Telamonier des Heers, der furchtbarste Soldat des Hauses Oesterreich und der Kirche. Glühende Begier, dem König selbst im Kampfe zu begegnen, riß den Wüthenden mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edeln Feind am wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch Gustav hatte den feurigen Wunsch gehegt, diesen geachteten Gegner von Angesicht zu sehen, aber die feindselige Sehnsucht blieb ungestillt, und erst der Tod führte die versöhnten Helden zusammen. Zwei Musketenkugeln durchbohrten Pappenheims narbenvolle Brust, und gewaltsam mußten ihn die Seinen aus dem Mordgewühl tragen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu seinen Ohren, daß der, den er suchte, entseelt auf dem Wahlplatz liege. Als man ihm die Wahrheit dieses Gerüchtes bekräftigte, erheiterte sich sein Gesicht, und das letzte Feuer blitzte in seinen Augen. „So hinterbringe man denn dem Herzog von Friedland," rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darnieder liege, aber fröhlich dahin scheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tage mit mir gefallen ist."

Mit Pappenheim verschwand das Glück der Kaiserlichen von dem Schlachtfelde. Nicht sobald vermißte die schon einmal geschlagene und durch ihn allein wieder hergestellte Reiterei des linken Flügels ihren sieghaften Führer, als sie Alles verloren gab und mit muthloser Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche Bestürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer

Oberſten, Götz, Terzky, Colloredo und Piccolomini, nöthigte, Stand zu halten. Die ſchwediſche Infanterie benutzt mit ſchneller Entſchloſſenheit die Beſtürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen geriſſen, ziehen ſich beide Linien in Eine zuſammen, die den letzten entſcheidenden Angriff wagt. Zum dritten Mal ſetzt ſie über die Gräben, und zum dritten Mal werden die dahinter gepflanzten Stücke erobert. Die Sonne neigt ſich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnungen auf einander treffen. Heftiger erhitzt ſich der Streit an ſeinem Ende, die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft, Geſchicklichkeit und Wuth thun ihr Aeußerſtes, in den letzten theuren Minuten den ganzen verlorenen Tag nachzuholen. Umſonſt, die Verzweiflung erhebt jede über ſich ſelbſt, keine verſteht zu ſiegen, keine zu weichen, und die Taktik erſchöpft hier ihre Wunder nur, um dort neue, nie gelernte, nie in Uebung gebrachte Meiſterſtücke der Kunſt zu entwickeln. Endlich ſetzen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Gränze, dem die Wuth keine ſetzen will, und der Angriff hört auf, weil man ſeinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere ſcheiden mit ſtillſchweigender Uebereinkunft aus einander, die erfreuenden Trompeten ertönen, und jedes, für unbeſiegt ſich erklärend, verſchwindet aus dem Gefilde.

Die Artillerie beider Theile blieb, weil die Roſſe ſich verlaufen, die Nacht über auf dem Wahlplatze verlaſſen ſtehen — zugleich der Preis und die Urkunde des Sieges für den, der die Wahlſtatt eroberte. Aber über der Eilfertigkeit, mit der er von Leipzig und

Sachſen Abſchied nahm, vergaß der Herzog von Friedland, ſeinen Antheil daran von dem Schlachtfelde abzuholen. Nicht lange nach geendigtem Treffen erſchien das Pappenheimiſche Fußvolk, das ſeinem vorauseilenden General nicht ſchnell genug hatte folgen können, ſechs Regimenter ſtark, auf dem Wahlplatz; aber die Arbeit war gethan. Wenige Stunden früher würde dieſe beträchtliche Verſtärkung die Schlacht wahrſcheinlich zum Vortheil des Kaiſers entſchieden, und ſelbſt noch jetzt durch Eroberung des Schlachtfeldes die Artillerie des Herzogs gerettet und die ſchwediſche erbeutet haben. Aber keine Ordre war da, ihr Verhalten zu beſtimmen, und zu ungewiß über den Ausgang der Schlacht, nahm ſie ihren Weg nach Leipzig, wo ſie das Hauptheer zu finden hoffte.

Dahin hatte der Herzog von Friedland ſeinen Rückzug genommen, und ohne Geſchütz, ohne Fahnen und beinahe ohne alle Waffen folgte ihm am andern Morgen der zerſtreute Ueberreſt ſeines Heers. Zwiſchen Lützen und Weißenfels, ſcheint es, ließ Herzog Bernhard die ſchwediſche Armee von den Anſtrengungen dieſes blutigen Tages ſich erholen, nahe genug an dem Schlachtfeld, um jeden Verſuch des Feindes zu Eroberung deſſelben ſogleich vereiteln zu können. Von beiden Armeen lagen über neuntauſend Mann todt auf dem Wahlplatze; noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiſerlichen beſonders fand ſich kaum Einer, der unverletzt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen bis an den Floßgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Todten bedeckt. Viele von dem vornehmſten

Adel waren auf beiden Seiten gefallen; auch der Abt von Fulda, der ſich als Zuſchauer in die Schlacht gemiſcht hatte, büßte ſeine Neugier und ſeinen unzeitigen Glaubenseifer mit dem Tode. Von Gefangenen ſchweigt die Geſchichte; ein Beweis mehr für die Wuth der Armeen, die keinen Pardon gab oder keinen verlangte.

Pappenheim ſtarb gleich am folgenden Tage zu Leipzig an ſeinen Wunden; ein unerſetzlicher Verluſt für das kaiſerliche Heer, das dieſer treffliche Krieger ſo oft zum Sieg geführt hatte. Die Prager Schlacht, der er zugleich mit Wallenſtein als Oberſter beiwohnte, öffnete ſeine Heldenbahn. Gefährlich verwundet, warf er durch das Ungeſtüm ſeines Muths mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment darnieder, und lag viele Stunden lang, mit andern Todten verwechſelt, unter der Laſt ſeines Pferdes auf der Wahlſtatt, bis ihn die Seinigen bei Plünderung des Schlachtfeldes entdeckten. Mit wenigem Volk überwand er die Rebellen in Oberöſterreich, vierzigtauſend an der Zahl, in drei verſchiedenen Schlachten, hielt in dem Treffen bei Leipzig die Niederlage des Tilly lange Zeit durch ſeine Tapferkeit auf, und machte die Waffen des Kaiſers an der Elbe und an dem Weſerſtrom ſiegen. Das wilde ſtürmiſche Feuer ſeines Muths, den auch die entſchiedenſte Gefahr nicht ſchreckte und kaum das Unmögliche bezwang, machte ihn zum furchtbarſten Arm des Feldherrn, aber untüchtig zum Oberhaupt des Heers; das Treffen bei Leipzig ging, wenn man dem Ausſpruch Tilly's glauben darf, durch ſeine ungeſtüme Hitze verloren. Auch er tauchte bei Magdeburgs

Zerstörung seine Hand in Blut; sein Geist, durch frühen jugendlichen Fleiß und vielfältige Reisen zur schönsten Blüthe entfaltet, verwilderte unter den Waffen. Auf seiner Stirne erblickte man zwei rothe Striemen, Schwertern ähnlich, womit die Natur schon bei der Geburt ihn gezeichnet hatte. Auch noch in späteren Jahren erschienen diese Flecken, so oft eine Leidenschaft sein Blut in Bewegung brachte, und der Aberglaube überredete sich leicht, daß der künftige Beruf des Mannes schon auf der Stirn des Kindes angedeutet worden sey. Ein solcher Diener hatte auf die Dankbarkeit beider österreichischen Linien den gegründetsten Anspruch; aber den glänzendsten Beweis derselben erlebte er nicht mehr. Schon war der Eilbote auf dem Wege, der ihm das goldene Vließ von Madrid überbringen sollte, als der Tod ihn zu Leipzig dahinraffte.

Ob man gleich in allen österreichischen und spanischen Landen über den erfochtenen Sieg das Te Deum anstimmte, so gestand doch Wallenstein selbst durch die Eilfertigkeit, mit der er Leipzig und bald darauf ganz Sachsen verließ, und auf die Winterquartiere in diesem Lande Verzicht that, öffentlich und laut seine Niederlage. Zwar that er noch einen schwachen Versuch, die Ehre des Siegs gleichsam im Fluge wegzuhaschen, und schickte am andern Morgen seine Kroaten aus, das Schlachtgefilde zu umschwärmen; aber der Anblick des schwedischen Heers, das in Schlachtordnung dastand, verscheuchte im Augenblick diese flüchtigen Schaaren, und Herzog Bernhard nahm durch Eroberung der Wahlstatt, auf welche bald nachher die

Einnahme Leipzigs folgte, unbeſtrittenen Beſitz von allen Rechten des Siegers.

Aber ein theurer Sieg, ein trauriger Triumph! Jetzt erſt, nachdem die Wuth des Kampfes erkaltet iſt, empfindet man die ganze Größe des erlittenen Verluſtes, und das Jubelgeſchrei der Ueberwinder erſtirbt in einer ſtummen, finſtern Verzweiflung. Er, der ſie in den Streit herausgeführt hatte, iſt nicht mit zurückgekehrt. Draußen liegt er in ſeiner gewonnenen Schlacht, mit dem gemeinen Haufen niedriger Todten verwechſelt. Nach langem vergeblichen Suchen entdeckt man endlich den königlichen Leichnam, unfern dem großen Steine, der ſchon hundert Jahre vorher zwiſchen dem Floßgraben und Lützen geſehen worden, aber von dem merkwürdigen Unglücksfalle dieſes Tages den Namen des Schwedenſteines führt. Von Blut und Wunden bis zum Unkenntlichen entſtellt, von den Hufen der Pferde zertreten, und durch räuberiſche Hände ſeines Schmucks, ſeiner Kleider beraubt, wird er unter einem Hügel von Todten hervorgezogen, nach Weißenfels gebracht, und dort dem Wehklagen ſeiner Truppen, den letzten Umarmungen ſeiner Königin überliefert. Den erſten Tribut hatte die Rache geheiſcht, und Blut mußte dem Monarchen zum Sühnopfer ſtrömen, jetzt tritt die Liebe in ihre Rechte ein, und milde Thränen fließen — um den Menſchen. Der allgemeine Schmerz verſchlingt jedes einzelne Leiden. Von dem betäubenden Schlag noch beſinnungslos, ſtehen die Anführer in dumpfer Erſtarrung um ſeine Bahre, und keiner getraut ſich noch den ganzen Umfang dieſes Verluſtes zu denken.

Der Kaiſer, erzählt uns Khevenhiller, zeigte beim Anblick des blutigen Gollers, den man dem König in der Schlacht abgenommen und nach Wien geſchickt hatte, eine anſtändige Rührung, die ihm wahrſcheinlich auch von Herzen ging. „Gern," rief er aus, „hätte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und „eine fröhliche Rückkehr in ſein Königreich gegönnt, „wenn nur in Deutſchland Friede geworden wäre!" Aber wenn ein neuerer katholiſcher Schriftſteller von anerkanntem Verdienſt dieſen Beweis eines nicht ganz unterdrückten Menſchengefühls, den ſelbſt ſchon der äußere Anſtand fordert, den auch die bloße Selbſtliebe dem fühlloſeſten Herzen abnöthigt, und deſſen Gegentheil nur in der roheſten Seele möglich werden kann, der höchſten Lobpreiſung würdig findet und gar dem Edelmuth Alexanders gegen das Andenken des Darius an die Seite ſetzt, ſo erweckt er uns ein ſchlechtes Vertrauen zu dem übrigen Werth ſeines Helden, oder was noch ſchlimmer wäre, zu ſeinem eigenen Ideale von ſittlicher Würde. Aber auch ein ſolches Lob iſt bei demjenigen ſchon viel, den man von dem Verdacht eines Königsmordes zu reinigen ſich genöthigt findet!

Es war wohl kaum zu erwarten, daß der mächtige Hang der Menſchen zum Außerordentlichen dem gewöhnlichen Laufe der Natur den Ruhm laſſen würde, das wichtige Leben eines Guſtav Adolphs geendigt zu haben. Der Tod dieſes furchtbaren Gegners war für den Kaiſer eine zu wichtige Begebenheit, um nicht bei einer feindſeligen Partei den ſo leicht ſich darbietenden Gedanken zu erregen, daß das, was ihm nützte,

von ihm veranlaßt worden ſey. Aber der Kaiſer bedurfte zur Ausführung dieſer ſchwarzen That eines fremden Armes, und auch dieſen glaubte man in der Perſon Franz Alberts, Herzogs von Sachſen-Lauenburg, gefunden zu haben. Dieſem erlaubte ſein Rang einen freien unverdächtigen Zutritt zu dem Monarchen, und eben dieſe ehrenvolle Würde diente dazu, ihn über den Verdacht einer ſchändlichen Handlung hinweg zu ſetzen. Es braucht nun gezeigt zu werden, daß dieſer Prinz einer ſolchen Abſcheulichkeit fähig, und daß er hinlänglich dazu aufgefordert war, ſie wirklich zu verüben.

Franz Albert, der jüngſte von vier Söhnen Franz des Zweiten, Herzogs von Lauenburg, und durch ſeine Mutter verwandt mit dem Waſaiſchen Fürſtengeſchlechte, hatte in jüngern Jahren am ſchwediſchen Hofe eine freundſchaftliche Aufnahme gefunden. Eine Unanſtändigkeit, die er ſich im Zimmer der Königin Mutter gegen Guſtav Adolph erlaubte, wurde, wie man ſagt, von dieſem feurigen Jüngling mit einer Ohrfeige geahndet, die, obgleich im Augenblick bereut und durch die vollſtändigſte Genugthuung gebüßt, in dem rachgierigen Gemüth des Herzogs den Grund zu einer unverſöhnlichen Feindſchaft legte. Franz Albert trat in der Folge in kaiſerliche Dienſte, wo er ein Regiment anzuführen bekam, mit dem Herzog von Friedland in die engſte Verbindung trat und ſich zu einer heimlichen Unterhandlung am ſächſiſchen Hofe gebrauchen ließ, die ſeinem Rang wenig Ehre machte. Ohne eine erhebliche Urſache davon angeben zu können, verläßt er unvermuthet die öſterreichiſchen Fahnen und

erſcheint zu Nürnberg im Lager des Königs, ihm ſeine Dienſte als Volontair anzubieten. Durch ſeinen Eifer für die proteſtantiſche Sache und ein zuvorkommendes einſchmeichelndes Betragen gewinnt er des Königs Herz, der, von Oxenſtierna vergeblich gewarnt, ſeine Gunſt und Freundſchaft an den verdächtigen Ankömmling verſchwendet. Bald darauf kommt es bei Lützen zur Schlacht, in welcher Franz Albert dem Monarchen wie ein böſer Dämon beſtändig zur Seite bleibt, und erſt, nachdem der König ſchon gefallen iſt, von ihm ſcheidet. Mitten unter den Kugeln der Feinde bleibt er unverletzt, weil er eine grüne Binde, die Farbe der Kaiſerlichen, um den Leib trägt. Er iſt der Erſte, der dem Herzog von Friedland, ſeinem Freunde, den Fall des Königs hinterbringt. Er vertauſcht gleich nach dieſer Schlacht die ſchwediſchen Dienſte mit den ſächſiſchen, und bei der Ermordung Wallenſteins als ein Mitſchuldiger dieſes Generals eingezogen, entgeht er nur durch Abſchwörung ſeines Glaubens dem Schwerte des Nachrichters. Endlich erſcheint er aufs Neue als Befehlshaber einer kaiſerlichen Armee in Schleſien und ſtirbt vor Schweidnitz an empfangenen Wunden. Es erfordert wirklich einige Selbſtüberwindung, ſich der Unſchuld eines Menſchen anzunehmen, der einen Lebenslauf, wie dieſen gelebt hat; aber wenn die moraliſche und phyſiſche Möglichkeit einer ſo verabſcheuungswerthen That auch noch ſo ſehr aus den angeführten Gründen erhellte, ſo zeigt ſchon der erſte Blick, daß ſie auf die wirkliche Begehung derſelben keinen rechtmäßigen Schluß erlauben. Es iſt bekannt, daß Guſtav Adolph, wie der gemeinſte Soldat in ſeinem Heere,

ſich der Gefahr bloßſtellte, und wo Tauſende fielen, konnte auch er ſeinen Untergang finden. Wie er ihn fand, bleibt in undurchdringliches Dunkel verhüllt; aber mehr als irgendwo gilt hier die Maxime, da, wo der natürliche Lauf der Dinge zu einem vollkommenen Erklärungsgrunde hinreicht, die Würde der menſchlichen Natur durch keine moraliſche Beſchuldigung zu entehren.

Aber durch welche Hand er auch mag gefallen ſeyn, ſo muß uns dieſes außerordentliche Schickſal als eine That der großen Natur erſcheinen. Die Geſchichte, ſo oft nur auf das freudenloſe Geſchäft eingeſchränkt, das einförmige Spiel der menſchlichen Leidenſchaft aus einander zu legen, ſieht ſich zuweilen durch Erſcheinungen belohnt, die gleich einem kühnen Griff aus den Wolken in das berechnete Uhrwerk der menſchlichen Unternehmungen fallen und den nachdenkenden Geiſt auf eine höhere Ordnung der Dinge verweiſen. So ergreift uns Guſtav Adolphs ſchnelle Verſchwindung vom Schauplatz, die das ganze Spiel des politiſchen Uhrwerks mit einem Mal hemmt und alle Berechnungen der menſchlichen Klugheit vereitelt. Geſtern noch der belebende Geiſt, der große und einzige Beweger ſeiner Schöpfung — heute in ſeinem Adlerfluge unerbittlich dahingeſtürzt, herausgeriſſen aus einer Welt von Entwürfen, von der reifenden Saat ſeiner Hoffnungen ungeſtüm abgerufen, läßt er eine verwaiſte Partei troſtlos hinter ſich, und in Trümmern fällt der ſtolze Bau ſeiner vergänglichen Größe. Schwer entwöhnt ſich die proteſtantiſche Welt von den Hoffnungen, die ſie auf dieſen unüberwindlichen Anführer ſetzte,

und mit ihm fürchtet sie ihr ganzes voriges Glück zu begraben. Aber es war nicht mehr der Wohlthäter Deutschlands, der bei Lützen sank; die wohlthätige Hälfte seiner Laufbahn hatte Gustav Adolph geendigt, und der größte Dienst, den er der Freiheit des deutschen Reichs noch erzeigen kann, ist — zu sterben. Die Alles verschlingende Macht des Einzigen zerfällt, und Viele versuchen ihre Kräfte; der zweideutige Beistand eines übermächtigen Beschützers macht der rühmlichern Selbsthülfe der Stände Platz, und vorher nur die Werkzeuge zu seiner Vergrößerung, fangen sie erst jetzt an, für sich selbst zu arbeiten. In ihrem eigenen Muthe suchen sie nunmehr die Rettungsmittel auf, die von der Hand des Mächtigen ohne Gefahr nicht empfangen werden, und die schwedische Macht, außer Stand gesetzt, in eine Unterdrückerin auszuarten, tritt in die bescheidenen Gränzen einer Alliirten zurück.

Unverkennbar strebte der Ehrgeiz des schwedischen Monarchen nach einer Gewalt in Deutschland, die mit der Freiheit der Stände unvereinbar war, und nach einer bleibenden Besitzung im Mittelpunkte dieses Reiches. Sein Ziel war der Kaiserthron, und diese Würde, durch seine Macht unterstützt und geltend gemacht durch seine Thätigkeit, war in seiner Hand einem weit größern Mißbrauch ausgesetzt, als man von dem österreichischen Geschlechte zu befürchten hatte. Geboren im Ausland, in den Maximen der Alleinherrschaft auferzogen, und aus frommer Schwärmerei ein abgesagter Feind der Papisten, war er nicht wohl geschickt, das Heiligthum deutscher Verfassung zu bewahren und vor der

Freiheit der Stände Achtung zu tragen. Die anstößige Huldigung, welche außer mehrern andern Städten die Reichsstadt Augsburg der schwedischen Krone zu leisten vermocht wurde, zeigte weniger den Beschützer des Reichs, als den Eroberer; und diese Stadt, stolzer auf den Titel einer Königsstadt, als auf den rühmlichern Vorzug der Reichsfreiheit, schmeichelte sich schon im voraus, der Sitz seines neuen Reichs zu werden. Seine nicht genug verhehlten Absichten auf das Erzstift Mainz, welches er anfangs dem Kurprinzen von Brandenburg als Mitgift seiner Tochter Christina, und nachher seinem Kanzler und Freund Oxenstierna bestimmte, legte deutlich an den Tag, wie viel er sich gegen die Verfassung des Reichs zu erlauben fähig war. Die mit ihm verbundenen protestantischen Fürsten machten Ansprüche an seine Dankbarkeit, die nicht anders als auf Unkosten ihrer Mitstände, und besonders der unmittelbaren geistlichen Stifter, zu befriedigen waren; und vielleicht war der Entwurf schon gemacht, die eroberten Provinzen nach Art jener alten barbarischen Horden, die das alte Römerreich überschwemmten, unter seine deutschen und schwedischen Kriegsgenossen, wie einen gemeinschaftlichen Raub, zu vertheilen. In seinem Betragen gegen den Pfalzgrafen Friedrich verläugnete er ganz die Großmuth des Helden und den heiligen Charakter eines Beschützers. Die Pfalz war in seinen Händen, und die Pflichten sowohl der Gerechtigkeit als der Ehre forderten ihn auf, diese den Spaniern entrissene Provinz ihrem rechtmäßigen Eigenthümer in vollkommenem Stande zurückzugeben. Aber durch eine Spitzfindigkeit, die eines großen Mannes

nicht würdig ist und den ehrwürdigen Namen eines Vertheidigers der Unterdrückten schändet, wußte er dieser Verbindlichkeit zu entschlüpfen. Er betrachtete die Pfalz als eine Eroberung, die aus Feindeshänden an ihn gekommen sey, und glaubte daraus ein Recht abzuleiten, nach Willkür darüber zu verfügen. Aus Gnade also, und nicht aus Pflichtgefühl, trat er sie dem Pfalzgrafen ab, und zwar als ein Lehen der schwedischen Krone, unter Bedingungen, die den Werth derselben um die Hälfte verringerten und diesen Fürsten zu einem verächtlichen Vasallen Schwedens herabsetzten. Eine dieser Bedingungen, welche dem Pfalzgrafen vorschreibt: „nach geendigtem Kriege einen Theil der schwedischen Kriegsmacht, dem Beispiele der übrigen Fürsten gemäß, unterhalten zu helfen," läßt uns einen ziemlich hellen Blick in das Schicksal thun, welches Deutschland bei fortdauerndem Glück des Königs erwartete. Sein schneller Abschied von der Welt sicherte dem deutschen Reiche die Freiheit und ihm selbst seinen schönsten Ruhm, wenn er ihm nicht gar die Kränkung ersparte, seine eigenen Bundesgenossen gegen ihn gewaffnet zu sehen und alle Früchte seiner Siege in einem nachtheiligen Frieden zu verlieren. Schon neigte sich Sachsen zum Abfall von seiner Partei; Dänemark betrachtete seine Größe mit Unruh und Neide; und selbst Frankreich, sein wichtigster Alliirter, aufgeschreckt durch das furchtbare Wachsthum seiner Macht und durch den stolzern Ton, den er führte, sah sich schon damals, als er den Lechstrom passirte, nach fremden Bündnissen um, den sieghaften Lauf des Gothen zu hemmen und das Gleichgewicht der Macht in Europa wieder herzustellen.

Viertes Buch.

Das ſchwache Band der Eintracht, wodurch Guſtav Adolph die proteſtantiſchen Glieder des Reichs mühſam zuſammenhielt, zerriß mit ſeinem Tode; die Verbundenen traten in ihre vorige Freiheit zurück, oder ſie mußten ſich in einem neuen Bunde verknüpfen. Durch das Erſte verloren ſie alle Vortheile, welche ſie mit ſo vielem Blut errungen hatten, und ſetzten ſich der unvermeidlichen Gefahr aus, der Raub eines Feindes zu werden, dem ſie durch ihre Vereinigung allein gewachſen und überlegen geweſen waren. Einzeln konnte es weder Schweden noch irgend ein Reichsſtand mit der Ligue und dem Kaiſer aufnehmen, und bei einem Frieden, den man unter ſolchen Umſtänden ſuchte, würde man gezwungen geweſen ſeyn, von dem Feinde Geſetze zu empfangen. Vereinigung war alſo die gleich nothwendige Bedingung, ſowohl um einen Frieden zu ſchließen, als um den Krieg fortzuſetzen. Aber ein Frieden, in der gegenwärtigen Lage geſucht, konnte nicht wohl anders als zum Nachtheil der verbundenen Mächte geſchloſſen werden. Mit dem Tode Guſtav Adolphs ſchöpfte der Feind neue Hoffnung, und wie

nachtheilig auch seine Lage nach dem Treffen bei Lützen seyn mochte, so war dieser Tod seines gefährlichsten Gegners eine zu nachtheilige Begebenheit für die Verbundenen und eine zu glückliche für den Kaiser, um ihn nicht zu den glänzendsten Erwartungen zu berechtigen und zu Fortsetzung des Kriegs einzuladen. Die Trennung unter den Alliirten mußte, für den Augenblick wenigstens, die unvermeidliche Folge desselben seyn; und wie viel gewann der Kaiser, gewann die Ligue bei einer solchen Trennung der Feinde! So große Vortheile, als ihm die jetzige Wendung der Dinge versprach, konnte er also nicht wohl für einen Frieden aufopfern, bei dem er nicht das Meiste gewann; und einen solchen Frieden konnten die Verbundenen nicht zu schließen wünschen. Der natürlichste Schluß fiel also auf Fortsetzung des Kriegs, sowie Vereinigung für das unentbehrlichste Mittel dazu erkannt wurde.

Aber wie diese Vereinigung erneuern, und wo zu Fortsetzung des Kriegs die Kräfte hernehmen? Nicht die Macht des schwedischen Reiches, nur der Geist und das persönliche Ansehen seines verstorbenen Beherrschers hatten ihm den überwiegenden Einfluß in Deutschland und eine so große Herrschaft über die Gemüther erworben; und auch ihm war es erst nach unendlichen Schwierigkeiten gelungen, ein schwaches und unsicheres Band der Vereinigung unter den Ständen zu knüpfen. Mit ihm verschwand Alles, was nur durch ihn, durch seine persönlichen Eigenschaften möglich geworden, und die Verbindlichkeit der Stände hörte zugleich mit den Hoffnungen auf, auf die sie gegründet worden war. Mehrere unter den Ständen werfen ungeduldig das

Joch ab, das ſie nicht ohne Widerwillen trugen; andere eilen, ſich ſelbſt des Ruders zu bemächtigen, das ſie ungern genug in Guſtavs Händen geſehen, aber nicht Macht gehabt hatten, ihm bei ſeinen Lebzeiten ſtreitig zu machen. Andere werden von dem Kaiſer durch verführeriſche Verſprechungen in Verſuchung geführt, den allgemeinen Bund zu verlaſſen; andere, von den Drangſalen des vierzehnjährigen Krieges zu Boden gedrückt, ſehnen ſich kleinmüthig nach einem, wenn auch verderblichen Frieden. Die Anführer der Armeen, zum Theil deutſche Fürſten, erkennen kein gemeinſchaftliches Oberhaupt, und keiner will ſich erniedrigen von dem andern Befehle zu empfangen. Die Eintracht verſchwindet aus dem Cabinet und aus dem Felde, und das gemeine Weſen iſt in Gefahr, durch dieſen Geiſt der Trennung ins Verderben zu ſinken.

Guſtav hatte dem ſchwediſchen Reich keinen männlichen Nachfolger hinterlaſſen, ſeine ſechsjährige Tochter Chriſtina war die natürliche Erbin ſeines Throns. Die unvermeidlichen Gebrechen einer vormundſchaftlichen Regierung vertrugen ſich mit dem Nachdruck und der Entſchloſſenheit nicht gut, welche Schweden in dieſem mißlichen Zeitlaufe zeigen ſollte. Guſtav Adolphs hochfliegender Geiſt hatte dieſem ſchwachen und unberühmten Staat und den Mächten von Europa einen Platz angewieſen, den er ohne das Glück und den Geiſt ſeines Urhebers nicht wohl behaupten und von dem er doch ohne das ſchimpflichſte Geſtändniß der Ohnmacht nicht mehr herabſteigen konnte. Wenn gleich der deutſche Krieg größtentheils mit Deutſchlands Kräften beſtritten wurde, ſo drückte doch ſchon der kleine

Zuſchuß, welchen Schweden aus ſeinen eigenen Mitteln an Geld und Mannſchaft dazu gab, dieſes dürftige Königreich zu Boden, und der Landmann erlag unter den Laſten, die man auf ihn zu häufen gezwungen war. Die in Deutſchland gemachte Kriegsbeute bereicherte bloß Einzelne vom Adel und vom Soldatenſtand, und Schweden ſelbſt blieb arm wie zuvor. Eine Zeit lang zwar ſöhnte der Nationalruhm den geſchmeichelten Unterthan mit dieſen Bedrückungen aus, und man konnte die Abgaben, die man entrichtete, als ein Darlehn betrachten, das in der glücklichen Hand Guſtav Adolphs herrliche Zinſen trug und von dieſem dankbaren Monarchen nach einem glorreichen Frieden mit Wucher erſtattet werden würde. Aber dieſe Hoffnung verſchwand mit dem Tode des Königs, und das getäuſchte Volk forderte nun mit furchtbarer Einhelligkeit Erleichterung von ſeinen Laſten.

Aber der Geiſt Guſtav Adolphs ruhte noch auf den Männern, denen er die Verwaltung des Reichs anvertraute. Wie ſchrecklich auch die Poſt von ſeinem Tode ſie überraſchte, ſo beugte ſie doch ihren männlichen Muth nicht, und der Geiſt des alten Roms unter Brennus und Hannibal beſeelt dieſe edle Verſammlung. Je theurer der Preis war, womit man die errungenen Vortheile erkauft hatte, deſto weniger konnte man ſich entſchließen, ihnen freiwillig zu entſagen; nicht umſonſt will man einen König eingebüßt haben. Der ſchwediſche Reichsrath, gezwungen, zwiſchen den Drangſalen eines zweifelhaften, erſchöpfenden Kriegs und einem nützlichen, aber ſchimpflichen Frieden zu wählen, ergreift muthig die Partei der Gefahr und

der Ehre, und mit angenehmem Erstaunen sieht man diesen ehrwürdigen Senat sich mit der ganzen Rüstigkeit eines Jünglings erheben. Von innen und außen mit wachsamen Feinden umgeben, und an allen Gränzen des Reichs von Gefahren umstürmt, waffnet er sich gegen Alle mit so viel Klugheit als Heldenmuth, und arbeitet an Erweiterung des Reichs, während daß er Mühe hat, die Existenz desselben zu behaupten.

Das Ableben des Königs und die Minderjährigkeit seiner Tochter Christina erweckte aufs Neue die alten Ansprüche Polens auf den schwedischen Thron, und König Ladislaus, Sigismunds Sohn, sparte die Unterhandlungen nicht, sich eine Partei in diesem Reiche zu erwerben. Die Regenten verlieren aus diesem Grunde keinen Augenblick, die sechsjährige Königin in Stockholm als Beherrscherin auszurufen und die vormundschaftliche Verwaltung anzuordnen. Alle Beamten des Reichs werden angehalten, der neuen Fürstin zu huldigen, aller Briefwechsel nach Polen gehemmt und die Placate der vorhergehenden Könige gegen die Sigismundischen Erben durch eine feierliche Acte bekräftigt. Die Freundschaft mit dem Czaar von Moskau wird mit Vorsicht erneuert, um durch die Waffen dieses Fürsten das feindselige Polen desto besser im Zaum zu halten. Die Eifersucht Dänemarks hatte der Tod Gustav Adolphs gebrochen und die Besorgnisse weggeräumt, welche dem guten Vernehmen zwischen diesen beiden Nachbarn im Wege standen. Die Bemühungen der Feinde, Christian den Vierten gegen das schwedische Reich zu bewaffnen, fanden jetzt keinen Eingang mehr, und der lebhafte Wunsch, seinen

Prinzen Ulrich mit der jungen Königin zu vermählen, vereinigte ſich mit den Vorſchriften einer beſſern Staatskunſt, ihn neutral zu erhalten. Zugleich kommen England, Holland und Frankreich dem ſchwediſchen Reichsrath mit den erfreulichſten Verſicherungen ihrer fortdauernden Freundſchaft und Unterſtützung entgegen und ermuntern ihn mit vereinigter Stimme zu lebhafter Fortſetzung eines ſo rühmlich geführten Krieges. So viel Urſache man in Frankreich gehabt hatte, ſich zu dem Tode des ſchwediſchen Eroberers Glück zu wünſchen, ſo ſehr empfand man die Nothwendigkeit eines fortgeſetzten Bündniſſes mit den Schweden. Ohne ſich ſelbſt der größten Gefahr auszuſetzen, durfte man dieſe Macht in Deutſchland nicht ſinken laſſen. Mangel an eigenen Kräften nöthigte ſie entweder zu einem ſchnellen und nachtheiligen Frieden mit Oeſterreich, und dann waren alle Bemühungen verloren, die man angewendet hatte, dieſe gefährliche Macht zu beſchränken; oder Noth und Verzweiflung lehrten die Armeen in den Ländern der katholiſchen Reichsfürſten die Mittel zu ihrem Unterhalt finden, und Frankreich wurde dann zum Verräther an dieſen Staaten, die ſich ſeinem mächtigen Schutz unterworfen hatten. Der Fall Guſtav Adolphs, weit entfernt, die Verbindungen Frankreichs mit dem ſchwediſchen Reiche zu vernichten, hatte ſie vielmehr für beide Staaten nothwendiger und für Frankreich um Vieles nützlicher gemacht. Jetzt erſt, nachdem derjenige dahin war, der ſeine Hand über Deutſchland gehalten und die Gränzen dieſes Reichs gegen die franzöſiſche Raubſucht geſichert hatte, konnte es ſeine Entwürfe auf das Elſaß ungehindert verfolgen und den deutſchen

Protestanten seinen Beistand um einen desto höhern Preis verkaufen.

Durch diese Allianzen gestärkt, gesichert von innen, von außen durch gute Gränzbesatzungen und Flotten vertheidigt, blieben die Regenten keinen Augenblick unschlüssig, einen Krieg fortzuführen, bei welchem Schweden wenig Eigenes zu verlieren, und wenn das Glück seine Waffen krönte, irgend eine deutsche Provinz, sey es als Kostenersatz oder als Eroberung, zu gewinnen hatte. Sicher in seinen Wassern, wagte es nicht viel mehr, wenn seine Armeen aus Deutschland herausgeschlagen wurden, als wenn sie sich freiwillig daraus zurückzogen; und jenes war eben so rühmlich, als dieses entehrend war. Je mehr Herzhaftigkeit man zeigte, desto mehr Vertrauen flößte man den Bundesgenossen, desto mehr Achtung den Feinden ein, desto günstigere Bedingungen waren bei einem Frieden zu erwarten. Fände man sich auch zu schwach, die weit aussehenden Entwürfe Gustavs zu vollführen, so war man doch seinem erhabenen Muster schuldig, das Aeußerste zu thun, und keinem andern Hinderniß als der Nothwendigkeit zu weichen. Schade, daß die Triebfeder des Eigennutzes an diesem rühmlichen Entschlusse zu viel Antheil hat, um ihn ohne Einschränkung bewundern zu können! Denen, welche von den Drangsalen des Kriegs für sich selbst nichts zu leiden hatten, ja sich vielmehr dabei bereicherten, war es freilich ein Leichtes, für die Fortdauer desselben zu stimmen — denn endlich war es doch nur das deutsche Reich, das den Krieg bezahlte, und die Provinzen, auf die man sich Rechnung machte, waren mit den wenigen Truppen,

die man von jetzt an daran wendete, mit den Feldherren, die man an die Spitzen der größtentheils deutschen Armeen stellte, und mit der ehrenvollen Aufsicht über den Gang der Waffen und Unterhandlungen wohlfeil genug erworben.

Aber eben diese Aufsicht vertrug sich nicht mit der Entlegenheit der schwedischen Regentschaft von dem Schauplatze des Kriegs und mit der Langsamkeit, welche die collegialische Geschäftsform nothwendig macht. Einem einzigen, vielumfassenden Kopfe mußte die Macht übertragen werden, in Deutschland selbst das Interesse des schwedischen Reichs zu besorgen und nach eigener Einsicht über Krieg und Frieden, über die nöthigen Bündnisse, wie über die gemachten Erwerbungen zu verfügen. Mit dictatorischer Gewalt und mit dem ganzen Ansehn der Krone, die er repräsentirt, mußte dieser wichtige Magistrat bekleidet seyn, um die Würde derselben zu behaupten, um die gemeinschaftlichen Operationen in Uebereinstimmung zu bringen, um seinen Anordnungen Nachdruck zu geben und so den Monarchen, dem er folgte, in jeder Rücksicht zu ersetzen. Ein solcher Mann fand sich in dem Reichskanzler Oxenstierna, dem ersten Minister, und was mehr sagen will, dem Freunde des verstorbenen Königs, der, eingeweiht in alle Geheimnisse seines Herrn, vertraut mit den deutschen Geschäften und aller europäischen Staatsverhältnisse kundig, ohne Widerspruch das tüchtigste Werkzeug war, den Plan Gustav Adolphs in seinem ganzen Umfange zu verfolgen.

Oxenstierna hatte eben eine Reise nach Oberdeutschland angetreten, um die vier obern Kreise zu

verſammeln, als ihn die Poſt von des Königs Tode zu Hanau überraſchte. Dieſer ſchreckliche Schlag, der das gefühlvolle Herz des Freundes durchbohrte, raubte dem Staatsmann alle Beſinnungskraft; Alles war ihm genommen, woran ſeine Seele hing. Schweden hatte nur einen König, Deutſchland nur einen Beſchützer, Oxenſtierna den Urheber ſeines Glücks, den Freund ſeiner Seele, den Schöpfer ſeiner Ideale verloren. Aber von dem allgemeinen Unglück am härteſten getroffen, war er auch der Erſte, der ſich aus eigener Kraft darüber erhob, ſo wie er der Einzige war, der es wieder gut machen konnte. Sein durchdringender Blick überſah alle Hinderniſſe, welche ſich der Ausführung ſeiner Entwürfe entgegenſtellten, die Muthloſigkeit der Stände, die Intriguen der feindlichen Höfe, die Trennung der Bundesgenoſſen, die Eiferſucht der Häupter, die Abneigung der Reichsfürſten, ſich fremder Führung zu unterwerfen. Aber eben dieſer tiefe Blick in die damalige Lage der Dinge, der ihm die ganze Größe des Uebels aufdeckte, zeigte ihm auch die Mittel, es zu beſiegen. Es kam darauf an, den geſunkenen Muth der ſchwächern Reichsſtände aufzurichten, den geheimen Machinationen der Feinde entgegen zu wirken, die Eiferſucht der mächtigern Alliirten zu ſchonen, die befreundeten Mächte, Frankreich beſonders, zu thätiger Hülfeleiſtung zu ermuntern, vor Allem aber die Trümmer des deutſchen Bundes zu ſammeln und die getrennten Kräfte der Partei durch ein enges, dauerhaftes Band zu vereinigen. Die Beſtürzung, in welche der Verluſt ihres Oberhauptes die deutſchen Proteſtanten verſetzte, konnte ſie eben ſo gut zu einem feſtern

Bündniſſe mit Schweden, als zu einem übereilten Frieden mit dem Kaiſer antreiben, und nur von dem Betragen, das man beobachtete, hing es ab, welche von dieſen beiden Wirkungen erfolgen ſollte. Verloren war Alles, ſobald man Muthloſigkeit blicken ließ; nur die Zuverſicht, die man ſelbſt zeigte, konnte ein edles Selbſtvertrauen bei den Deutſchen entflammen. Alle Verſuche des öſterreichiſchen Hofs, die letztern von der ſchwediſchen Allianz abzuziehen, verfehlten ihren Zweck, ſobald man ihnen die Augen über ihren wahren Vortheil eröffnete und ſie zu einem öffentlichen und förmlichen Bruch mit dem Kaiſer vermochte.

Freilich ging, ehe dieſe Maßregeln genommen und die nöthigen Punkte zwiſchen der Regierung und ihrem Miniſter berichtigt waren, eine koſtbare Zeit für die Wirkſamkeit der ſchwediſchen Armee verloren, die von den Feinden aufs Beſte benutzt wurde. Damals ſtand es bei dem Kaiſer, die ſchwediſche Macht in Deutſchland zu Grunde zu richten, wenn die weiſen Rathſchläge des Herzogs von Friedland Eingang bei ihm gefunden hätten. Wallenſtein rieth ihm an, eine uneingeſchränkte Amneſtie zu verkündigen und den proteſtantiſchen Ständen mit günſtigen Bedingungen entgegen zu kommen. In dem erſten Schrecken, den Guſtav Adolphs Fall bei der ganzen Partei verbreitete, würde eine ſolche Erklärung die entſchiedenſte Wirkung gethan und die geſchmeidigern Stände zu den Füßen des Kaiſers zurückgeführt haben. Aber durch den unerwarteten Glücksfall verblendet und von ſpaniſchen Eingebungen bethört, erwartete er von den Waffen einen glänzendern Ausſchlag, und anſtatt den

Mediationsvorſchlägen Gehör zu ſchenken, eilte er ſeine Macht zu vermehren. Spanien, durch den Zehnten der geiſtlichen Güter bereichert, den der Papſt ihm bewilligte, unterſtützte ihn mit beträchtlichen Vorſchüſſen, unterhandelte für ihn an dem ſächſiſchen Hofe und ließ in Italien eilfertig Truppen werben, die in Deutſchland gebraucht werden ſollten. Auch der Kurfürſt von Bayern verſtärkte ſeine Kriegsmacht beträchtlich, und dem Herzog von Lothringen erlaubte ſein unruhiger Geiſt nicht, bei dieſer glücklichen Wendung des Schickſals ſich müßig zu verhalten. Aber indem der Feind ſich ſo geſchäftig bewies, den Unfall der Schweden zu benutzen, verſäumte Oxenſtierna nichts, die ſchlimmen Folgen deſſelben zu vereiteln.

Weniger bange vor dem öffentlichen Feind, als vor der Eiferſucht befreundeter Mächte, verließ er das obere Deutſchland, deſſen er ſich durch die gemachten Eroberungen und Allianzen verſichert hielt, und machte ſich in Perſon auf den Weg, die Stände von Niederdeutſchland von einem völligen Abfall oder einer Privatverbindung unter ſich ſelbſt, die für Schweden nicht viel weniger ſchlimm war, zurückzuhalten. Durch die Anmaßlichkeit beleidigt, mit der ſich der Kanzler die Führung der Geſchäfte zueignete, und im Innerſten empört von dem Gedanken, von einem ſchwediſchen Edelmann Vorſchriften anzunehmen, arbeitete der Kurfürſt von Sachſen aufs Neue an einer gefährlichen Abſonderung von den Schweden, und die Frage war bloß, ob man ſich völlig mit dem Kaiſer vergleichen oder ſich zum Haupte der Proteſtanten aufwerfen und mit ihnen eine dritte Partei in Deutſchland errichten

ſollte. Aehnliche Geſinnungen hegte der Herzog Ulrich von Braunſchweig, und er legte ſie laut genug an den Tag, indem er den Schweden die Werbungen in ſeinem Land unterſagte und die niederſächſiſchen Stände nach Lüneburg einlud, ein Bündniß unter ihnen zu ſtiften. Der Kurfürſt von Brandenburg allein, über den Einfluß neidiſch, den Kurſachſen in Niederdeutſchland gewinnen ſollte, zeigte einigen Eifer für das Intereſſe der ſchwediſchen Krone, die er ſchon auf dem Haupte ſeines Sohnes zu erblicken glaubte. Oxenſtierna fand zwar die ehrenvollſte Aufnahme am Hofe Johann Georgs, aber ſchwankende Zuſagen von fortdauernder Freundſchaft waren Alles, was er, der perſönlichen Verwendung Kurbrandenburgs ungeachtet, von dieſem Fürſten erhalten konnte. Glücklicher war er bei dem Herzog von Braunſchweig, gegen den er ſich eine kühnere Sprache erlaubte. Schweden hatte damals das Erzſtift Magdeburg im Beſitz, deſſen Biſchof die Befugniß hatte, den niederſächſiſchen Kreis zu verſammeln. Der Kanzler behauptete das Recht ſeiner Krone, und durch dieſes glückliche Machtwort vereitelte er für diesmal dieſe bedenkliche Verſammlung. Aber die allgemeine Proteſtantenverbindung, der Hauptzweck ſeiner gegenwärtigen Reiſe und aller künftigen Bemühungen, mißlang ihm für jetzt und für immer, und er mußte ſich mit einzelnen unſicheren Bündniſſen in den ſächſiſchen Kreiſen und mit der ſchwächern Hülfe des obern Deutſchlands begnügen.

Weil die Bayern an der Donau zu mächtig waren, ſo verlegte man die Zuſammenkunft der vier obern Kreiſe, die zu Ulm hatte vor ſich gehen ſollen, nach

Heilbronn, wo über zwölf Reichsstädte und eine glänzende Menge von Doctoren, Grafen und Fürsten sich einfanden. Auch die auswärtigen Mächte, Frankreich, England und Holland, beschickten diesen Convent, und Oxenstierna erschien auf demselben mit dem ganzen Pompe der Krone, deren Majestät er behaupten sollte. Er selbst führte das Wort, und der Gang der Berathschlagungen wurde durch seine Vorträge geleitet. Nachdem er von allen versammelten Ständen die Versicherung einer unerschütterlichen Treue, Beharrlichkeit und Eintracht erhalten, verlangte er von ihnen, daß sie den Kaiser und die Ligue förmlich und feierlich als Feinde erklären sollten. Aber so viel den Schweden daran gelegen war, das üble Vernehmen zwischen dem Kaiser und den Ständen zu einem förmlichen Bruch zu erweitern, so wenig Lust bezeigten die Stände, sich durch diesen entscheidenden Schritt alle Möglichkeit einer Aussöhnung abzuschneiden und eben dadurch den Schweden ihr ganzes Schicksal in die Hände zu geben. Sie fanden, daß eine förmliche Kriegserklärung, da die That selbst spreche, unnütz und überflüssig sey, und ihr standhafter Widerstand brachte den Kanzler zum Schweigen. Heftigere Kämpfe erregte der dritte und vornehmste Punkt der Berathschlagungen, durch welchen die Mittel zu Fortsetzung des Kriegs und die Beiträge der Stände zur Unterhaltung der Armeen bestimmt werden sollten. Oxenstierna's Maxime, von den allgemeinen Lasten so viel als möglich war auf die Stände zu wälzen, vertrug sich nicht mit dem Grundsatz der Stände, so wenig als möglich zu geben. Hier erfuhr der schwedische

Kanzler, was dreißig Kaiſer vor ihm mit herber Wahrheit empfunden, daß unter allen mißlichen Unternehmungen die allermißlichſte ſey, von den Deutſchen Geld zu erheben. Anſtatt ihm die nöthigen Summen für die neu zu errichtenden Armeen zu bewilligen, zählte man ihm mit beredter Zunge alles Unheil auf, welches die ſchon vorhandenen angerichtet, und forderte Erleichterung von den vorigen Laſten, wo man ſich neuen unterziehen ſollte. Die üble Laune, in welche die Geldforderung des Kanzlers die Stände verſetzt hatte, brütete tauſend Beſchwerden aus, und die Ausſchweifungen der Truppen bei Durchmärſchen und Quartieren wurden mit ſchauderhafter Wahrheit gezeichnet.

Oxenſtierna hatte im Dienſt von zwei unumſchränkten Fürſten wenig Gelegenheit gehabt, ſich an die Förmlichkeiten und den bedächtlichen Gang republikaniſcher Verhandlungen zu gewöhnen und ſeine Geduld am Widerſpruch zu üben. Fertig zum Handeln, ſobald ihm die Nothwendigkeit einleuchtete, und eiſern in ſeinem Entſchluß, ſobald er ihn einmal gefaßt hatte, begriff er die Inconſequenz der mehrſten Menſchen nicht, den Zweck zu begehren und die Mittel zu haſſen. Durchfahrend und heftig von Natur, war er es bei dieſer Gelegenheit noch aus Grundſatz; denn jetzt kam Alles darauf an, durch eine feſte zuverſichtliche Sprache die Ohnmacht des ſchwediſchen Reichs zu bedecken und durch den angenommenen Ton des Gebieters wirklich Gebieter zu werden. Kein Wunder alſo, wenn er bei ſolchen Geſinnungen unter deutſchen Doctoren und Ständen ganz und gar nicht in ſeiner Sphäre war

und durch die Umständlichkeit, welche den Charakter der Deutschen in allen ihren öffentlichen Verhandlungen ausmacht, zur Verzweiflung gebracht wurde. Ohne Schonung gegen eine Sitte, nach der sich auch die mächtigsten Kaiser hatten bequemen müssen, verwarf er alle schriftlichen Deliberationen, welche der deutschen Langsamkeit so zuträglich waren; er begriff nicht, wie man zehn Tage über einen Punkt sich besprechen konnte, der ihm schon durch den bloßen Vortrag so gut als abgethan war. So hart er aber auch die Stände behandelte, so gefällig und bereitwillig fand er sie, ihm seine vierte Motion, die ihn selbst betraf, zu bewilligen. Als er auf die Nothwendigkeit kam, dem errichteten Bund einen Vorsteher und Director zu geben, sprach man Schweden einstimmig diese Ehre zu, und ersuchte ihn unterthänig, der gemeinen Sache mit seinem erleuchteten Verstande zu dienen und die Last der Oberaufsicht auf seine Schultern zu nehmen. Um sich aber doch gegen einen Mißbrauch der großen Gewalt, die man durch diese Bestallung in seine Hände gab, zu verwahren, setzte man ihm, nicht ohne französischen Einfluß, unter dem Namen von Gehülfen eine bestimmte Anzahl von Aufsehern an die Seite, die die Casse des Bundes verwalten und über die Werbungen, Durchzüge und Einquartierung der Truppen mitzusprechen haben sollten. Oxenstierna wehrte sich lebhaft gegen diese Einschränkung seiner Macht, wodurch man ihm die Ausführung jedes, Schnelligkeit oder Geheimniß fordernden Entwurfes erschwerte, und errang sich endlich mit Mühe die Freiheit, in Kriegssachen seiner eigenen Einsicht zu folgen. Endlich

berührte der Kanzler auch den kitzlichen Punkt der Entschädigung, welche sich Schweden nach geendigtem Kriege von der Dankbarkeit seiner Alliirten zu versprechen hätte, und er schmeichelte sich mit der Hoffnung, auf Pommern angewiesen zu werden, worauf das Hauptaugenmerk Schwedens gerichtet war, und von den Ständen die Versicherung ihres kräftigen Beistandes zu Erwerbung dieser Provinz zu erhalten. Aber es blieb bei einer allgemeinen und schwankenden Versicherung, daß man einander bei einem künftigen Frieden nicht im Stich lassen würde. Daß es nicht die Ehrfurcht für die Verfassung des Reichs war, was die Stände über diesen Punkt so behutsam machte, zeigte die Freigebigkeit, die man auf Unkosten der heiligsten Reichsgesetze gegen den Kanzler beweisen wollte. Wenig fehlte, daß man ihm nicht das Erzstift Mainz, welches er ohnehin als Eroberung inne hatte, zur Belohnung anbot, und nur mit Mühe hintertrieb der französische Abgesandte diesen eben so unpolitischen als entehrenden Schritt. Wie weit nun auch die Erfüllung hinter den Wünschen Oxenstierna's zurückblieb, so hatte er doch seinen vornehmsten Zweck, die Direction des Ganzen, für seine Krone und für sich selbst erreicht, das Band zwischen den Ständen der vier obern Kreise enger und fester zusammengezogen, und zu Unterhaltung der Kriegsmacht einen jährlichen Beitrag von dritthalb Millionen Thalern errungen.

So viel Nachgiebigkeit von Seiten der Stände war von Seiten Schwedens einer Erkenntlichkeit werth. Wenig Wochen nach Gustav Adolphs Tod hatte der Gram das unglückliche Leben des Pfalzgrafen Friedrich

geendigt, nachdem dieſer beklagenswerthe Fürſt acht Monate lang den Hofſtaat ſeines Beſchützers vermehrt und im Gefolge deſſelben den kleinen Ueberreſt ſeines Vermögens verſchwendet hatte. Endlich näherte er ſich dem Ziele ſeiner Wünſche, und eine freudigere Zukunft that ſich vor ihm auf, als der Tod ſeinen Beſchützer dahin raffte. Was er als das höchſte Unglück betrachtete, hatte die günſtigſten Folgen für ſeinen Erben. Guſtav Adolph durfte ſich herausnehmen, mit der Zurückgabe ſeiner Länder zu zögern und dieſes Geſchenk mit drückenden Bedingungen zu beſchweren; Oxenſtierna, dem die Freundſchaft Englands, Hollands und Brandenburgs, und die gute Meinung der reformirten Stände überhaupt ungleich wichtiger war, mußte die Pflicht der Gerechtigkeit befolgen. Er übergab daher auf eben dieſer Verſammlung zu Heilbronn ſowohl die ſchon eroberten als die noch zu erobernden pfälziſchen Lande den Nachkommen Friedrichs, Mannheim allein ausgenommen, welches bis zu geſchehener Koſtenerſtattung von den Schweden beſetzt bleiben ſollte. Der Kanzler ſchränkte ſeine Gefälligkeit nicht bloß auf das pfälziſche Haus ein; auch die andern alliirten Reichsfürſten erhielten, wiewohl einige Zeit ſpäter, Beweiſe von der Dankbarkeit Schwedens, welche dieſer Krone eben ſo wenig von ihrem Eigenen koſteten.

Die Pflicht der Unparteilichkeit, die heiligſte des Geſchichtſchreibers, verbindet ihn zu einem Geſtändniß, das den Verfechtern der deutſchen Freiheit eben nicht ſehr zur Ehre gereicht. Wie viel ſich auch die proteſtantiſchen Fürſten mit der Gerechtigkeit ihrer Sache

und mit der Reinigkeit ihres Eifers wußten, so waren es doch größtentheils sehr eigennützige Triebfedern, aus denen sie handelten; und die Begierde zu rauben hatte wenigstens eben so viel Antheil an den angefangenen Feindseligkeiten, als die Furcht, sich beraubt zu sehen. Bald entdeckte Gustav Adolph, daß er sich von dieser unreinen Triebfeder weit mehr, als von ihren patriotischen Empfindungen zu versprechen habe, und er unterließ nicht, sie zu benutzen. Jeder der mit ihm verbundenen Fürsten erhielt von ihm die Zusicherung irgend einer dem Feinde schon entrissenen oder noch zu entreißenden Besitzung, und nur der Tod hinderte ihn, seine Zusagen wahr zu machen. Was dem König die Klugheit rieth, gebot die Nothwendigkeit seinem Nachfolger; und wenn diesem daran gelegen war, den Krieg zu verlängern, so mußte er die Beute mit den verbundenen Fürsten theilen, und ihnen von der Verwirrung, die er zu nähren suchte, Vortheile versprechen. Und so sprach er dem Landgrafen von Hessen die Stifter Paderborn, Corvey, Münster und Fulda, dem Herzog Bernhard von Weimar die fränkischen Bisthümer, dem Herzog von Württemberg die in seinem Lande gelegenen geistlichen Güter und österreichischen Grafschaften zu, Alles unter dem Namen schwedischer Lehen. Den Kanzler selbst befremdete dieses widersinnige, den Deutschen so wenig Ehre bringende Schauspiel, und kaum konnte er seine Verachtung verbergen. „Man lege es in unserm Archiv nieder," sagte er einesmals, „zum ewigen Gedächtniß, daß ein deutscher Reichsfürst von einem schwedischen Edelmann so etwas begehrte, und daß der schwedische Edelmann

dem deutſchen Reichsfürſten auf deutſcher Erde ſo etwas zutheilte."

Nach ſo wohl getroffenen Anſtalten konnte man mit Ehren im Feld erſcheinen und den Krieg mit friſcher Lebhaftigkeit erneuern. Bald nach dem Siege bei Lützen vereinigen ſich die ſächſiſchen und lüneburgiſchen Truppen mit der ſchwediſchen Hauptmacht, und die Kaiſerlichen werden in kurzer Zeit aus ganz Sachſen herausgetrieben. Nunmehr trennt ſich dieſe vereinigte Armee. Die Sachſen rücken nach der Lauſitz und Schleſien, um dort in Gemeinſchaft mit dem Grafen von Thurn gegen die Oeſterreicher zu agiren; einen Theil der ſchwediſchen Armee führt Herzog Bernhard nach Franken, den andern Herzog Georg von Braunſchweig nach Weſtphalen und Niederſachſen.

Die Eroberungen am Lechſtrom und an der Donau wurden, während daß Guſtav Adolph den Zug nach Sachſen unternahm, von dem Pfalzgrafen von Birkenfeld und dem ſchwediſchen General Banner gegen die Bayern vertheidigt. Aber zu ſchwach, den ſiegreichen Fortſchritten der letztern, die von der Kriegserfahrung und Tapferkeit des kaiſerlichen Generals von Altringer unterſtützt wurden, hinlänglichen Widerſtand zu thun, mußten ſie den ſchwediſchen General von Horn aus dem Elſaß zu Hülfe rufen. Nachdem dieſer kriegserfahrne Feldherr die Städte Benfeld, Schlettſtadt, Colmar und Hagenau der ſchwediſchen Herrſchaft unterworfen, übergab er dem Rheingrafen Otto Ludwig die Vertheidigung derſelben und eilte über den Rhein, um das Banner'ſche Heer zu verſtärken. Aber ungeachtet dieſes nunmehr

ſechzehntauſend Mann ſtark war, konnte es doch nicht verhindern, daß der Feind nicht an der ſchwäbiſchen Gränze feſten Fuß gewann, Kempten eroberte und ſieben Regimenter aus Böhmen an ſich zog. Um die wichtigen Ufer des Lech und der Donau zu behaupten, entblößte man das Elſaß, wo Rheingraf Otto Ludwig nach Horns Abzug Mühe gehabt hatte, ſich gegen das aufgebrachte Landvolk zu vertheidigen. Auch er mußte mit ſeinen Truppen das Heer an der Donau verſtärken; und da auch dieſer Succurs nicht hinreichte, ſo forderte man den Herzog Bernhard von Weimar dringend auf, ſeine Waffen nach dieſer Gegend zu kehren.

Bernhard hatte ſich bald nach Eröffnung des Feldzugs im Jahr 1633 der Stadt und des ganzen Hochſtifts Bamberg bemächtigt und Würzburg ein ähnliches Schickſal zugedacht. Auf die Einladung Guſtav Horns ſetzte er ſich ungeſäumt in Marſch gegen die Donau, ſchlug unterwegs ein bayeriſches Heer unter Johann von Werth aus dem Felde und vereinigte ſich bei Donauwörth mit den Schweden. Dieſe zahlreiche, von den trefflichſten Generalen befehligte Armee bedroht Bayern mit einem furchtbaren Einfall. Das ganze Bisthum Eichſtädt wird überſchemmt, und Ingolſtadt ſelbſt verſpricht ein Verräther den Schweden in die Hände zu ſpielen. Altringers Thätigkeit wird durch die ausdrückliche Vorſchrift des Herzogs von Friedland gefeſſelt, und von Böhmen aus ohne Hülfe gelaſſen, kann er ſich dem Andrang des feindlichen Heers nicht entgegen ſetzen. Die günſtigſten Umſtände vereinigen ſich, die Waffen der Schweden in

diesen Gegenden siegreich zu machen, als die Thätigkeit der Armee durch eine Empörung der Officiere auf einmal gehemmt wird.

Den Waffen dankte man Alles, was man in Deutschland erworben hatte; selbst Gustav Adolphs Größe war das Werk der Armee, die Frucht ihrer Disciplin, ihrer Tapferkeit, ihres ausdauernden Muths in unendlichen Gefahren und Mühseligkeiten. Wie künstlich man auch im Cabinet seine Plane anlegte, so war doch zuletzt die Armee allein die Vollzieherin, und die erweiterten Entwürfe der Anführer vermehrten immer nur die Lasten derselben. Alle großen Entscheidungen in diesem Kriege waren durch eine wirklich barbarische Hinopferung der Soldaten in Winterfeldzügen, Märschen, Stürmen und offenen Schlachten gewaltsam erzwungen worden, und es war Gustav Adolphs Maxime, nie an einem Siege zu verzagen, sobald er ihm mehr nicht als Menschen kostete. Dem Soldaten konnte seine Wichtigkeit nicht lange verborgen bleiben, und mit Recht verlangte er seinen Antheil an einem Gewinn, der mit seinem Blute errungen war. Aber mehrentheils konnte man ihm kaum den gebührenden Sold bezahlen, und die Gierigkeit der einzelnen Häupter, oder das Bedürfniß des Staats verschlang gewöhnlich den besten Theil der erpreßten Summen und der erworbenen Besitzungen. Für alle Mühseligkeiten, die er übernahm, blieb ihm nichts, als die zweifelhafte Aussicht auf Raub oder auf Beförderung; und in beiden mußte er sich nur zu oft hintergangen sehen. Furcht und Hoffnung unterdrückten zwar jeden gewaltsamen Ausbruch der Unzufriedenheit, so lange Gustav

Adolph lebte; aber nach seinem Hintritt wurde der allgemeine Unwille laut, und der Soldat ergriff gerade den gefährlichsten Augenblick, sich seiner Wichtigkeit zu erinnern. Zwei Officiere, Pfuhl und Mitschefal, schon bei Lebzeiten des Königs als unruhstiftende Köpfe berüchtigt, geben im Lager an der Donau das Beispiel, das in wenigen Tagen unter den Officieren der Armee eine fast allgemeine Nachahmung findet. Man verbindet sich unter einander durch Wort und Handschlag, keinem Commando zu gehorchen, bis der seit Monaten und Jahren noch rückständige Sold entrichtet und noch außerdem jedem einzelnen eine verhältnißmäßige Belohnung an Geld oder liegenden Gründen bewilligt sey. „Ungeheure Summen," hörte man sie sagen, „würden täglich durch Brandschatzungen erpreßt, und all dieses Geld zerrinne in wenigen Händen. In Schnee und Eis treibe man sie hinaus, und nirgends kein Dank für diese unendliche Arbeit. Zu Heilbronn schreie man über den Muthwillen der Soldaten, aber Niemand denke an ihr Verdienst. Die Gelehrten schreiben in die Welt hinein von Eroberungen und Siegen, und alle diese Victorien habe man doch nur durch ihre Fäuste erfochten." Das Heer der Mißvergnügten mehrt sich mit jedem Tage, und durch Briefe, die zum Glück aufgefangen werden, suchten sie nun auch die Armeen am Rhein und in Sachsen zu empören. Weder die Vorstellungen Bernhards von Weimar, noch die harten Verweise seines strengern Gehülfen waren vermögend, diese Gährung zu unterdrücken, und die Heftigkeit des letztern vermehrte vielmehr den Trotz der Empörer. Sie bestanden darauf, daß jedem Regiment

gewiſſe Städte zur Erhebung des rückſtändigen Soldes angewieſen würden. Eine Friſt von vier Wochen wurde dem ſchwediſchen Kanzler vergönnt, zu Erfüllung dieſer Forderungen Rath zu ſchaffen; im Weigerungsfall erklärten ſie, würden ſie ſich ſelbſt bezahlt machen, und nie einen Degen mehr für Schweden entblößen.

Die ungeſtüme Mahnung, zu einer Zeit gethan, wo die Kriegscaſſe erſchöpft und der Credit gefallen war, mußte den Kanzler in das höchſte Bedrängniß ſtürzen; und ſchnell mußte die Hülfe ſeyn, ehe derſelbe Schwindel auch die übrigen Truppen anſteckte und man ſich von allen Armeen auf einmal mitten unter Feinden verlaſſen ſah. Unter allen ſchwediſchen Heerführern war nur Einer, der bei den Soldaten Anſehen und Achtung genug beſaß, dieſen Streit beizulegen. Herzog Bernhard war der Liebling der Armee, und ſeine kluge Mäßigung hatte ihm das Vertrauen der Soldaten, wie ſeine Kriegserfahrung ihre höchſte Bewunderung erworben. Er übernahm es jetzt, die ſchwierige Armee zu beſänftigen; aber ſeiner Wichtigkeit ſich bewußt, ergriff er den günſtigen Augenblick, zuvor für ſich ſelbſt zu ſorgen, und der Verlegenheit des ſchwediſchen Kanzlers die Erfüllung ſeiner eigenen Wünſche abzuängſtigen.

Schon Guſtav Adolph hatte ihm mit einem Herzogthum Franken geſchmeichelt, das aus den beiden Hochſtiftern Bamberg und Würzburg erwachſen ſollte; jetzt drang Herzog Bernhard auf Haltung dieſes Verſprechens. Zugleich forderte er das Obercommando im Kriege als ſchwediſcher Generaliſſimus. Dieſer Mißbrauch, den der Herzog von ſeiner Unentbehrlichkeit

machte, entrüſtete Oxenſtierna ſo ſehr, daß er ihm im erſten Unwillen den ſchwediſchen Dienſt aufkündigte. Bald aber beſann er ſich eines Beſſern, und ehe er einen ſo wichtigen Feldherrn aufopferte, entſchloß er ſich lieber, ihn, um welchen Preis es auch ſey, an das ſchwediſche Intereſſe zu feſſeln. Er übergab ihm alſo die fränkiſchen Bisthümer als Lehen der ſchwediſchen Krone, doch mit Vorbehalt der beiden Feſtungen Würzburg und Königshofen, welche von den Schweden beſetzt bleiben ſollten; zugleich verband er ſich im Namen ſeiner Krone, den Herzog im Beſitz dieſer Länder zu ſchützen. Das geſuchte Obercommando über die ganze ſchwediſche Macht wurde unter einem anſtändigen Vorwande verweigert. Nicht lange ſäumte Herzog Bernhard, ſich für dieſes wichtige Opfer dankbar zu erzeigen; durch ſein Anſehen und ſeine Thätigkeit ſtillte er in Kurzem den Aufruhr der Armee. Große Summen baaren Geldes wurden unter die Officiere vertheilt, und noch weit größere an Ländereien, deren Werth gegen fünf Millionen Thaler betrug, und an die man kein anderes Recht hatte, als das der Eroberung. Indeſſen war der Moment zu einer großen Unternehmung verſtrichen, und die vereinigten Anführer trennten ſich, um dem Feind in andern Gegenden zu widerſtehen.

Nachdem Guſtav Horn einen kurzen Einfall in die obere Pfalz unternommen und Neumarkt erobert hatte, richtete er ſeinen Marſch nach der ſchwäbiſchen Gränze, wo ſich die Kaiſerlichen unterdeſſen beträchtlich verſtärkt hatten und Württemberg mit einem verwüſtenden Einfall bedrohten. Durch ſeine Annäherung verſcheucht ziehen ſie ſich an den Bodenſee — aber nur,

um auch den Schweden den Weg in dieſe noch nie beſuchte Gegend zu zeigen. Eine Beſitzung am Eingange der Schweiz war von äußerſter Wichtigkeit für die Schweden, und die Stadt Koſtnitz ſchien beſonders geſchickt zu ſeyn, ſie mit den Eidgenoſſen in Verbindung zu ſetzen. Guſtav Horn unternahm daher ſogleich die Belagerung derſelben; aber entblößt von Geſchütz, das er erſt von Würtemberg mußte bringen laſſen, konnte er dieſe Unternehmung nicht ſchnell genug fördern, um den Feinden nicht eine hinlängliche Friſt zum Entſatze dieſer Stadt zu vergönnen, die ohnehin von dem See aus ſo leicht zu verſorgen war. Er verließ alſo nach einem vergeblichen Verſuche die Stadt und ihr Gebiet, um an den Ufern der Donau einer dringenden Gefahr zu begegnen.

Aufgefordert von dem Kaiſer, hatte der Cardinal Infant, Bruder Philipps des Vierten von Spanien und Statthalter in Mailand, eine Armee von vierzehntauſend Mann ausgerüſtet, welche beſtimmt war, unabhängig von Wallenſteins Befehlen an dem Rhein zu agiren und das Elſaß zu vertheidigen. Dieſe Armee erſchien jetzt unter dem Commando des Herzogs von Feria, eines Spaniers, in Bayern; und um ſie ſogleich gegen die Schweden zu benutzen, wurde Altringer beordert, ſogleich mit ſeinen Truppen zu ihr zu ſtoßen. Gleich auf die erſte Nachricht von ihrer Erſcheinung hatte Guſtav Horn den Pfalzgrafen von Birkenfeld von dem Rheinſtrom zu ſeiner Verſtärkung herbeigerufen, und nachdem er ſich zu Stockach mit demſelben vereinigt hatte, rückte er kühn dem dreißigtauſend Mann ſtarken Feind entgegen. Dieſer

hatte seinen Weg über die Donau nach Schwaben genommen, wo Gustav Horn ihm einmal so nahe kam, daß beide Armeen nur durch eine halbe Meile von einander geschieden waren. Aber anstatt das Anerbieten zur Schlacht anzunehmen, zogen die Kaiserlichen über die Waldstädte nach dem Breisgau und Elsaß, wo sie noch zeitig genug anlangten, um Breisach zu entsetzen und den siegreichen Fortschritten des Rheingrafen Otto Ludwig eine Gränze zu setzen. Dieser hatte kurz vorher die Waldstädte erobert, und unterstützt von dem Pfalzgrafen von Birkenfeld, der die Unterpfalz befreite, und den Herzog von Lothringen aus dem Felde schlug, den schwedischen Waffen in diesen Gegenden aufs Neue das Uebergewicht errungen. Jetzt zwar mußte er der Ueberlegenheit des Feindes weichen; aber bald rücken Horn und Birkenfeld zu seinem Beistand herbei, und die Kaiserlichen sehen sich nach einem kurzen Triumphe wieder aus dem Elsaß vertrieben. Die rauhe Herbstzeit, welche sie auf diesem unglücklichen Rückzuge überfällt, richtet den größten Theil der Italiener zu Grunde, und ihren Anführer selbst, den Herzog von Feria, tödtet der Gram über die mißlungene Unternehmung.

Unterdessen hatte Herzog Bernhard von Weimar mit achtzehn Regimentern Fußvolk und hundert und vierzig Cornetten Reitern seine Stellung an der Donau genommen, um sowohl Franken zu decken, als die Bewegungen der kaiserlich-bayerischen Armee an diesem Strome zu beobachten. Nicht sobald hatte Altringer diese Gränzen entblößt, um zu den italienischen Truppen des Herzogs von Feria zu stoßen, als

Bernhard seine Entfernung benutzte, über die Donau eilte und mit Blitzesschnelligkeit vor Regensburg stand. Der Besitz dieser Stadt war für die Unternehmung der Schweden auf Bayern und Oesterreich entscheidend; er verschaffte ihnen festen Fuß an dem Donaustrom und eine sichere Zuflucht bei jedem Unglücksfall, so wie er sie allein in den Stand setzte, eine dauerhafte Eroberung in diesen Ländern zu machen. Regensburg zu bewahren, war der letzte dringende Rath, den der sterbende Tilly dem Kurfürsten von Bayern ertheilte, und Gustav Adolph beklagte als einen nicht zu ersetzenden Verlust, daß ihm die Bayern in Besetzung dieses Platzes zuvorgekommen waren. Unbeschreiblich groß war daher Maximilians Schrecken, als Herzog Bernhard diese Stadt überraschte und sich ernstlich anschickte, sie zu belagern.

Nicht mehr als fünfzehn Compagnien größtentheils neugeworbener Truppen machten die Besatzung derselben aus: eine mehr als hinreichende Anzahl, um auch den überlegensten Feind zu ermüden, sobald sie von einer gutgesinnten und kriegerischen Bürgerschaft unterstützt wurde. Aber gerade diese war der gefährlichste Feind, den die bayerische Garnison zu bekämpfen hatte. Die protestantischen Einwohner Regensburgs, gleich eifersüchtig auf ihren Glauben und ihre Reichsfreiheit, hatten ihren Nacken mit Widerwillen unter das bayerische Joch gebeugt und blickten längst schon mit Ungeduld der Erscheinung eines Retters entgegen. Bernhards Ankunft vor ihren Mauern erfüllte sie mit lebhafter Freude, und es war sehr zu fürchten, daß sie die Unternehmungen der Belagererer durch einen innern Tumult

unterſtützen würden. In dieſer großen Verlegenheit läßt der Kurfürſt die beweglichſten Schreiben an den Kaiſer, an den Herzog von Friedland ergehen, ihm nur mit fünftauſend Mann auszuhelfen. Sieben Eilboten nach einander ſendet Ferdinand mit dieſem Auftrag an Wallenſtein, der die ſchleunigſte Hülfe zuſagt und auch wirklich ſchon dem Kurfürſten die nahe Ankunft von zwölftauſend Mann durch Gallas berichten läßt, aber dieſem Feldherrn bei Lebensſtrafe verbietet, ſich auf den Weg zu machen. Unterdeſſen hatte der bayeriſche Commandant von Regensburg, in Erwartung eines nahen Entſatzes, die beſten Anſtalten zur Vertheidigung getroffen, die katholiſchen Bauern wehrhaft gemacht, die proteſtantiſchen Bürger hingegen entwaffnet und aufs Sorgfältigſte bewacht, daß ſie nichts Gefährliches gegen die Garniſon unternehmen konnten. Da aber kein Entſatz erſchien und das feindliche Geſchütz mit ununterbrochener Heftigkeit die Werke beſtürmte, ſorgte er durch eine anſtändige Capitulation für ſich ſelbſt und die Beſatzung, und überließ die bayeriſchen Beamten und Geiſtlichen der Gnade des Siegers.

Mit dem Beſitze von Regensburg erweitern ſich Herzog Bernhards Entwürfe, und ſeinem kühnen Muth iſt Bayern ſelbſt eine zu enge Schranke geworden. Bis an die Gränzen von Oeſterreich will er dringen, das proteſtantiſche Landvolk gegen den Kaiſer bewaffnen und ihm ſeine Religionsfreiheit wieder geben. Schon hat er Straubing erobert, während daß ein anderer ſchwediſcher Feldherr die nördlichen Ufer der Donau ſich unterwürfig macht. An der Spitze ſeiner

Schweden dem Grimm der Witterung Trotz bietend, erreicht er die Mündung des Isarstroms und setzt im Angesicht des bayerischen Generals von Werth, der hier gelagert steht, seine Truppen über. Jetzt zittern Passau und Linz, und der bestürzte Kaiser verdoppelt an Wallenstein seine Mahnungen und Befehle, dem bedrängten Bayern aufs Schleunigste zu Hülfe zu eilen. Aber hier setzt der siegende Bernhard seinen Eroberungen ein freiwilliges Ziel. Vor sich den Inn, der durch viele feste Schlösser beschützt wird, hinter sich zwei feindliche Heere, ein übel gesinntes Land und die Isar, wo kein haltbarer Ort ihm den Rücken deckt, und der gefrorne Boden keine Verschanzung gestattet, von der ganzen Macht Wallensteins bedroht, der sich endlich entschlossen hat, an die Donau zu rücken, entzieht er sich durch einen zeitigen Rückzug der Gefahr, von Regensburg abgeschnitten und von Feinden umzingelt zu werden. Er eilt über die Isar und Donau, um die in der Oberpfalz gemachten Eroberungen gegen Wallenstin zu vertheidigen und selbst eine Schlacht mit diesem Feldherrn nicht auszuschlagen. Aber Wallenstein, dem es nie in den Sinn gekommen war große Thaten an der Donau zu verrichten, wartet seine Annäherung nicht ab, und ehe die Bayern recht anfangen seiner froh zu werden, ist er schon nach Böhmen verschwunden. Bernhard endigt also jetzt seinen glorreichen Feldzug und vergönnt seinen Truppen die wohlverdiente Rast in den Winterquartieren auf feindlicher Erde.

Indem Gustav Horn in Schwaben, der Pfalzgraf von Birkenfeld, General Baudissin und

Rheingraf Otto Ludwig am Ober- und Niederrhein, und Herzog Bernhard an der Donau den Krieg mit ſolcher Ueberlegenheit führten, wurde der Ruhm der ſchwediſchen Waffen in Niederſachſen und Weſtphalen von dem Herzog von Lüneburg und dem Landgrafen von Heſſen-Kaſſel nicht weniger glorreich behauptet. Die Feſtung Hameln eroberte Herzog Georg nach der tapferſten Gegenwehr, und über den kaiſerlichen General von Gronsfeld, der an dem Weſerſtrom commandirte, wurde von der vereinigten Armee der Schweden und Heſſen bei Oldendorf ein glänzender Sieg erfochten. Der Graf von Waſaburg, ein natürlicher Sohn Guſtav Adolphs, zeigte ſich in dieſer Schlacht ſeines Urſprungs werth. Sechzehn Kanonen, das ganze Gepäcke der Kaiſerlichen und vierundſiebenzig Fahnen fielen in ſchwediſche Hände, gegen dreitauſend von den Feinden blieben auf dem Platze, und faſt eben ſo viele wurden zu Gefangenen gemacht. Die Stadt Osnabrück zwang der ſchwediſche Oberſt Kniephauſen, und Paderborn der Landgraf von Heſſen-Kaſſel zur Uebergabe; dafür aber ging Bückeburg, ein ſehr wichtiger Ort für die Schweden, an die Kaiſerlichen verloren. Beinahe an allen Enden Deutſchlands ſah man die ſchwediſchen Waffen ſiegreich, und das nächſte Jahr nach Guſtav Adolphs Tode zeigte noch keine Spur des Verluſtes, den man an dieſem großen Führer erlitten hatte.

Bei Erwähnung der wichtigen Vorfälle, welche den Feldzug des 1633ſten Jahres auszeichneten, muß die Unthätigkeit eines Mannes, der bei weitem die höchſten Erwartungen rege machte, ein gerechtes Erſtaunen

erwecken. Unter allen Generalen, deren Thaten uns in diesem Feldzuge beschäftigt haben, war keiner, der sich an Erfahrung, Talent und Kriegsruhm mit Wallenstein messen durfte, und gerade dieser verliert sich seit dem Treffen bei Lützen aus unsern Augen. Der Fall seines großen Gegners läßt ihm allein jetzt den ganzen Schauplatz des Ruhms frei; die ganze Aufmerksamkeit Europa's ist auf die Thaten gespannt, die das Andenken seiner Niederlage auslöschen und seine Ueberlegenheit in der Kriegskunst der Welt verkündigen sollen. Und doch liegt er still in Böhmen, indeß die Verluste des Kaisers in Bayern, in Niedersachsen, am Rhein seine Gegenwart dringend fordern; ein gleich undurchdringliches Geheimniß für Freund und Feind, der Schrecken und doch zugleich die letzte Hoffnung des Kaisers. Mit unerklärbarer Eilfertigkeit hatte er sich nach dem verlorenen Treffen bei Lützen in das Königreich Böhmen gezogen, wo er über das Verhalten seiner Officiere in dieser Schlacht die strengsten Untersuchungen anstellte. Die das Kriegsgericht für schuldig erkannte, wurden mit unerbittlicher Strenge zum Tode verurtheilt, die sich brav gehalten hatten, mit königlicher Großmuth belohnt, und das Andenken der Gebliebenen durch herrliche Monumente verewigt. Den Winter über drückte er die kaiserlichen Provinzen durch übermäßige Contributionen und durch die Winterquartiere, die er absichtlich nicht in feindlichen Ländern nahm, um das Mark der österreichischen Länder auszusaugen. Anstatt aber mit seiner wohlgepflegten und auserlesenen Armee beim Anbruch des Frühlings 1633 den Feldzug vor allen Andern zu eröffnen und sich in

ſeiner ganzen Feldherrnkraft zu erheben, war er der Letzte, der im Felde erſchien, und auch jetzt war es ein kaiſerliches Erbland, das er zum Schauplatz des Krieges machte.

Unter allen Provinzen Oeſterreichs war Schleſien der größten Gefahr ausgeſetzt. Drei verſchiedene Armeen, eine ſchwediſche unter dem Grafen von Thurn, eine ſächſiſche unter Arnheim und dem Herzog von Lauenburg, und eine brandenburgiſche unter Borgsdorf, hatten dieſe Provinz zu gleicher Zeit mit Krieg überzogen. Schon hatten ſie die wichtigſten Plätze im Beſitz, und ſelbſt Breslau hatte die Partei der Alliirten ergriffen. Aber gerade dieſe Menge von Generalen und Armeen rettete dem Kaiſer dieſes Land; denn die Eiferſucht der Generale und der gegenſeitige Haß der Schweden und Sachſen ließ ſie nie mit Einſtimmigkeit verfahren. Arnheim und Thurn zankten ſich um die Oberſtelle; die Brandenburger und Sachſen hielten eifrig gegen die Schweden zuſammen, die ſie als überläſtige Fremdlinge anſahen, und wo es nur immer thunlich war, zu verkürzen ſuchten. Hingegen lebten die Sachſen mit den Kaiſerlichen auf einem viel vertraulichern Fuß, und oft geſchah es, daß die Officiere beider feindlichen Armeen einander Beſuche abſtatteten und Gaſtmähler gaben. Man ließ die Kaiſerlichen ungehindert ihre Güter fortſchaffen, und Viele verhehlten es gar nicht, daß ſie von Wien große Summen gezogen. Unter ſo zweideutig geſinnten Alliirten ſahen ſich die Schweden verkauft und verrathen, und an große Unternehmungen war bei einem ſo ſchlechten Verſtändniß nicht zu denken. Auch war der General von Arnheim

den größten Theil der Zeit abwesend, und als er endlich wieder bei der Armee anlangte, näherte sich Wallenstein schon mit einer furchtbaren Kriegsmacht den Gränzen.

Vierzigtausend Mann stark rückte er ein, und nicht mehr als vierundzwanzigtausend hatten ihm die Alliirten entgegen zu setzen. Nichtsdestoweniger wollten sie eine Schlacht versuchen, und erschienen bei Münsterberg, wo er ein verschanztes Lager bezogen hatte. Aber Wallenstein ließ sie acht Tage lang hier stehen, ohne nur die geringste Bewegung zu machen; dann verließ er seine Verschanzungen, und zog mit ruhigem stolzen Schritt an ihrem Lager vorüber. Auch nachdem er aufgebrochen war und die muthiger gewordenen Feinde ihm beständig zur Seite blieben, ließ er die Gelegenheit unbenutzt. Die Sorgfalt, mit der er die Schlacht vermied, wurde als Furcht ausgelegt; aber einen solchen Verdacht durfte Wallenstein auf seinen verjährten Feldherrnruhm wagen. Die Eitelkeit der Alliirten ließ sie nicht bemerken, daß er sein Spiel mit ihnen trieb; und daß er ihnen die Niederlage großmüthig schenkte, weil ihm — mit einem Sieg über sie für jetzt nicht gedient war. Um ihnen jedoch zu zeigen, daß er der Herr sey, und daß nicht die Furcht vor ihrer Macht ihn in Unthätigkeit erhalte, ließ er den Commandanten eines Schlosses, das in seine Hände fiel, niederstoßen, weil er einen unhaltbaren Platz nicht gleich übergeben hatte.

Neun Tage lang standen beide Armeen einander einen Musketenschuß weit im Gesichte, als der Graf Terzky aus dem Wallensteinischen Heere mit einem

Trompeter vor dem Lager der Alliirten erſchien, den General von Arnheim zu einer Conferenz einzuladen. Der Inhalt derſelben war, daß Wallenſtein, der doch an Macht der überlegene Theil war, einen Waffenſtillſtand von ſechs Wochen in Vorſchlag brachte. „Er ſey gekommen," ſagte er, „mit Schweden und mit den Reichsfürſten einen ewigen Frieden zu ſchließen, die Soldaten zu bezahlen und Jedem Genugthuung zu verſchaffen. Alles dies ſtehe in ſeiner Hand, und wenn man in Wien Anſtand nehmen ſollte, es zu beſtätigen, ſo wolle er ſich mit den Alliirten vereinigen, und (was er Arnheimen zwar nur ins Ohr flüſterte) den Kaiſer zum Teufel jagen." Bei einer zweiten Zuſammenkunft ließ er ſich gegen den Grafen von Thurn noch deutlicher heraus. „Alle Privilegien," erklärte er, „ſollten aufs Neue beſtätigt, alle böhmiſchen Exulanten zurückberufen und in ihre Güter wieder eingeſetzt werden, und er ſelbſt wolle der Erſte ſeyn, ſeinen Antheil an denſelben herauszugeben. Die Jeſuiten, als die Urheber aller bisherigen Unterdrückungen, ſollten verjagt, die Krone Schweden durch Zahlungen auf beſtimmte Termine abgefunden, alles überflüſſige Kriegsvolk von beiden Theilen gegen die Türken geführt werden." Der letzte Punkt enthielt den Aufſchluß des ganzen Räthſels. „Wenn er die böhmiſche Krone davon trüge, ſo ſollten alle Vertriebenen ſich ſeiner Großmuth zu rühmen haben, eine vollkommene Freiheit der Religionen ſollte dann in dem Königreich herrſchen, das pfälziſche Haus in alle ſeine vorigen Rechte zurücktreten und die Markgrafſchaft Mähren ihm für Mecklenburg zur Entſchädigung dienen. Die alliirten Armeen

zögen dann unter ſeiner Anführung nach Wien, dem Kaiſer die Genehmigung dieſes Tractats mit gewaffneter Hand abzunöthigen."

Jetzt alſo war die Decke von dem Plan weggezogen, worüber er ſchon Jahre lang in geheimnißvoller Stille gebrütet hatte. Auch lehrten alle Umſtände, daß zu Vollſtreckung deſſelben keine Zeit zu verlieren ſey. Nur das blinde Vertrauen zu dem Kriegsglück und dem überlegenen Genie des Herzogs von Friedland hatte dem Kaiſer die Feſtigkeit eingeflößt, allen Vorſtellungen Bayerns und Spaniens entgegen und auf Koſten ſeines eigenen Anſehens dieſem gebieteriſchen Mann ein ſo uneingeſchränktes Commando zu übergeben. Aber dieſer Glaube an die Unüberwindlichkeit Wallenſteins war durch ſeine lange Unthätigkeit längſt erſchüttert worden und nach dem verunglückten Treffen bei Lützen beinahe gänzlich gefallen. Aufs Neue erwachten jetzt ſeine Gegner an Ferdinands Hofe, und die Unzufriedenheit des Kaiſers über den Fehlſchlag ſeiner Hoffnungen verſchaffte ihren Vorſtellungen den gewünſchten Eingang bei dieſem Monarchen. Das ganze Betragen des Herzogs wurde mit beißender Kritik von ihnen gemuſtert, ſein hochfahrender Trotz und ſeine Widerſetzlichkeit gegen des Kaiſers Befehle dieſem eiferſüchtigen Fürſten in Erinnerung gebracht, die Klagen der öſterreichiſchen Unterthanen über ſeine gränzenloſen Bedrückungen zu Hülfe gerufen, ſeine Treue verdächtig gemacht und über ſeine geheimen Abſichten ein ſchreckhafter Wink hingeworfen. Dieſe Anklagen, durch das ganze übrige Betragen des Herzogs nur zu ſehr gerechtfertigt, unterließen nicht, in Ferdinands Gemüth

tiefe Wurzeln zu ſchlagen; aber der Schritt war einmal geſchehen, und die große Gewalt, womit man den Herzog bekleidet hatte, konnte ihm ohne große Gefahr nicht entriſſen werden. Sie unmerklich zu vermindern, war Alles, was dem Kaiſer übrig blieb, und um dieß mit einigem Erfolg zu können, mußte man ſie zu theilen, vor allen Dingen aber ſich außer Abhängigkeit von ſeinem guten Willen zu ſetzen ſuchen. Aber ſelbſt dieſes Rechtes hatte man ſich in dem Vertrage begeben, den man mit ihm errichtete, und gegen jeden Verſuch, ihm einen andern General an die Seite zu ſetzen, oder einen unmittelbaren Einfluß auf ſeine Truppen zu haben, ſchützte ihn die eigenhändige Unterſchrift des Kaiſers. Da man dieſen nachtheiligen Vertrag weder halten noch vernichten konnte, ſo mußte man ſich durch einen Kunſtgriff heraushelfen. Wallenſtein war kaiſerlicher Generaliſſimus in Deutſchland; aber weiter erſtreckte ſich ſein Gebiet nicht, und über eine auswärtige Armee konnte er ſich keine Herrſchaft anmaßen. Man läßt alſo in Mailand eine ſpaniſche Armee errichten und unter einem ſpaniſchen General in Deutſchland fechten. Wallenſtein iſt alſo der Unentbehrliche nicht mehr, weil er aufgehört hat, der Einzige zu ſeyn, und im Nothfall hat man gegen ihn ſelbſt eine Stütze.

Der Herzog fühlte es ſchnell und tief, woher dieſer Streich kam und wohin er zielte. Umſonſt proteſtirte er bei dem Cardinal-Infanten gegen dieſe vertragswidrige Neuerung; die italieniſche Armee rückte ein und man zwang ihn, ihr den General Altringer mit Verſtärkung zuzuſenden. Zwar wußte er dieſem durch

ſtrenge Verhaltungsbefehle die Hände ſo ſehr zu binden, daß die italieniſche Armee in dem Elſaß und in Schwaben wenig Ehre einlegte; aber dieſer eigenmächtige Schritt des Hofes hatte ihn aus ſeiner Sicherheit aufgeſchreckt und ihm über die näher kommende Gefahr einen warnenden Wink gegeben. Um nicht zum zweiten Mal ſein Commando und mit demſelben die Frucht aller ſeiner Bemühungen zu verlieren, mußte er mit der Ausführung ſeines Anſchlags eilen. Durch Entfernung der verdächtigen Officiere und durch ſeine Freigebigkeit gegen die andern, hielt er ſich der Treue ſeiner Truppen verſichert. Alle andern Stände des Staats, alle Pflichten der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit hatte er dem Wohl der Armee aufgeopfert, alſo rechnete er auf die Erkenntlichkeit derſelben. Im Begriff, ein nie erlebtes Beiſpiel des Undanks gegen den Schöpfer ſeines Glücks aufzuſtellen, baute er ſeine ganze Wohlfahrt auf die Dankbarkeit, die man an ihm beweiſen ſollte.

Die Anführer der ſchleſiſchen Armeen hatten von ihren Principalen keine Vollmacht, ſo etwas Großes, als Wallenſtein in Vorſchlag brachte, für ſich allein abzuſchließen, und ſelbſt den verlangten Waffenſtillſtand getrauten ſie ſich nicht länger als auf vierzehn Tage zu bewilligen. Ehe ſich der Herzog gegen die Schweden und Sachſen herausließ, hatte er noch für rathſam gefunden, ſich bei ſeiner kühnen Unternehmung des franzöſiſchen Schutzes zu verſichern. Zu dem Ende wurden durch den Grafen von Kinsky bei dem franzöſiſchen Bevollmächtigten Feuquieres zu Dresden geheime Unterhandlungen, wiewohl mit ſehr mißtrauiſcher Vorſicht, angeknüpft, welche ganz ſeinem Wunſche

gemäß ausfielen. Feuquieres erhielt Befehl von seinem Hofe, allen Vorschub von Seiten Frankreichs zu versprechen, und dem Herzog, wenn er deren benöthigt wäre, eine beträchtliche Geldhülfe anzubieten.

Aber gerade diese überkluge Sorgfalt, sich von allen Seiten zu decken, gereichte ihm zum Verderben. Der französische Bevollmächtigte entdeckte mit großem Erstaunen, daß ein Anschlag, der mehr als jeder andere des Geheimnisses bedurfte, den Schweden und den Sachsen mitgetheilt worden sey. Das sächsische Ministerium war, wie man allgemein wußte, im Interesse des Kaisers, und die den Schweden angebotenen Bedingungen blieben allzuweit hinter den Erwartungen derselben zurück, um je ihren Beifall erhalten zu können. Feuquieres fand es daher unbegreiflich, wie der Herzog in vollem Ernste auf die Unterstützung der Erstern und auf die Verschwiegenheit der Letztern hätte Rechnung machen sollen. Er entdeckte seine Zweifel und Besorgnisse dem schwedischen Kanzler, der in die Absichten Wallensteins ein gleich großes Mißtrauen setzte, und noch weit weniger Geschmack an seinen Vorschlägen fand. Wiewohl es ihm kein Geheimniß war, daß der Herzog schon ehedem mit Gustav Adolph in ähnlichen Tractaten gestanden, so begriff er doch die Möglichkeit nicht, wie er die ganze Armee zum Abfall bewegen, und seine übermäßigen Versprechungen würde wahr machen können. Ein so ausschweifender Plan und ein so unbesonnenes Verfahren schien sich mit der verschlossenen und mißtrauischen Gemüthsart des Herzogs nicht wohl zu vertragen, und lieber erklärte man Alles für Maske und Betrug, weil es eher

erlaubt war an ſeiner Redlichkeit, als an ſeiner Klugheit zu zweifeln. Oxenſtierna's Bedenklichkeiten ſteckten endlich ſelbſt Arnheimen an, der in vollem Vertrauen auf Wallenſteins Aufrichtigkeit zu dem Kanzler nach Gelnhauſen gereist war, ihn dahin zu vermögen, daß er dem Herzog ſeine beſten Regimenter zum Gebrauch überlaſſen möchte. Man fing an zu argwohnen, daß der ganze Antrag nur eine künſtlich gelegte Schlinge ſey, die Alliirten zu entwaffnen und den Kern ihrer Kriegsmacht dem Kaiſer in die Hände zu ſpielen. Wallenſteins bekannter Charakter widerlegte dieſen ſchlimmen Verdacht nicht, und die Widerſprüche, in die er ſich nachher verwickelte, machten, daß man endlich ganz und gar an ihm irre ward. Indem er die Schweden in ſein Bündniß zu ziehen ſuchte und ihnen ſogar ihre beſten Truppen abforderte, äußerte er ſich gegen Arnheim, daß man damit anfangen müſſe, die Schweden aus dem Reiche zu verjagen; und während daß ſich die ſächſiſchen Officiere, im Vertrauen auf die Sicherheit des Waffenſtillſtandes, in großer Menge bei ihm einfanden, machte er einen verunglückten Verſuch, ſich ihrer Perſonen zu bemächtigen. Er brach zuerſt den Stillſtand, den er doch einige Monate darauf, nicht ohne große Mühe erneuerte. Aller Glaube an ſeine Wahrhaftigkeit verſchwand, und endlich glaubte man in ſeinem ganzen Benehmen nichts als ein Gewebe von Betrug und niedrigen Kniffen zu ſehen, um die Alliirten zu ſchwächen und ſich ſelbſt in Verfaſſung zu ſetzen. Dieſes erreichte er zwar wirklich, indem ſeine Macht ſich mit jedem Tage vermehrte, die Alliirten aber durch Deſertion

und ſchlechten Unterhalt über die Hälfte ihrer Truppen einbüßten. Aber er machte von ſeiner Ueberlegenheit den Gebrauch nicht, den man in Wien erwartete. Wenn man einem entſcheidenden Vorfall entgegenſah, erneuerte er plötzlich die Unterhandlungen; und wenn der Waffenſtillſtand die Alliirten in Sicherheit ſtürzte, ſo erhob er ſich plötzlich, um die Feindſeligkeiten zu erneuern. Alle dieſe Widerſprüche floſſen aus dem doppelten und ganz unvereinbaren Entwurf, den Kaiſer und die Schweden zugleich zu verderben und mit Sachſen einen beſondern Frieden zu ſchließen.

Ueber den ſchlechten Fortgang ſeiner Unterhandlungen ungeduldig, beſchloß er endlich, ſeine Macht zu zeigen, da ohnehin die dringende Noth in dem Reiche und die ſteigende Unzufriedenheit am kaiſerlichen Hofe keinen längern Aufſchub geſtatteten. Schon vor dem letztem Stillſtand war der General von Holk von Böhmen aus in das Meißniſche eingefallen, hatte Alles, was auf ſeinem Wege lag, mit Feuer und Schwert verwüſtet, den Kurfürſten in ſeine Feſtungen gejagt und ſelbſt die Stadt Leipzig erobert. Aber der Stillſtand in Schleſien ſetzte ſeinen Verwüſtungen ein Ziel, und die Folgen ſeiner Ausſchweifungen ſtreckten ihn zu Adorf auf die Bahre. Nach aufgehobenem Stillſtand machte Wallenſtein aufs Neue eine Bewegung, als ob er durch die Lauſitz in Sachſen fallen wollte, und ließ ausſprengen, daß Piccolomini ſchon dahin aufgebrochen ſey. Sogleich verläßt Arnheim ſein Lager in Schleſien, um ihm nachzufolgen und dem Kurfürſtenthum zu Hülfe zu eilen. Dadurch aber wurden die Schweden entblößt, die unter dem

Commando des Grafen von Thurn in sehr kleiner Anzahl bei Steinau an der Oder gelagert standen; und gerade dies war es, was der Herzog gewollt hatte. Er ließ den sächsischen General sechzehn Meilen voraus in das Meißnische eilen und wendete sich dann auf einmal rückwärts gegen die Oder, wo er die schwedische Armee in der tiefsten Sicherheit überraschte. Ihre Reiterei wurde durch den vorangeschickten General Schafgotsch geschlagen und das Fußvolk von der nachfolgenden Armee des Herzogs bei Steinau völlig eingeschlossen. Wallenstein gab dem Grafen von Thurn eine halbe Stunde Bedenkzeit, sich mit drittehalbtausend Mann gegen mehr als zwanzigtausend zu wehren, oder sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Bei solchen Umständen konnte keine Wahl stattfinden. Die ganze Armee gibt sich gefangen, und ohne einen Tropfen Blut ist der vollkommenste Sieg erfochten. Fahnen, Bagage und Geschütz fallen in des Siegers Hand, die Officiere werden in Verhaft genommen, die Gemeinen untergesteckt. Und jetzt endlich war nach einer vierzehnjährigen Irre, nach unzähligen Glückswechseln, der Anstifter des böhmischen Aufruhrs, der entfernte Urheber dieses ganzen verderblichen Krieges, der berüchtigte Graf von Thurn, in der Gewalt seiner Feinde. Mit blutdürstiger Ungeduld erwartet man in Wien die Ankunft dieses großen Verbrechers, und genießt schon im voraus den schrecklichen Triumph, der Gerechtigkeit ihr vornehmstes Opfer zu schlachten. Aber den Jesuiten diese Lust zu verderben, war ein viel süßerer Triumph, und Thurn erhielt seine Freiheit. Ein Glück für ihn, daß er mehr wußte, als man in

Wien erfahren durfte, und daß Wallensteins Feinde auch die seinigen waren. Eine Niederlage hätte man dem Herzog in Wien verziehen; diese getäuschte Hoffnung vergab man ihm nie. „Was aber hätte ich denn sonst mit diesem Rasenden machen sollen?“ schreibt er mit boshaftem Spotte an die Minister, die ihn über diese unzeitige Großmuth zur Rede stellen. „Wollte der Himmel, die Feinde hätten lauter Generale, wie dieser ist! An der Spitze der schwedischen Heere wird er uns weit bessere Dienste thun als im Gefängniß.“

Auf den Sieg bei Steinau folgte in kurzer Zeit die Einnahme von Liegnitz, Groß-Glogau und selbst von Frankfurt an der Oder. Schafgotsch, der in Schlesien zurückblieb, um die Unterwerfung dieser Provinz zu vollenden, blokirte Brieg und bedrängte Breslau vergebens, weil diese freie Stadt über ihre Privilegien wachte und den Schweden ergeben blieb. Die Obersten Illo und Götz schickte Wallenstein nach der Wartha, um bis in Pommern und an die Küste der Ostsee zu dringen, und Landsberg, der Schlüssel zu Pommern, wurde wirklich auch von ihnen erobert. Indem der Kurfürst von Brandenburg und der Herzog von Pommern für ihre Länder zitterten, brach Wallenstein selbst mit dem Rest der Armee in die Lausitz, wo er Görlitz mit Sturm eroberte und Bautzen zur Uebergabe zwang. Aber es war ihm nur darum zu thun, den Kurfürsten von Sachsen zu schrecken, nicht die erhaltenen Vortheile zu verfolgen; auch mit dem Schwert in der Hand setzte er bei Brandenburg und Sachsen seine Friedensanträge fort, wiewohl mit keinem bessern Erfolg, da er durch eine Kette von Wider-

ſprüchen alles Vertrauen verſcherzt hatte. Jetzt würde er ſeine ganze Macht gegen das unglückliche Sachſen gewendet und ſeinen Zweck durch die Gewalt der Waffen doch endlich noch durchgeſetzt haben, wenn nicht der Zwang der Umſtände ihn genöthigt hätte, dieſe Gegenden zu verlaſſen. Die Siege Herzog Bernhards am Donauſtrom, welche Oeſterreich ſelbſt mit naher Gefahr bedrohten, forderten ihn dringend nach Bayern, und die Vertreibung der Sachſen und Schweden aus Schleſien raubte ihm jeden Vorwand, ſich den kaiſerlichen Befehlen noch länger zu widerſetzen und den Kurfürſten von Bayern hülflos zu laſſen. Er zog ſich alſo mit der Hauptmacht gegen die Oberpfalz, und ſein Rückzug befreite Oberſachſen auf immer von dieſem furchtbaren Feinde.

So lange es nur möglich war, hatte er Bayerns Rettung verſchoben und durch die geſuchteſten Ausflüchte die Ordonnanzen des Kaiſers verhöhnt. Auf wiederholtes Bitten ſchickte er endlich zwar dem Grafen von Altringer, der den Lech und die Donau gegen Horn und Bernhard zu behaupten ſuchte, einige Regimenter aus Böhmen zu Hülfe, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, ſich bloß vertheidigungsweiſe zu verhalten. Den Kaiſer und den Kurfürſten wies er, ſo oft ſie ihn um Hülfe anflehten, an Altringer, der, wie er öffentlich vorgab, eine uneingeſchränkte Vollmacht von ihm erhalten habe, in Geheim aber band er demſelben durch die ſtrengſten Inſtructionen die Hände und bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er ſeine Befehle überſchreiten würde. Nachdem Herzog Bernhard vor Regensburg gerückt war und der

Kaiſer ſowohl als der Kurfürſt ihre Aufforderungen um Hülfe dringender erneuerten, ſtellte er ſich an, als ob er den General Gallas mit einem anſehnlichen Heere an die Donau ſchicken würde; aber auch dies unterblieb, und ſo gingen, wie vorher das Bisthum Eichſtädt, jetzt auch Regensburg, Straubingen, Cham an die Schweden verloren. Als er endlich ſchlechterdings nicht mehr vermeiden konnte, den ernſtlichen Befehlen des Hofs zu gehorſamen, rückte er ſo langſam, als er konnte, an die bayeriſche Gränze, wo er das von den Schweden eroberte Cham berennte. Er vernahm aber nicht ſo bald, daß man von ſchwediſcher Seite daran arbeite, ihm durch die Sachſen eine Diverſion in Böhmen zu machen, ſo benutzte er dieſes Gerücht, um aufs Schleunigſte und ohne das Geringſte verrichtet zu haben, nach Böhmen zurückzukehren. Alles Andere, gab er vor, müſſe der Vertheidigung und Erhaltung der kaiſerlichen Erblande nachſtehen; und ſo blieb er in Böhmen wie angefeſſelt ſtehen und hütete dieſes Königreich, als ob es jetzt ſchon ſein Eigenthum wäre. Der Kaiſer wiederholte in noch dringenderem Tone ſeine Mahnung, daß er ſich gegen den Donauſtrom ziehen ſolle, die gefährliche Niederlaſſung des Herzogs von Weimar an Oeſterreichs Gränzen zu hindern. — Er aber endigte den Feldzug für dieſes Jahr und ließ ſeine Truppen aufs Neue ihre Winterquartiere in dem erſchöpften Königreich nehmen.

Ein ſo fortgeführter Trotz, eine ſo beiſpielloſe Geringſchätzung aller kaiſerlichen Befehle, eine ſo vorſätzliche Vernachläſſigung des allgemeinen Beſten, verbunden mit einem ſo äußerſt zweideutigen Benehmen

gegen den Feind, mußten endlich den nachtheiligen Gerüchten, wovon längſt ſchon ganz Deutſchland erfüllt war, Glauben bei dem Kaiſer verſchaffen. Lange Zeit war es ihm gelungen, ſeinen ſtrafbaren Unterhandlungen mit dem Feinde den Schein der Rechtmäßigkeit zu geben und den noch immer für ihn gewonnenen Monarchen zu überreden, daß der Zweck jener geheimen Zuſammenkünfte kein anderer ſey, als Deutſchland den Frieden zu ſchenken. Aber wie undurchdringlich er ſich auch glaubte, ſo rechtfertigte doch der ganze Zuſammenhang ſeines Betragens die Beſchuldigungen, womit ſeine Gegner unaufhörlich das Ohr des Kaiſers beſtürmten. Um ſich an Ort und Stelle von dem Grund oder Ungrund derſelben zu belehren, hatte Ferdinand ſchon zu verſchiedenen Zeiten Kundſchafter in das Wallenſteiniſche Lager geſchickt, die aber, da der Herzog ſich hütete, etwas Schriftliches von ſich zu geben, bloße Muthmaßungen zurückbrachten. Da aber endlich die Miniſter ſelbſt, ſeine bisherigen Verfechter am Hofe, deren Güter Wallenſtein mit gleichen Laſten gedrückt hatte, ſich zur Partei ſeiner Feinde ſchlugen; da der Kurfürſt von Bayern die Drohung fallen ließ, ſich, bei längerer Beibehaltung dieſes Generals, mit den Schweden zu vergleichen; da endlich auch der ſpaniſche Abgeſandte auf ſeiner Abſetzung beſtand und im Weigerungsfall die Subſidiengelder ſeiner Krone zurückzuhalten drohte: ſo ſah ſich der Kaiſer zum zweitenmal in die Nothwendigkeit geſetzt, ihn vom Commando zu entfernen.

Die eigenmächtigen und unmittelbaren Verfügungen des Kaiſers bei der Armee belehrten den Herzog bald,

daß der Vertrag mit ihm bereits als zerrissen betrachtet und seine Abdankung unvermeidlich sey. Einer seiner Unterfeldherren in Oesterreich, dem Wallenstein bei Strafe des Beils untersagt hatte, dem Hofe zu gehorsamen, empfing von dem Kaiser unmittelbaren Befehl, zu dem Kurfürsten von Bayern zu stoßen; und an Wallenstein selbst erging die gebieterische Weisung, dem Cardinal-Infanten, der mit einer Armee aus Italien unterwegs war, einige Regimenter zur Verstärkung entgegen zu senden. Alle diese Anstalten sagten ihm, daß der Plan unwiderruflich gemacht sey, ihn nach und nach zu entwaffnen, um ihn alsdann schwach und wehrlos auf Einmal zu Grund zu richten.

Zu seiner Selbstvertheidigung mußte er jetzt eilen, einen Plan auszuführen, der anfangs nur zu seiner Vergrößerung bestimmt war. Länger, als die Klugheit rieth, hatte er mit der Ausführung desselben gezögert, weil ihm noch immer die günstigen Constellationen fehlten, oder wie er gewöhnlich die Ungeduld seiner Freunde abfertigte, weil die Zeit noch nicht gekommen war. Die Zeit war auch jetzt noch nicht gekommen, aber die dringende Noth verstattete nicht mehr, die Gunst der Sterne zu erwarten. Das Erste war, sich der Gesinnungen der vornehmsten Anführer zu versichern und alsdann die Treue der Armee zu erproben, die er so freigebig vorausgesetzt hatte. Drei derselben, die Obersten Kinsky, Terzky und Illo, waren schon längst in das Geheimniß gezogen, und die beiden ersten durch das Band der Verwandtschaft an sein Interesse geknüpft. Eine gleiche Ehrsucht, ein gleicher Haß gegen die Regierung und die Hoffnung

überſchwänglicher Belohnungen verband ſie aufs Engſte mit Wallenſtein, der auch die niedrigſten Mittel nicht verſchmäht hatte, die Zahl ſeiner Anhänger zu vermehren. Den Oberſten Illo hatte er einsmals überredet, in Wien den Grafentitel zu ſuchen und ihm dabei ſeine kräftigſte Fürſprache zugeſagt. Heimlich aber ſchrieb er an die Miniſter, ihm ſein Geſuch abzuſchlagen, weil ſich ſonſt mehrere melden dürften, die gleiche Verdienſte hätten und auf gleiche Belohnungen Anſpruch machten. Als Illo hernach zur Armee zurückkam, war ſein Erſtes, ihn nach dem Erfolg ſeiner Bewerbungen zu fragen; und da ihm dieſer von dem ſchlechten Ausgange derſelben Nachricht gab, ſo fing er an, die bitterſten Klagen gegen den Hof auszuſtoßen. „Das alſo hätten wir mit unſern treuen Dienſten verdient," rief er, „daß meine Verwendung ſo gering geachtet und euren Verdienſten eine ſo unbedeutende Belohnung verweigert wird! Wer wollte noch länger einem ſo undankbaren Herrn ſeine Dienſte widmen? Nein, was mich angeht, ich bin von nun an der abgeſagte Feind des Hauſes Oeſterreich." Illo ſtimmte bei, und ſo wurde zwiſchen Beiden ein enges Bündniß geſtiftet.

Aber was dieſe drei Vertrauten des Herzogs wußten, war lange Zeit ein undurchdringliches Geheimniß für die Uebrigen, und die Zuverſicht, mit der Wallenſtein von der Ergebenheit ſeiner Officiere ſprach, gründete ſich einzig nur auf die Wohlthaten, die er ihnen erzeigt hatte, und auf ihre Unzufriedenheit mit dem Hofe. Aber dieſe ſchwankende Vermuthung mußte ſich in Gewißheit verwandeln, ehe er ſeine Maske

abwarf und ſich einen öffentlichen Schritt gegen den Kaiſer erlaubte. Graf Piccolomini, derſelbe, der ſich in dem Treffen bei Lützen durch einen beiſpielloſen Muth ausgezeichnet hatte, war der Erſte, deſſen Treue er auf die Probe ſtellte. Er hatte ſich dieſen General durch große Geſchenke verpflichtet, und er gab ihm den Vorzug vor allen andern, weil Piccolomini unter einerlei Conſtellation mit ihm geboren war. Dieſem erklärte er, daß er, durch den Undank des Kaiſers und ſeine nahe Gefahr gezwungen, unwiderruflich entſchloſſen ſey, die öſterreichiſche Partei zu verlaſſen, ſich mit dem beſten Theile der Armee auf feindliche Seite zu ſchlagen und das Haus Oeſterreich in allen Gränzen ſeiner Herrſchaft zu bekriegen, bis es von der Wurzel vertilgt ſey. Auf Piccolomini habe er bei dieſer Unternehmung vorzüglich gerechnet und ihm ſchon im Voraus die glänzendſten Belohnungen zugedacht — Als dieſer, um ſeine Beſtürzung über dieſen überraſchenden Antrag zu verbergen, von den Hinderniſſen und Gefahren ſprach, die ſich einem ſo gewagten Unternehmen entgegenſetzen würden, ſpottete Wallenſtein ſeiner Furcht. „Bei ſolchen Wageſtücken," rief er aus, „ſey nur der Anfang ſchwer; die Sterne ſeyen ihm gewogen, die Gelegenheit, wie man ſie nur immer verlangen könne, auch dem Glücke müſſe man etwas vertrauen. Sein Entſchluß ſtehe feſt, und er würde, wenn es nicht anders geſchehen könnte, an der Spitze von tauſend Pferden ſein Heil verſuchen." Piccolomini hütete ſich ſehr, durch einen längern Widerſpruch das Mißtrauen des Herzogs zu reizen und ergab ſich mit anſcheinender Ueberzeugung dem Gewicht ſeiner Gründe.

So weit ging die Verblendung des Herzogs, daß es ihm, aller Warnungen des Grafen Terzky ungeachtet, gar nicht einfiel, an der Aufrichtigkeit dieſes Mannes zu zweifeln, der keinen Augenblick verlor, die jetzt gemachte merkwürdige Entdeckung nach Wien zu berichten.

Um endlich den entſcheidenden Schritt zum Ziele zu thun, berief er im Jänner 1634 alle Commandeurs der Armee nach Pilſen zuſammen, wohin er ſich gleich nach ſeinem Rückzug aus Bayern gewendet hatte. Die neueſten Forderungen des Kaiſers, die Erblande mit Winterquartieren zu verſchonen, Regensburg noch in der rauhen Jahreszeit wieder zu erobern und die Armee zur Verſtärkung des Cardinal-Infanten um ſechstauſend Mann Reiterei zu vermindern, waren erheblich genug, um vor dem ganzen verſammelten Kriegsrath in Erwägung gezogen zu werden, und dieſer ſcheinbare Vorwand verbarg den Neugierigen den wahren Zweck der Zuſammenberufung. Auch Schweden und Sachſen wurden heimlich dahin geladen, um mit dem Herzog von Friedland über den Frieden zu tractiren; mit den Befehlshabern entlegener Heere ſollte ſchriftliche Abrede genommen werden. Zwanzig von den berufenen Commandeurs erſchienen; aber gerade die wichtigſten, Gallas, Colloredo und Altringer, blieben aus. Der Herzog ließ ſeine Einladung an ſie dringend wiederholen, einſtweilen aber, in Erwartung ihrer nahen Ankunft, zu der Hauptſache ſchreiten.

Es war nichts Geringes, was er jetzt auf dem Wege war zu unternehmen. Einen ſtolzen, tapfern, auf ſeine Ehre wachſam haltenden Adel der ſchändlichſten Untreue fähig zu erkären, und in den Augen

derjenigen, die bis jetzt nur gewohnt waren, in ihm den Abglanz der Majestät, den Richter ihrer Handlungen, den Bewahrer der Gesetze zu verehren, auf Einmal als ein Niederträchtiger, als Verführer, als Rebell zu erscheinen. Nichts Geringes war es, eine rechtmäßige, durch lange Verjährung befestigte, durch Religion und Gesetze geheiligte Gewalt in ihren Wurzeln zu erschüttern; alle jene Bezauberungen der Einbildungskraft und der Sinne, die furchtbaren Wachen eines rechtmäßigen Throns, zu stören; alle jene unvertilgbaren Gefühle der Pflicht, die in der Brust des Unterthans für den gebornen Beherrscher so laut und so mächtig sprechen, mit gewaltsamer Hand zu vertilgen. Aber geblendet von dem Glanz einer Krone, bemerkte Wallenstein den Abgrund nicht, der zu seinen Füßen sich öffnete, und im vollen lebendigen Gefühl seiner Kraft versäumte er — das gewöhnliche Loos starker und kühner Seelen — die Hindernisse gehörig zu würdigen und in Berechnung zu bringen. Wallenstein sah nichts, als eine gegen den Hof theils gleichgültige, theils erbitterte Armee — eine Armee, die gewohnt war, seinem Ansehen mit blinder Unterwerfung zu huldigen, vor ihm, als ihrem Gesetzgeber und Richter, zu beben, seine Befehle, gleich den Aussprüchen des Schicksals, mit zitternder Erfurcht zu befolgen. In den übertriebenen Schmeicheleien, womit man seiner Allgewalt huldigte, in den frechen Schmähungen gegen Hof und Regierung, die eine zügellose Soldateska sich erlaubte und die wilde Licenz des Lagers entschuldigte, glaubte er die wahren Gesinnungen der Armee zu vernehmen, und die Kühnheit, mit der man selbst die Handlungen

des Monarchen zu tadeln wagte, bürgte ihm für die Bereitwilligkeit der Truppen, einem so sehr verachteten Oberherrn die Pflicht aufzukündigen. Aber was er sich als etwas so Leichtes gedacht hatte, stand als der furchtbarste Gegner wider ihn auf: an dem Pflichtgefühl seiner Truppen scheiterten alle seine Berechnungen. Berauscht von dem Ansehen, das er über so meisterlose Schaaren behauptete, schrieb er Alles auf Rechnung seiner persönlichen Größe, ohne zu unterscheiden, wie viel er sich selbst und wie viel er der Würde dankte, die er bekleidete. Alles zitterte vor ihm, weil er eine rechtmäßige Gewalt ausübte, weil der Gehorsam gegen ihn Pflicht, weil sein Ansehen an die Majestät des Thrones befestigt war. Größe für sich allein kann wohl Bewunderung und Schrecken, aber nur die legale Größe, Erfurcht und Unterwerfung erzwingen. Und dieses entscheidenden Vortheils beraubte er sich selbst in dem Augenblicke, da er sich als ein Verbrecher entlarvte.

Der Feldmarschall von Illo übernahm es, die Gesinnungen der Commandeurs zu erforschen, und sie auf den Schritt, den man von ihnen erwartete, vorzubereiten. Er machte den Anfang damit, ihnen die neuesten Forderungen des Hofs an den General und die Armee vorzutragen, und durch die gehässige Wendung, die er denselben zu geben wußte, war es ihm leicht, den Zorn der ganzen Versammlung zu entflammen. Nach diesem wohlgewählten Eingang verbreitete er sich mit vieler Beredsamkeit über die Verdienste der Armee und des Feldherrn, und über den Undank, womit der Kaiser sie zu belohnen pflege. „Spanischer Einfluß," behauptete er, „leite alle Schritte

des Hofes; das Miniſterium ſtehe in ſpaniſchem Solde; nur der Herzog von Friedland habe bis jetzt dieſer Tyrannei widerſtanden, und deßwegen den tödtlichſten Haß der Spanier auf ſich geladen. Ihn vom Commando zu entfernen, oder ganz und gar wegzuräumen, fuhr er fort, war längſt ſchon das eifrigſte Ziel ihrer Beſtrebungen, und bis es ihnen mit einem von beiden gelingt, ſucht man ſeine Macht im Felde zu untergraben. Aus keinem andern Grunde iſt man bemüht, dem König von Ungarn das Commando in die Hände zu ſpielen, bloß damit man dieſen Prinzen, als ein williges Organ fremder Eingebungen, nach Gefallen im Felde herumführen, die ſpaniſche Macht aber deſto beſſer in Deutſchland befeſtigen könne. Bloß um die Armee zu vermindern, begehrt man ſechstauſend Mann für den Cardinal-Infanten; bloß um ſie durch einen Winterfeldzug aufzureiben, dringt man auf die Wiedereroberung Regensburgs in der feindlichen Jahrszeit. Alle Mittel zum Unterhalt erſchwert man der Armee, während daß ſich die Jeſuiten und Miniſter mit dem Schweiß der Provinzen bereichern und die für die Truppen beſtimmten Gelder verſchwenden. Der General bekennt ſein Unvermögen, der Armee Wort zu halten, weil der Hof ihn im Stiche läßt. Für alle Dienſte, die er innerhalb zweiundzwanzig Jahren dem Hauſe Oeſterreich geleiſtet, für alle Mühſeligkeiten, die er übernommen, für alle Reichthümer, die er in kaiſerlichem Dienſte von dem Seinigen zugeſetzt, erwartet ihn eine zweite ſchimpfliche Entlaſſung — Aber er erklärt, daß er es dazu nicht kommen laſſen will. Von freien Stücken entſagt er dem Commando, ehe man

es ihm mit Gewalt aus den Händen windet. Dies ist es," fuhr der Redner fort, „was er den Obersten durch mich entbietet. Jeder frage sich nun selbst, ob es rathsam ist, einen solchen General zu verlieren. Jeder sehe nun zu, wer ihm die Summen ersetze, die er im Dienste des Kaisers aufgewendet und wo er den verdienten Lohn seiner Tapferkeit ernte — wenn der dahin ist, unter dessen Augen er sie bewiesen hat."

Ein allgemeines Geschrei, daß man den General nicht ziehen lassen dürfe, unterbrach den Redner. Vier der Vornehmsten werden abgeordnet, ihm den Wunsch der Versammlung vorzutragen und ihn flehentlich zu bitten, daß er die Armee nicht verlassen möchte. Der Herzog weigerte sich zum Schein und ergab sich erst nach einer zweiten Gesandtschaft. Diese Nachgiebigkeit von seiner Seite schien einer Gegengefälligkeit von der ihrigen werth. Da er sich anheischig machte, ohne Wissen und Willen der Commandeurs nicht aus dem Dienste zu treten, so forderte er von ihnen ein schriftliches Gegenversprechen, treu und fest an ihm zu halten, sich nimmer von ihm zu trennen oder trennen zu lassen und für ihn den letzten Blutstropfen aufzusetzen. Wer sich von dem Bunde absondern würde, sollte für einen treuvergessenen Verräther gelten und von den übrigen als ein gemeinschaftlicher Feind behandelt werden. Die ausdrücklich angehängte Bedingung: „So lange Wallenstein die Armee zum Dienste des Kaisers gebrauchen würde," entfernte jede Mißdeutung, und keiner der versammelten Commandeurs trug Bedenken, einem so unschuldig scheinenden und so billigen Begehren seinen vollen Beifall zu schenken.

Die Vorleſung dieſer Schrift geſchah unmittelbar vor einem Gaſtmahl, welches der Feldmarſchall Illo ausdrücklich in dieſer Abſicht veranſtaltet hatte; nach aufgehobener Tafel ſollte die Unterzeichnung vor ſich gehen. Der Wirth that das Seinige, die Beſinnungskraft ſeiner Gäſte durch ſtarke Getränke abzuſtumpfen, und nicht eher, als bis er ſie von Weindünſten taumeln ſah, gab er ihnen die Schrift zur Unterzeichnung. Die mehreſten malten leichtſinnig ihren Namen hin, ohne zu wiſſen, was ſie unterſchrieben; nur einige Wenige, welche neugieriger oder mißtrauiſcher waren, durchliefen das Blatt noch einmal, und entdeckten mit Erſtaunen, daß die Klauſel: „So lange Wallenſtein die Armee zum Beſten des Kaiſers gebrauchen würde," hinweggelaſſen ſey. Illo nämlich hatte mit einem geſchickten Taſchenſpielerkniff das erſte Exemplar mit einem andern ausgetauſcht, in dem jene Klauſel fehlte. Der Betrug wurde laut, und Viele weigerten ſich nun, ihre Unterſchrift zu geben. Piccolomini, der den ganzen Betrug durchſchaute und bloß in der Abſicht, dem Hofe davon Nachricht zu geben, an dieſem Auftritte Theil nahm, vergaß ſich in der Trunkenheit ſo, daß er die Geſundheit des Kaiſers ausbrachte. Aber jetzt ſtand Graf Terzky auf und erklärte alle für meineidige Schelmen, die zurücktreten würden. Seine Drohungen, die Vorſtellung der unvermeidlichen Gefahr, der man bei längerer Weigerung ausgeſetzt war, das Beiſpiel der Menge und Illo's Beredſamkeit überwanden endlich ihre Bedenklichkeiten, und das Blatt wurde von jedem ohne Ausnahme unterzeichnet.

Wallenſtein hatte nun zwar ſeinen Zweck

erreicht; aber die ganz unerwartete Widerſetzung der Commandeurs riß ihn auf einmal aus dem lieblichen Wahne, in dem er bisher geſchwebt hatte. Zudem waren die mehrſten Namen ſo unleſerlich gekritzelt, daß man eine unredliche Abſicht dahinter vermuthen mußte. Anſtatt aber durch dieſen warnenden Wink des Schickſals zum Nachdenken gebracht zu werden, ließ er ſeine gereizte Empfindlichkeit in unwürdigen Klagen und Verwünſchungen überſtrömen. Er berief die Commandeurs am folgenden Morgen zu ſich und übernahm es in eigener Perſon, den ganzen Inhalt des Vortrags zu wiederholen, welchen Illo den Tag vorher an ſie gehalten hatte. Nachdem er ſeinen Unwillen gegen den Hof in die bitterſten Vorwürfe und Schmähungen ausgegoſſen, erinnerte er ſie an ihre geſtrige Widerſetzlichkeit und erklärte, daß er durch dieſe Entdeckung bewogen worden ſey, ſein Verſprechen zurück zu nehmen. Stumm und betreten entfernten ſich die Oberſten, erſchienen aber, nach einer kurzen Berathſchlagung im Vorzimmer, aufs Neue, den Vorfall von geſtern zu entſchuldigen und ſich zu einer neuen Unterſchrift anzubieten.

Jetzt fehlte nichts mehr, als auch von den ausgebliebenen Generalen entweder eine gleiche Verſicherung zu erhalten, oder ſich im Weigerungsfalle ihrer Perſonen zu bemächtigen. Wallenſtein erneuerte daher ſeine Einladung und trieb ſie dringend an, ihre Ankunft zu beſchleunigen. Aber noch ehe ſie eintrafen, hatte ſie der Ruf bereits von dem Vorgange zu Pilſen unterrichtet und ihre Eilfertigkeit plötzlich gehemmt. Altringer blieb unter dem Vorwand einer Krankheit in dem feſten Schloß Frauenberg liegen. Gallas

fand ſich zwar ein, aber bloß um als Augenzeuge den Kaiſer von der drohenden Gefahr deſto beſſer unterrichten zu können. Die Aufſchlüſſe, welche er und Piccolomini gaben, verwandelten die Beſorgniſſe des Hofs auf Einmal in die ſchrecklichſte Gewißheit. Aehnliche Entdeckungen, welche man zugleich an andern Orten machte, ließen keinem Zweifel mehr Raum, und die ſchnelle Veränderung der Commandantenſtellen in Schleſien und Oeſterreich ſchien auf eine höchſt bedenkliche Unternehmung zu deuten. Die Gefahr war dringend und die Hülfe mußte ſchnell ſeyn. Dennoch wollte man nicht mit Vollziehung des Urtheils beginnen, ſondern ſtreng nach Gerechtigkeit verfahren. Man erließ alſo an die vornehmſten Befehlshaber, deren Treue man ſich verſichert hielt, geheime Befehle, den Herzog von Friedland nebſt ſeinen beiden Anhängern, Illo und Terzky, auf was Art es auch ſeyn möchte, zu verhaften und in ſichere Verwahrung zu bringen, damit ſie gehört werden und ſich verantworten könnten. Sollte dies aber auf ſo ruhigem Wege nicht zu bewirken ſeyn, ſo fordere die öffentliche Gefahr, ſie todt oder lebendig zu greifen. Zugleich erhielt General Gallas ein offenes Patent, worin allen Oberſten und Officieren dieſe kaiſerliche Verfügung bekannt gemacht, die ganze Armee ihrer Pflichten gegen den Verräther entlaſſen, und bis ein neuer Generaliſſimus aufgeſtellt ſeyn würde, an den Generallieutenant von Gallas verwieſen wurde. Um den Verführten und Abtrünnigen die Rückkehr zu ihrer Pflicht zu erleichtern und die Schuldigen nicht in Verzweiflung zu ſtürzen, bewilligte man eine gänzliche Amneſtie über Alles, was

zu Pilſen gegen die Majeſtät des Kaiſers begangen worden war.

Dem General von Gallas war nicht wohl zu Muthe bei der Ehre, die ihm widerfuhr. Er befand ſich zu Pilſen, unter den Augen desjenigen, deſſen Schickſal er bei ſich trug, in der Gewalt ſeines Feindes, der hundert Augen hatte, ihn zu beobachten. Entdeckte aber Wallenſtein das Geheimniß ſeines Auftrags, ſo konnte ihn nichts vor den Wirkungen ſeiner Rache und Verzweiflung ſchützen. War es ſchon bedenklich, einen ſolchen Auftrag auch nur zu verheimlichen, ſo war es noch weit mißlicher, ihn zur Vollziehung zu bringen. Die Geſinnungen des Commandeurs waren ungewiß, und es ließ ſich wenigſtens zweifeln, ob ſie ſich bereitwillig würden finden laſſen, nach dem einmal gethanen Schritt den kaiſerlichen Verſicherungen zu trauen und allen glänzenden Hoffnungen, die ſie auf Wallenſtein gebaut hatten, auf Einmal zu entſagen. Und dann, welch ein gefährliches Wageſtück, Hand an die Perſon eines Mannes zu legen, der bis jetzt für unverletzlich geachtet, durch lange Ausübung der höchſten Gewalt, durch einen zur Gewohnheit gewordenen Gehorſam zum Gegenſtand der tiefſten Ehrfurcht geworden, und mit Allem, was äußere Majeſtät und innere Größe verleihen kann, bewaffnet war — deſſen Anblick ſchon ein knechtiſches Zittern einjagte, der mit einem Winke über Leben und Tod entſchied! Einen ſolchen Mann, mitten unter den Wachen, die ihn umgaben, in einer Stadt, die ihm gänzlich ergeben ſchien, wie einen gemeinen Verbrecher zu greifen, und den Gegenſtand einer ſo lang gewohnten

tiefen Verehrung auf Einmal in einen Gegenſtand des Mitleidens oder des Spottes zu verwandeln, war ein Auftrag, der auch den Muthigſten zagen machte. So tief hatten ſich Furcht und Achtung vor ihm in die Bruſt ſeiner Soldaten gegraben, daß ſelbſt das ungeheure Verbrechen des Hochverraths dieſe Empfindungen nicht ganz entwurzeln konnte.

Gallas begriff die Unmöglichkeit, unter den Augen des Herzogs ſeinen Auftrag zu vollziehen, und ſein ſehnlichſter Wunſch war, ſich, eh' er einen Schritt zur Ausführung wagte, vorher mit Altringern zu beſprechen. Da das lange Außenbleiben des Letztern ſchon anfing Verdacht bei dem Herzog zu erregen, ſo erbot ſich Gallas, ſich in eigner Perſon nach Frauenberg zu verfügen und Altringern, als ſeinen Verwandten, zur Herreiſe zu bewegen. Wallenſtein nahm dieſen Beweis ſeines Eifers mit ſo großem Wohlgefallen auf, daß er ihm ſeine eigene Equipage zur Reiſe hergab. Froh über die gelungene Liſt, verließ Gallas ungeſäumt Pilſen und überließ es dem Grafen Piccolomini, Wallenſteins Schritte zu bewachen; er ſelbſt aber zögerte nicht, von dem kaiſerlichen Patente, wo es nur irgend anging, Gebrauch zu machen, und die Erklärung der Truppen fiel günſtiger aus, als er je hatte erwarten können. Anſtatt ſeinen Freund nach Pilſen mit zurückzubringen, ſchickte er ihn vielmehr nach Wien, um den Kaiſer gegen einen gedrohten Angriff zu ſchützen, und er ſelbſt ging nach Oberöſterreich, wo man von der Nähe des Herzogs Bernhard von Weimar die größte Gefahr beſorgte. In Böhmen wurden die Städte Budweiß und Tabor aufs Neue für den

Kaiſer beſetzt und alle Anſtalten getroffen, den Unternehmungen des Verräthers ſchnell und mit Nachdruck zu begegnen. Da auch Gallas an keine Rückkehr zu denken ſchien, ſo wagte es Piccolomini, die Leichtgläubigkeit des Herzogs noch Einmal auf die Probe zu ſtellen. Er bat ſich von ihm die Erlaubniß aus, den Gallas zurückzuholen, und Wallenſtein ließ ſich zum zweitenmal überliſten. Dieſe unbegreifliche Blindheit wird uns nur als eine Tochter ſeines Stolzes erklärbar, der ſein Urtheil über eine Perſon nie zurücknahm, und die Möglichkeit zu irren auch ſich ſelbſt nicht geſtehen wollte. Auch den Grafen Piccolomini ließ er in ſeinem eigenen Wagen nach Linz bringen, wo dieſer ſogleich dem Beiſpiel des Gallas folgte, und noch einen Schritt weiter ging. Er hatte Wallenſtein verſprochen, zurückzukehren; dieſes that er, aber an der Spitze einer Armee, um den Herzog in Pilſen zu überfallen. Ein anderes Heer eilte unter dem General von Suys nach Prag, um dieſe Hauptſtadt in kaiſerliche Pflichten zu nehmen und gegen einen Angriff der Rebellen zu vertheidigen. Zugleich kündigt ſich Gallas allen zerſtreuten Armeen Oeſterreichs als den einzigen Chef an, von dem man nunmehr Befehle anzunehmen habe. In allen kaiſerlichen Lagern werden Placate ausgeſtreut, die den Herzog nebſt vier ſeiner Vertrauten für vogelfrei erklären und die Armeen ihrer Pflichten gegen den Verräther entbinden.

Das zu Linz gegebene Beiſpiel findet allgemeine Nachahmung; man verflucht das Andenken des Verräthers, alle Armeen fallen von ihm ab. Endlich, nachdem auch Piccolomini ſich nicht wieder ſehen läßt, fällt die Decke von Wallenſteins Augen, und

ſchrecklich erwacht er aus ſeinem Traume. Doch auch jetzt glaubt er noch an die Wahrhaftigkeit der Sterne und an die Treue der Armee. Gleich auf die Nachricht von Piccolomini's Abfall läßt er den Befehl bekannt machen, daß man ins künftige keiner Ordre zu gehorchen habe, die nicht unmittelbar von ihm ſelbſt oder von Terzky und Illo herrühre. Er rüſtet ſich in aller Eile, um nach Prag aufzubrechen, wo er Willens iſt, endlich ſeine Maske abzuwerfen und ſich öffentlich gegen den Kaiſer zu erklären. Vor Prag ſollten alle Truppen ſich verſammeln, und von da aus mit Blitzesſchnelligkeit über Oeſterreich herſtürzen. Herzog Bernhard, der in die Verſchwörung gezogen worden, ſollte die Operationen des Herzogs mit ſchwediſchen Truppen unterſtützen und eine Diverſion an der Donau machen. Schon eilte Terzky nach Prag voraus, und nur Mangel an Pferden hinderte den Herzog, mit dem Reſt der treugebliebenen Regimenter nachzufolgen. Aber indem er mit der geſpannteſten Erwartung den Nachrichten von Prag entgegenſieht, erfährt er den Verluſt dieſer Stadt, erfährt er den Abfall ſeiner Generale, die Deſertion ſeiner Truppen, die Enthüllung ſeines ganzen Complots, den eilfertigen Anmarſch des Piccolomini, der ihm den Untergang geſchworen. Schnell und ſchrecklich ſtürzen alle ſeine Entwürfe zuſammen, täuſchen ihn alle ſeine Hoffnungen. Einſam ſteht er da, verlaſſen von Allen, denen er Gutes that, verrathen von Allen, auf die er baute. Aber ſolche Lagen ſind es, die den großen Charakter erproben. In allen ſeinen Erwartungen hintergangen, entſagt er keinem einzigen ſeiner Entwürfe: nichts gibt

er verloren, weil er ſich ſelbſt noch übrig bleibt. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er des ſo oft verlangten Beiſtandes der Schweden und der Sachſen bedurfte, und wo aller Zweifel in die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnungen verſchwand. Und jetzt nachdem Oxenſtierna und Arnheim ſeinen ernſtlichen Vorſatz und ſeine Noth erkannten, bedachten ſie ſich auch nicht länger, die günſtige Gelegenheit zu benutzen und ihm ihren Schutz zuzuſagen. Von ſächſiſcher Seite ſollte ihm Herzog Franz Albert von Sachſen-Lauenburg viertauſend, von ſchwediſcher Herzog Bernhard und Pfalzgraf Chriſtian von Birkenfeld ſechstauſend Mann geprüfter Truppen zuführen. Wallenſtein verließ Pilſen mit dem Terzky'ſchen Regiment und den Wenigen, die ihm treu geblieben waren, oder ſich doch ſtellten, es zu ſeyn, und eilte nach Eger an die Gränze des Königreichs, um der Oberpfalz näher zu ſeyn und die Vereinigung mit Herzog Bernhard zu erleichtern. Noch war ihm das Urtheil nicht bekannt, das ihn als einen öffentlichen Feind und Verräther erklärte; erſt zu Eger ſollte ihn dieſer Donnerſtrahl treffen. Noch rechnete er auf eine Armee, die General Schafgotſch in Schleſien für ihn bereit hielt, und ſchmeichelte ſich noch immer mit der Hoffnung, daß Viele, ſelbſt von denen, die längſt von ihm abgefallen waren, beim erſten Schimmer ſeines wieder auflebenden Glückes zu ihm umkehren würden. Selbſt auf der Flucht nach Eger — ſo wenig hatte die niederſchlagende Erfahrung ſeinen verwegenen Muth gebändigt — beſchäftigte ihn noch der ungeheuere Entwurf, den Kaiſer zu entthronen. Unter dieſen Umſtänden geſchah es, daß

einer aus ſeinem Gefolge ſich die Erlaubniß ausbat, ihm einen Rath zu ertheilen. „Beim Kaiſer," fing er an, „ſind Eure fürſtliche Gnaden ein gewiſſer, ein großer und hoch äſtimirter Herr; beim Feinde ſind Sie noch ein ungewiſſer König. Es iſt aber nicht weiſe gehandelt, das Gewiſſe zu wagen für das Ungewiſſe. Der Feind wird ſich Eurer Gnaden Perſon bedienen, weil die Gelegenheit günſtig iſt; Ihre Perſon aber wird ihm immer verdächtig ſeyn, und ſtets wird er fürchten, daß Sie auch ihm einmal thun möchten, wie jetzt dem Kaiſer. Deßwegen kehren Sie um, dieweil es noch Zeit iſt." — „Und wie iſt da noch zu helfen?" fiel der Herzog ihm ins Wort. — „Sie haben," erwiederte jener, „vierzigtauſend Armirte (Ducaten mit geharniſchten Männern) in der Truhen. Die nehmen Sie in die Hand und reiſen geraden Wegs damit an den kaiſerlichen Hof. Dort erklären Sie, daß Sie alle bisherigen Schritte bloß gethan, die Treue der kaiſerlichen Diener auf die Probe zu ſtellen und die Redlichgeſinnten von den Verdächtigen zu unterſcheiden. Und da nun die Meiſten ſich zum Abfall geneigt bewieſen, ſo ſeyen Sie jetzt gekommen, Seine kaiſerliche Majeſtät vor dieſen gefährlichen Menſchen zu warnen. So werden Sie Jeden zum Verräther machen, der Sie jetzt zum Schelm machen will. Am kaiſerlichen Hof wird man Sie mit den vierzigtauſend Armirten gewiß willkommen heißen, und Sie werden wieder der erſte Friedländer werden." — „Der Vorſchlag iſt gut," antwortete Wallenſtein nach einigem Nachdenken, „aber der Teufel traue!"

Indem der Herzog, von Eger aus, die Unterhand-

lungen mit dem Feinde lebhaft betrieb, die Sterne befragte und frischen Hoffnungen Raum gab, wurde beinahe unter seinen Augen der Dolch geschliffen, der seinem Leben ein Ende machte. Der kaiserliche Urtheilsspruch, der ihn für vogelfrei erklärte, hatte seine Wirkung nicht verfehlt, und die rächende Nemesis wollte, daß der Undankbare unter den Streichen des Undanks erliegen sollte. Unter seinen Officieren hatte Wallenstein einen Irländer, Namens Leßlie, mit vorzüglicher Gunst beehrt und das ganze Glück dieses Mannes gegründet. Eben dieser war es, der sich bestimmt und berufen fühlte, das Todesurtheil an ihm zu vollstrecken und den blutigen Lohn zu verdienen. Nicht sobald war dieser Leßlie im Gefolge des Herzogs zu Eger angelangt, als er dem Commandanten dieser Stadt, Obersten Buttler, und dem Oberstlieutenant Gordon, zweien protestantischen Schottländern, alle schlimmen Anschläge des Herzogs entdeckte, welche ihm dieser Unbesonnene auf der Herreise vertraut hatte. Leßlie fand hier zwei Männer, die eines Entschlusses fähig waren. Man hatte die Wahl zwischen Verrätherei und Pflicht, zwischen dem rechtmäßigen Herrn und einem flüchtigen, allgemein verlassenen Rebellen; wiewohl der letztere der gemeinschaftliche Wohlthäter war, so konnte die Wahl doch keinen Augenblick zweifelhaft bleiben. Man verbindet sich fest und feierlich zur Treue gegen den Kaiser, und diese fordert die schnellsten Maßregeln gegen den öffentlichen Feind. Die Gelegenheit ist günstig, und sein böser Genius hat ihn von selbst in die Hände der Rache geliefert. Um jedoch der Gerechtigkeit nicht in ihr Amt zu greifen,

beſchließt man, ihr das Opfer lebendig zuzuführen, und man ſcheidet von einander mit dem gewagten Entſchluß, den Feldherrn gefangen zu nehmen. Tiefes Geheimniß umhüllt dieſes ſchwarze Complot, und Wallenſtein, ohne Ahnung des ihm ſo nahe ſchwebenden Verderbens, ſchmeichelt ſich vielmehr, in der Beſatzung von Eger ſeine tapferſten und treueſten Verfechter zu finden.

Um eben dieſe Zeit werden ihm die kaiſerlichen Patente überbracht, die ſein Urtheil enthalten und in allen Lagern gegen ihn bekannt gemacht ſind. Er erkennt jetzt die Größe der Gefahr, die ihn umlagert, die gänzliche Unmöglichkeit der Rückkehr, ſeine fürchterliche verlaſſene Lage, die Nothwendigkeit, ſich auf Treu und Glauben dem Feinde zu überliefern. Gegen Leßlie ergießt ſich der ganze Unmuth ſeiner verwundeten Seele, und die Heftigkeit des Affects entreißt ihm das letzte noch übrige Geheimniß. Er entdeckt dieſem Officier ſeinen Entſchluß, Eger und Elnbogen, als die Päſſe des Königreichs, dem Pfalzgrafen von Birkenfeld einzuräumen, und unterrichtet ihn zugleich von der nahen Ankunft des Herzogs Bernhard in Eger, wovon er noch in eben dieſer Nacht durch einen Eilboten benachrichtigt worden. Dieſe Entdeckung, welche Leßlie ſeinen Mitverſchwornen aufs Schleunigſte mittheilt, ändert ihren erſten Entſchluß. Die dringende Gefahr erlaubt keine Schonung mehr. Eger konnte jeden Augenblick in feindliche Hände fallen und eine ſchnelle Revolution ihren Gefangenen in Freiheit ſetzen. Dieſem Unglück zuvorzukommen, beſchließen ſie, ihn ſammt ſeinen Vertrauten in der folgenden Nacht zu ermorden.

Damit dies mit um so weniger Geräusch geschehen möchte, sollte die That bei einem Gastmahle vollzogen werden, welches der Oberst Buttler auf dem Schlosse zu Eger veranstaltete. Die Andern alle erschienen; nur Wallenstein, der viel zu bewegt war, um in fröhliche Gesellschaft zu taugen, ließ sich entschuldigen. Man mußte also, in Ansehung seiner, den Plan abändern; gegen die Andern aber beschloß man der Abrede gemäß zu verfahren. In sorgloser Sicherheit erschienen die drei Obersten Illo, Terzky und Wilhelm Kinsky, und mit ihnen Rittmeister Neumann, ein Officier voll Fähigkeit, dessen sich Terzky bei jedem verwickelten Geschäfte, welches Kopf erforderte, zu bedienen pflegte. Man hatte vor ihrer Ankunft die zuverlässigsten Soldaten aus der Besatzung, welche mit in das Complot gezogen war, in das Schloß eingenommen, alle Ausgänge aus demselben wohl besetzt und in einer Kammer neben dem Speisesaal sechs Buttlerische Dragoner verborgen, die auf ein verabredetes Signal hervorbrechen und die Verräther niederstoßen sollten. Ohne Ahnung der Gefahr, die über ihrem Haupte schwebte, überließen sich die sorglosen Gäste den Vergnügungen der Mahlzeit, und Wallensteins, nicht mehr des kaiserlichen Dieners, sondern des souveränen Fürsten, Gesundheit wurde aus vollen Bechern getrunken. Der Wein öffnete ihnen die Herzen, und Illo entdeckte mit vielem Uebermuth, daß in drei Tagen eine Armee dastehen werde, dergleichen Wallenstein niemals angeführt habe. — „Ja," fiel Neumann ein, „und dann hoffe er, seine Hände in der Oesterreicher Blut zu waschen." Unter diesen Reden

wird das Deſſert aufgetragen, und nun gibt Leßlie das verabredete Zeichen, die Aufzugbrücke zu ſperren, und nimmt ſelbſt alle Thorſchlüſſel zu ſich. Auf Einmal füllt ſich der Speiſeſaal mit Bewaffneten an, die ſich mit dem unerwarteten Gruße: Vivat Ferdinandus! hinter die Stühle der bezeichneten Gäſte pflanzen. Beſtürzt und mit einer üblen Ahnung ſpringen alle vier zugleich von der Tafel auf. Kinsky und Terzky werden ſogleich erſtochen, ehe ſie ſich zur Wehr ſetzen können; Neumann allein findet Gelegenheit, während der Verwirrung in den Hof zu entwiſchen, wo er aber von den Wachen erkannt und ſogleich niedergemacht wird. Nur Illo hatte Gegenwart des Geiſtes genug, ſich zu vertheidigen. Er ſtellte ſich an ein Fenſter, von wo er dem Gordon ſeine Verrätherei unter den bitterſten Schmähungen vorwarf und ihn aufforderte, ſich ehrlich und ritterlich mit ihm zu ſchlagen. Erſt nach der tapferſten Gegenwehr, nachdem er zwei ſeiner Feinde todt dahin geſtreckt, ſank er, überwältigt von der Zahl und von zehn Stichen durchbohrt, zu Boden. Gleich nach vollbrachter That eilte Leßlie nach der Stadt, um einem Auflauf zuvorzukommen. Als die Schildwachen am Schloßthor ihn außer Athem daher rennen ſahen, feuerten ſie, in dem Wahne, daß er mit zu den Rebellen gehöre, ihre Flinten auf ihn ab, doch ohne ihn zu treffen. Aber dieſe Schüſſe brachten die Wachen in der Stadt in Bewegung, und Leßlie's ſchnelle Gegenwart war nöthig, ſie zu beruhigen. Er entdeckte ihnen nunmehr umſtändlich den ganzen Zuſammenhang der Friedländiſchen Verſchwörung, und die Maßregeln, die dagegen bereits getroffen worden, das Schickſal der vier

Rebellen, ſo wie dasjenige, welches den Anführer ſelbſt erwartete. Als er ſie bereitwillig fand, ſeinem Vorhaben beizutreten, nahm er ihnen aufs neue einen Eid ab, dem Kaiſer getreu zu ſeyn und für die gute Sache zu leben und zu ſterben. Nun wurden hundert Buttleriſche Dragoner von der Burg aus in die Stadt eingelaſſen, die alle Straßen durchreiten mußten, um die Anhänger des Herzogs im Zaum zu halten und jedem Tumult vorzubeugen. Zugleich beſetzte man alle Thore der Stadt Eger und jeden Zugang zum Friedländiſchen Schloſſe, das an den Markt ſtieß, mit einer zahlreichen und zuverläſſigen Mannſchaft, daß der Herzog weder entkommen, noch Hülfe von außen erhalten konnte.

Bevor man aber zur Ausführung ſchritt, wurde von den Verſchwornen auf der Burg noch eine lange Berathſchlagung gehalten, ob man ihn wirklich ermorden oder ſich nicht lieber begnügen ſollte, ihn gefangen zu nehmen. Beſpritzt mit Blut und gleichſam auf den Leichen ſeiner erſchlagenen Genoſſen, ſchauderten dieſe wilden Seelen zurück vor der Gräuelthat, ein ſo merkwürdiges Leben zu enden. Sie ſahen ihn, den Führer in der Schlacht, in ſeinen glücklichen Tagen, umgeben von ſeiner ſiegenden Armee, im vollen Glanz ſeiner Herrſchergröße; und noch einmal ergriff die langgewohnte Furcht ihre zagenden Herzen. Doch bald erſtickt die Vorſtellung der dringenden Gefahr dieſe flüchtige Regung. Man erinnert ſich der Drohungen, welche Neumann und Illo bei der Tafel ausgeſtoßen, man ſieht die Sachſen und Schweden ſchon in der Nähe von Eger mit einer furchtbaren Armee, und

keine Rettung als in dem ſchleunigen Untergange des Verräthers. Es bleibt alſo bei dem erſten Entſchluß, und der ſchon bereit gehaltene Mörder, Hauptmann Deveroux, ein Irländer, erhält den blutigen Befehl.

Während daß jene drei auf der Burg von Eger ſein Schickſal beſtimmten, beſchäftigte ſich Wallenſtein in einer Unterredung mit Seni, es in den Sternen zu leſen. „Die Gefahr iſt noch nicht vorüber," ſagte der Aſtrolog mit prophetiſchem Geiſte. „Sie iſt es," ſagte der Herzog, der an dem Himmel ſelbſt ſeinen Willen wollte durchgeſetzt haben. „Aber daß du mit nächſtem wirſt in den Kerker geworfen werden," fuhr er mit gleich prophetiſchem Geiſte fort, „das, Freund Seni, ſteht in den Sternen geſchrieben." Der Aſtrolog hatte ſich beurlaubt, und Wallenſtein war zu Bette, als Hauptmann Deveroux mit ſechs Hellebardieren vor ſeiner Wohnung erſchien, und von der Wache, der es nichts Außerordentliches war, ihn zu einer ungewöhnlichen Zeit bei dem General aus- und eingehen zu ſehen, ohne Schwierigkeit eingelaſſen wurde. Ein Page, der ihm auf der Treppe begegnet und Lärm machen will, wird mit einer Pike durchſtochen. In dem Vorzimmer ſtoßen die Mörder auf einen Kammerdiener, der aus dem Schlafgemach ſeines Herrn tritt und den Schlüſſel zu demſelben ſo eben abgezogen hat. Den Finger auf den Mund legend, bedeutet ſie der erſchrockene Sklav, keinen Lärm zu machen, weil der Herzog eben eingeſchlafen ſey. „Freund," ruft Deveroux ihn an, „jetzt iſt es Zeit zu lärmen!" Unter dieſen Worten rennt er gegen die verſchloſſene Thür,

die auch von innen verriegelt iſt, und ſprengt ſie mit einem Fußtritte.

Wallenſtein war durch den Knall, den eine losgehende Flinte erregte, aus dem erſten Schlaf aufgepocht worden und ans Fenſter geſprungen, um der Wache zu rufen. In dieſem Augenblick hörte er aus den Fenſtern des anſtoßenden Gebäudes das Heulen und Wehklagen der Gräfinnen Terzky und Kinsky, die ſo eben von dem gewaltſamen Tod ihrer Männer benachrichtigt worden. Ehe er Zeit hatte, dieſem ſchrecklichen Vorfalle nachzudenken, ſtand Deveroux mit ſeinen Mordgehülfen im Zimmer. Er war noch in bloßem Hemde, wie er aus dem Bette geſprungen war, zunächſt an dem Fenſter an einen Tiſch gelehnt. „Biſt du der Schelm," ſchreit Deveroux ihn an, „der des Kaiſers Volk zu dem Feind überführen und Seiner Majeſtät die Krone vom Haupte herunter reißen will? Jetzt mußt du ſterben." Er hält einige Augenblicke inne, als ob er eine Antwort erwartete; aber Ueberraſchung und Trotz verſchließen Wallenſteins Mund. Die Arme weit auseinander breitend, empfängt er vorn in der Bruſt den tödtlichen Stoß der Partiſane, und fällt dahin in ſeinem Blut, ohne einen Laut auszuſtoßen.

Den Tag darauf langt ein Expreſſer von dem Herzog von Lauenburg an, der die nahe Ankunft dieſes Prinzen berichtet. Man verſichert ſich ſeiner Perſon, und ein anderer Lakai wird in Friedländiſcher Livree an den Herzog abgeſchickt, ihn nach Eger zu locken. Die Liſt gelingt, und Franz Albert überliefert ſich ſelbſt den Händen der Feinde. Wenig fehlte, daß Herzog Bern-

hard von Weimar, der schon auf der Reise nach Eger begriffen war, nicht ein ähnliches Schicksal erfahren hätte. Zum Glück erhielt er von Wallensteins Untergang noch früh genug Nachricht, um sich durch einen zeitigen Rückzug der Gefahr zu entreißen. Ferdinand weihte dem Schicksale seines Generals eine Thräne und ließ für die Ermordeten zu Wien dreitausend Seelenmessen lesen; zugleich aber vergaß er nicht, die Mörder mit goldenen Gnadenketten, Kammerherrnschlüsseln, Dignitäten und Rittergütern zu belohnen.

So endigte Wallenstein, in einem Alter von fünfzig Jahren, sein thatenreiches und außerordentliches Leben; durch Ehrgeiz emporgehoben, durch Ehrsucht gestürzt, bei allen seinen Mängeln noch groß und bewundernswerth, unübertrefflich, wenn er Maß gehalten hätte. Die Tugenden des Herrschers und Helden, Klugheit, Gerechtigkeit, Festigkeit und Muth, ragen in seinem Charakter kolossalisch hervor; aber ihm fehlten die sanfteren Tugenden des Menschen, die den Helden zieren und dem Herrscher Liebe erwerben. Furcht war der Talisman, durch den er wirkte; ausschweifend im Strafen wie im Belohnen, wußte er den Eifer seiner Untergebenen in immerwährender Spannung zu erhalten, und gehorcht zu seyn wie er, konnte kein Feldherr in mittlern und neuern Zeiten sich rühmen. Mehr als Tapferkeit galt ihm die Unterwürfigkeit gegen seine Befehle, weil durch jene nur der Soldat, durch diese der Feldherr handelt. Er übte die Folgsamkeit der Truppen durch eigensinnige Verordnungen, und belohnte die Willigkeit, ihm zu gehorchen, auch in

Kleinigkeiten, mit Verſchwendung, weil er den Gehorſam höher als den Gegenſtand ſchätzte. Einsmals ließ er bei Lebensſtrafe verbieten, daß in der ganzen Armee keine andere als rothe Feldbinden getragen werden ſollten. Ein Rittmeiſter hatte dieſen Befehl kaum vernommen, als er ſeine mit Gold durchwirkte Feldbinde abnahm und mit Füßen trat. Wallenſtein, dem man es hinterbrachte, machte ihn auf der Stelle zum Oberſten. Stets war ſein Blick auf das Ganze gerichtet, und bei allem Scheine der Willkür verlor er doch nie den Grundſatz der Zweckmäßigkeit aus den Augen. Die Räubereien der Soldaten in Freundes Land hatten geſchärfte Verordnungen gegen die Marauders veranlaßt, und der Strang war jedem gedroht, den man auf einem Diebſtahl betreten würde. Da geſchah es, daß Wallenſtein ſelbſt einem Soldaten auf dem Felde begegnete, den er ununterſucht als einen Uebertreter des Geſetzes ergreifen ließ und mit dem gewöhnlichen Donnerwort, gegen welches keine Einwendung ſtattfand: „Laßt die Beſtie hängen!“ zum Galgen verdammte. Der Soldat betheuert und beweist ſeine Unſchuld — aber die unwiderrufliche Sentenz iſt heraus. „So hänge man dich unſchuldig,“ ſagte der Unmenſchliche; „deſto gewiſſer wird der Schuldige zittern.“ Schon macht man die Anſtalten, dieſen Befehl zu vollziehen, als der Soldat, der ſich ohne Rettung verloren ſieht, den verzweifelten Entſchluß faßt, nicht ohne Rache zu ſterben. Wüthend fällt er ſeinen Richter an, wird aber, ehe er ſeinen Vorſatz ausführen kann, von der überlegenen Anzahl entwaffnet. „Jetzt laßt ihn laufen,“ ſagte der Herzog, „es

wird Schrecken genug erregen." — Seine Freigebigkeit wurde durch unermeßliche Einkünfte unterſtützt, welche jährlich auf drei Millionen geſchätzt wurden, die ungeheuren Summen nicht gerechnet, die er unter dem Namen von Brandſchatzungen zu erpreſſen wußte. Sein freier Sinn und heller Verſtand erhob ihn über die Religionsvorurtheile ſeines Jahrhunderts, und die Jeſuiten vergaben es ihm nie, daß er ihr Syſtem durchſchaute und in dem Papſte nichts als einen römiſchen Biſchof ſah.

Aber wie ſchon ſeit Samuels des Propheten Tagen Keiner, der ſich mit der Kirche entzweite, ein glückliches Ende nahm, ſo vermehrte auch Wallenſtein die Zahl ihrer Opfer. Durch Mönchsintriguen verlor er zu Regensburg den Commandoſtab und zu Eger das Leben; durch mönchiſche Künſte verlor er vielleicht, was mehr war als Beides, ſeinen ehrlichen Namen und ſeinen guten Ruf vor der Nachwelt. Denn endlich muß man zur Steuer der Gerechtigkeit geſtehen, daß es nicht ganz treue Federn ſind, die uns die Geſchichte dieſes außerordentlichen Mannes überliefert haben; daß die Verrätherei des Herzogs und ſein Entwurf auf die böhmiſche Krone ſich auf keine ſtreng bewieſene Thatſache, bloß auf wahrſcheinliche Vermuthungen gründen. Noch hat ſich das Document nicht gefunden, das uns die geheimen Triebfedern ſeines Handelns mit hiſtoriſcher Zuverläſſigkeit aufdeckte, und unter ſeinen öffentlichen, allgemein beglaubigten Thaten iſt keine, die nicht endlich aus einer unſchuldigen Quelle könnte gefloſſen ſeyn. Viele ſeiner getadeltſten Schritte beweiſen bloß ſeine ernſtliche Neigung zum

Frieden; die meiſten andern erklärt und entſchuldigt das gerechte Mißtrauen gegen den Kaiſer und das verzeihliche Beſtreben, ſeine Wichtigkeit zu behaupten. Zwar zeugt ſein Betragen gegen den Kurfürſten von Bayern von einer unedeln Rachſucht und einem unverſöhnlichen Geiſte; aber keine ſeiner Thaten berechtigt uns, ihn der Verrätherei für überwieſen zu halten. Wenn endlich Noth und Verzweiflung ihn antreiben, das Urtheil wirklich zu verdienen, das gegen den Unſchuldigen gefällt war, ſo kann dieſes dem Urtheil ſelbſt nicht zur Rechtfertigung gereichen. So fiel Wallenſtein, nicht weil er Rebell war, ſondern er rebellirte, weil er fiel. Ein Unglück für den Lebenden, daß er eine ſiegende Partei ſich zum Feind gemacht hatte — ein Unglück für den Todten, daß ihn dieſer Feind überlebte und ſeine Geſchichte ſchrieb.

Fünftes Buch.

Wallensteins Tod machte einen neuen Generalissimus nothwendig, und der Kaiser gab nun endlich dem Zureden der Spanier nach, seinen Sohn Ferdinand, König von Ungarn, zu dieser Würde zu erheben. Unter ihm führte der Graf von Gallas das Commando, der die Function des Feldherrn ausübt, während daß der Prinz diesen Posten eigentlich nur mit seinem Namen und Ansehen schmückt. Bald sammelt sich eine beträchtliche Macht unter Ferdinands Fahnen, der Herzog von Lothringen führt ihm in Person Hülfsvölker zu, und aus Italien erscheint der Cardinal-Infant mit zehntausend Mann, seine Armee zu verstärken. Um den Feind von der Donau zu vertreiben, unternimmt der neue Feldherr, was man von seinem Vorgänger nicht hatte erhalten können, die Belagerung der Stadt Regensburg. Umsonst dringt Herzog Bernhard von Weimar in das Innerste von Bayern, um den Feind von dieser Stadt wegzulocken: Ferdinand betreibt die Belagerung mit standhaftem Ernst, und die Reichsstadt öffnet ihm, nach der hartnäckigsten Gegenwehr, die Thore. Donauwörth

betrifft bald darauf ein ähnliches Schickſal, und nun wird Nördlingen in Schwaben belagert. Der Verluſt ſo vieler Reichsſtädte mußte der ſchwediſchen Partei um ſo empfindlicher fallen, da die Freundſchaft dieſer Städte für das Glück ihrer Waffen bis jetzt ſo entſcheidend war, alſo Gleichgültigkeit gegen das Schickſal derſelben um ſo weniger verantwortet werden konnte. Es gereichte ihnen zur unauslöſchlichen Schande, ihre Bundesgenoſſen in der Noth zu verlaſſen und der Rachſucht eines unverſöhnlichen Siegers preiszugeben. Durch dieſe Gründe bewogen, ſetzt ſich die ſchwediſche Armee, unter der Anführung Horns und Bernhards von Weimar, nach Nördlingen in Bewegung, entſchloſſen, auch wenn es eine Schlacht koſten ſollte, dieſe Stadt zu entſetzen.

Das Unternehmen war mißlich, da die Macht des Feindes der ſchwediſchen merklich überlegen war, und die Klugheit rieth um ſo mehr an, unter dieſen Umſtänden nicht zu ſchlagen, da die feindliche Macht ſich in kurzer Zeit trennen mußte und die Beſtimmung der italieniſchen Truppen ſie nach den Niederlanden rief. Man konnte indeſſen eine ſolche Stellung erwählen, daß Nördlingen gedeckt und dem Feinde die Zufuhr genommen wurde. Alle dieſe Gründe machte Guſtav Horn in dem ſchwediſchen Kriegsrathe geltend; aber ſeine Vorſtellungen fanden keinen Eingang bei Gemüthern, die, von einem langen Kriegsglücke trunken, in den Rathſchlägen der Klugheit nur die Stimme der Furcht zu vernehmen glaubten. Von dem höhern Anſehen Herzog Bernhards überſtimmt, mußte ſich Guſtav Horn wider Willen zu einer Schlacht ent-

ſchließen, deren unglücklichen Ausgang ihm eine ſchwarze Ahnung vorher ſchon verkündigte.

Das ganze Schickſal des Treffens ſchien von Beſetzung einer Anhöhe abzuhängen, die das kaiſerliche Lager beherrſchte. Der Verſuch, dieſelbe noch in der Nacht zu erſteigen, war mißlungen, weil der mühſame Transport des Geſchützes durch Hohlwege und Gehölze den Marſch der Truppen verzögerte. Als man gegen die Mitternachtsſtunde davor erſchien, hatte der Feind die Anhöhe ſchon beſetzt und durch ſtarke Schanzen vertheidigt. Man erwartete alſo den Anbruch des Tags, um ſie im Sturme zu erſteigen. Die ungeſtüme Tapferkeit der Schweden machte ſich durch alle Hinderniſſe Bahn, die mondförmigen Schanzen werden von jeder der dazu commandirten Brigaden glücklich erſtiegen; aber da beide zu gleicher Zeit von entgegengeſetzten Seiten in die Verſchanzungen dringen, ſo treffen ſie gegen einander und verwirren ſich. In dieſem unglücklichen Augenblick geſchieht es, daß ein Pulverfaß in die Luft fliegt und unter den ſchwediſchen Völkern die größte Unordnung anrichtet. Die kaiſerliche Reiterei bricht in die zerriſſenen Glieder und die Flucht wird allgemein. Kein Zureden ihres Generals kann die Fliehenden bewegen, den Angriff zu erneuern.

Er entſchließt ſich alſo, um dieſen wichtigen Poſten zu behaupten, friſche Völker dagegen anzuführen; aber indeſſen haben einige ſpaniſche Regimenter ihn beſetzt, und jeder Verſuch, ihn zu erobern, wird durch die heldenmüthige Tapferkeit dieſer Truppen vereitelt. Ein von Bernhard herbeigeſchicktes Regiment ſetzt ſiebenmal an, und ſiebenmal wird es zurückgetrieben. Bald

empfindet man den Nachtheil, ſich dieſes Poſtens nicht bemächtigt zu haben. Das Feuer des feindlichen Geſchützes von der Anhöhe richtet auf dem angränzenden Flügel der Schweden eine fürchterliche Niederlage an, daß Guſtav Horn, der ihn anführt, ſich zum Rückzug entſchließen muß. Anſtatt dieſen Rückzug ſeines Gehülfen decken und den nachſetzenden Feind aufhalten zu können, wird Herzog Bernhard ſelbſt von der überlegenen Macht des Feindes in die Ebene herabgetrieben, wo ſeine flüchtige Reiterei die Horniſchen Völker mit in Verwirrung bringt und Niederlage und Flucht allgemein macht. Beinahe die ganze Infanterie wird gefangen oder niedergehauen; mehr als zwölftauſend Mann bleiben todt auf dem Wahlplatze; achtzig Kanonen, gegen viertauſend Wagen und dreihundert Standarten und Fahnen fallen in kaiſerliche Hände. Guſtav Horn ſelbſt geräth nebſt drei andern Generalen in die Gefangenſchaft. Herzog Bernhard rettet mit Mühe einige ſchwache Trümmer der Armee, die ſich erſt zu Frankfurt wieder unter ſeine Fahnen verſammeln.

Die Nördlinger Niederlage koſtete dem Reichskanzler die zweite ſchlafloſe Nacht in Deutſchland. Unüberſehbar groß war der Verluſt, den ſie nach ſich zog. Die Ueberlegenheit im Felde war nun auf Einmal für die Schweden verloren, und mit ihr das Vertrauen aller Bundesgenoſſen, die man ohnehin nur dem bisherigen Kriegsglücke verdankte. Eine gefährliche Trennung drohte dem ganzen proteſtantiſchen Bunde den Untergang. Furcht und Schrecken ergriffen die ganze Partei, und die katholiſche erhob ſich mit übermüthigem

Triumph aus ihrem tiefen Verfalle. Schwaben und die nächſten Kreiſe empfanden die erſten Folgen der Nördlinger Niederlage, und Württemberg beſonders wurde von der ſiegenden Armee überſchwemmt. Alle Mitglieder des Heilbronniſchen Bundes zitterten vor der Rache des Kaiſers; was fliehen konnte, rettete ſich nach Straßburg, und die hülfloſen Reichsſtädte erwarteten mit Bangigkeit ihr Schickſal. Etwas mehr Mäßigung gegen die Beſiegten würde alle dieſe ſchwächern Stände unter die Herrſchaft des Kaiſers zurückgeführt haben. Aber die Härte, die man auch gegen diejenigen bewies, welche ſich freiwillig unterwarfen, brachte die übrigen zur Verzweiflung und ermunterte ſie zu dem thätigſten Widerſtande.

Alles ſuchte in dieſer Verlegenheit Rath und Hülfe bei Oxenſtierna. Oxenſtierna ſuchte ſie bei den deutſchen Ständen. Es fehlte an Armeen; es fehlte an Geld neue aufzurichten, und den alten die ungeſtüm geforderten Rückſtände zu bezahlen. Oxenſtierna wendet ſich an den Kurfürſten von Sachſen, der die ſchwediſche Sache verläßt, um mit dem Kaiſer zu Pirna über den Frieden zu tractiren. Er ſpricht die niederſächſiſchen Stände um Beiſtand an; dieſe, ſchon längſt der ſchwediſchen Geldforderungen und Anſprüche müde, ſorgen jetzt bloß für ſich ſelbſt, und Herzog Georg von Lüneburg, anſtatt dem obern Deutſchland zu Hülfe zu eilen, belagert Minden, um es für ſich ſelbſt zu behalten. Von ſeinen deutſchen Alliirten hülflos gelaſſen, bemüht ſich der Kanzler um den Beiſtand auswärtiger Mächte. England, Holland, Venedig werden um Geld, um Truppen angeſprochen,

und von der äußersten Noth getrieben, entschließt er sich endlich zu dem lange vermiedenen sauern Schritt, sich Frankreich in die Arme zu werfen.

Endlich war der Zeitpunkt erschienen, welchem Richelieu längst mit ungeduldiger Sehnsucht entgegenblickte. Nur die völlige Unmöglichkeit, sich auf einem andern Wege zu retten, konnte die protestantischen Stände Deutschlands vermögen, die Ansprüche Frankreichs auf das Elsaß zu unterstützen. Dieser äußerste Nothfall war jetzt vorhanden; Frankreich war unentbehrlich, und es ließ sich den lebhaften Antheil, den es von jetzt an an dem deutschen Kriege nahm, mit einem theuern Preise bezahlen. Voll Glanz und Ehre betrat es jetzt den politischen Schauplatz. Schon hatte Oxenstierna, dem es wenig kostete, Deutschlands Rechte und Besitzungen zu verschenken, die Reichsfestung Philippsburg und die noch übrigen verlangten Plätze an Richelieu abgetreten; jetzt schickten die oberdeutschen Protestanten auch in ihrem Namen eine eigene Gesandtschaft ab, das Elsaß, die Festung Breisach (die erst erobert werden sollte) und alle Plätze am Oberrhein, die der Schlüssel zu Deutschland waren, unter französischen Schutz zu geben. Was der französische Schutz bedeute, hatte man an den Bisthümern Metz, Tull und Verdün gesehen, welche Frankreich schon seit Jahrhunderten selbst gegen ihre rechtmäßigen Eigenthümer beschützte. Das Trierische Gebiet hatte schon französische Besatzungen; Lothringen war so gut als erobert, da es jeden Augenblick mit einer Armee überschwemmt werden und seinem furchtbaren Nachbar durch eigene Kraft nicht widerstehen konnte. Jetzt war

die wahrscheinlichste Hoffnung für Frankreich vorhanden, auch das Elsaß zu seinen weitläufigen Besitzungen zu schlagen, und da man sich bald darauf mit den Holländern in die spanischen Niederlande theilte, den Rhein zu seiner natürlichen Gränze gegen Deutschland zu machen. So schimpflich wurden Deutschlands Rechte von deutschen Ständen an diese treulose, habsüchtige Macht verkauft, die unter der Larve einer uneigennützigen Freundschaft nur nach Vergrößerung strebte, und indem sie mit frecher Stirne die ehrenvolle Benennung einer Beschützerin annahm, bloß darauf bedacht war, ihr Netz auszuspannen und in der allgemeinen Verwirrung sich selbst zu versorgen.

Für diese wichtigen Cessionen machte Frankreich sich anheischig, den schwedischen Waffen durch Bekriegung der Spanier eine Diversion zu machen, und wenn es mit dem Kaiser selbst zu einem öffentlichen Bruch kommen sollte, diesseits des Rheins eine Armee von zwölftausend Mann zu unterhalten, die dann in Vereinigung mit den Schweden und Deutschen gegen Oesterreich agiren würde. Zu dem Kriege mit den Spaniern wurde von diesen selbst die erwünschte Veranlassung gegeben. Sie überfielen von den Niederlanden aus die Stadt Trier, hieben die französische Besatzung, die in derselben befindlich war, nieder, bemächtigten sich, gegen alle Rechte der Völker, der Person des Kurfürsten, der sich unter französischen Schutz begeben hatte, und führten ihn gefangen nach Flandern. Als der Cardinal-Infant, als Statthalter der spanischen Niederlande, dem König von Frankreich die geforderte Genugthuung abschlug und sich weigerte,

den gefangenen Fürsten in Freiheit zu setzen, kündigte ihm Richelieu, nach altem Brauche durch einen Wappenherold, zu Brüssel förmlich den Krieg an, der auch wirklich von drei verschiedenen Armeen, in Mailand, in dem Veltlin und in Flandern, eröffnet wurde. Weniger Ernst schien es dem französischen Minister mit dem Kriege gegen den Kaiser zu seyn, wobei weniger Vortheile zu ernten und größere Schwierigkeiten zu besiegen waren. Dennoch wurde unter der Anführung des Cardinals von la Valette eine vierte Armee über den Rhein nach Deutschland gesendet, die in Vereinigung mit Herzog Bernhard, ohne vorhergegangene Kriegserklärung, gegen den Kaiser zu Felde zog.

Ein weit empfindlicherer Schlag, als selbst die Nördlinger Niederlage, war für die Schweden die Aussöhnung des Kurfürsten von Sachsen mit dem Kaiser, welche nach wiederholten wechselseitigen Versuchen, sie zu hindern und zu befördern, endlich im Jahre 1634 zu Pirna erfolgte und im Mai des darauf folgenden Jahres zu Prag in einem förmlichen Frieden befestigt wurde. Nie hatte der Kurfürst von Sachsen die Anmaßungen der Schweden in Deutschland verschmerzen können, und seine Abneigung gegen diese ausländische Macht, die in dem deutschen Reiche Gesetze gab, war mit jeder neuen Forderung, welche Oxenstierna an die deutschen Reichsstände machte, gestiegen. Diese üble Stimmung gegen Schweden unterstützte aufs Kräftigste die Bemühungen des spanischen Hofs, einen Frieden zwischen Sachsen und dem Kaiser zu stiften. Ermüdet von den Unfällen eines so langen und verwüstenden Krieges, der die sächsischen Länder vor allen andern zu seinem

traurigen Schauplatze machte, gerührt von dem allgemeinen und schrecklichen Elende, das Freund und Feind ohne Unterschied über seine Unterthanen häuften, und durch die verführerischen Anträge des Hauses Oesterreich gewonnen, ließ endlich der Kurfürst die gemeine Sache im Stich, und weniger besorgt um das Loos seiner Mitstände und um deutsche Freiheit, dachte er nur darauf, seine eigenen Vortheile, wär's auch auf Unkosten des Ganzen, zu befördern.

Und wirklich war das Elend in Deutschland zu einem so ausschweifenden Grade gestiegen, daß das Gebet um Frieden von tausendmaltausend Zungen ertönte, und auch der nachtheiligste noch immer für eine Wohlthat des Himmels galt. Wüsten lagen da, wo sonst tausend frohe und fleißige Menschen wimmelten, wo die Natur ihren herrlichsten Segen ergossen und Wohlleben und Ueberfluß geherrscht hatte. Die Felder, von der fleißigen Hand des Pflügers verlassen, lagen ungebaut und verwildert, und wo eine junge Saat aufschoß oder eine lachende Ernte winkte, da zerstörte ein einziger Durchmarsch den Fleiß eines ganzen Jahres, die letzte Hoffnung des verschmachtenden Volks. Verbrannte Schlösser, verwüstete Felder, eingeäscherte Dörfer lagen meilenweit herum in grauenvoller Zerstörung, während daß ihre verarmten Bewohner hingingen, die Zahl jener Mordbrennerheere zu vermehren, und was sie selbst erlitten hatten, ihren verschonten Mitbürgern schrecklich zu erstatten. Kein Schutz gegen Unterdrückung, als selbst unterdrücken zu helfen. Die Städte seufzten unter der Geißel zügelloser und räuberischer Besatzungen, die das Eigenthum des Bürgers

verſchlangen und die Freiheiten des Krieges, die Licenz ihres Standes und die Vorrechte der Noth mit dem grauſamſten Muthwillen geltend machten. Wenn ſchon unter dem kurzen Durchzug einer Armee ganze Landſtrecken zur Einöde wurden, wenn andere durch Winterquartiere verarmten, oder durch Brandſchatzungen ausgeſogen wurden, ſo litten ſie doch nur vorübergehende Plagen, und der Fleiß eines Jahres konnte die Drangſale einiger Monate vergeſſen machen. Aber keine Erholung wurde denjenigen zu Theil, die eine Beſatzung in ihren Mauern oder in ihrer Nachbarſchaft hatten, und ihr unglückliches Schickſal konnte ſelbſt der Wechſel des Glücks nicht verbeſſern, da der Sieger an den Platz und in die Fußſtapfen des Beſiegten trat, und Freund und Feind gleich wenig Schonung bewieſen. Die Vernachläſſigung der Felder, die Zerſtörung der Saaten und die Vervielfältigung der Armeen, die über die ausgeſogenen Länder daherſtürmten, hatten Hunger und Theurung zur unausbleiblichen Folge, und in den letzten Jahren vollendete noch Mißwachs das Elend. Die Anhäufung der Menſchen in Lagern und Quartieren, Mangel auf der einen Seite und Völlerei auf der andern, brachten peſtartige Seuchen hervor, die mehr als Schwert und Feuer die Länder verödeten. Alle Bande der Ordnung lösten in dieſer langen Zerrüttung ſich auf, die Achtung für Menſchenrechte, die Furcht vor Geſetzen, die Reinheit der Sitten verlor ſich, Treu und Glaube verfiel, indem die Stärke allein mit eiſernem Scepter herrſchte; üppig ſchoſſen unter dem Schirme der Anarchie und der Strafloſigkeit alle Laſter auf, und die Menſchen verwilderten mit den

Ländern. Kein Stand war dem Muthwillen zu ehrwürdig, kein fremdes Eigenthum der Noth und der Raubsucht heilig. Der Soldat (um das Elend jener Zeit in ein einziges Wort zu pressen), der Soldat herrschte, und dieser brutalste der Despoten ließ seine eigenen Führer nicht selten seine Obermacht fühlen. Der Befehlshaber einer Armee war eine wichtigere Person in dem Lande, worin er sich sehen ließ, als der rechtmäßige Regent, der oft dahin gebracht war, sich vor ihm in seinen Schlössern zu verkriechen. Ganz Deutschland wimmelte von solchen kleinen Tyrannen, und die Länder litten gleich hart von dem Feinde und von ihren Vertheidigern. Alle diese Wunden schmerzten um so mehr, wenn man sich erinnerte, daß es fremde Mächte waren, welche Deutschland ihrer Habsucht aufopferten und die Drangsale des Krieges vorsätzlich verlängerten, um ihre eigennützigen Zwecke zu erreichen. Damit Schweden sich bereichern und Eroberungen machen konnte, mußte Deutschland unter der Geißel des Krieges bluten; damit Richelieu in Frankreich nothwendig blieb, durfte die Fackel der Zwietracht im deutschen Reiche nicht erlöschen.

Aber es waren nicht lauter eigennützige Stimmen, die sich gegen den Frieden erklärten, und wenn sowohl Schweden als deutsche Reichsstände die Fortdauer des Krieges aus unreiner Absicht wünschten, so sprach eine gesunde Staatskunst für sie. Konnte man nach der Nördlinger Niederlage einen billigen Frieden von dem Kaiser erwarten? Und wenn man dies nicht konnte, sollte man siebzehn Jahre lang alles Ungemach des Krieges erduldet, alle Kräfte verschwendet haben, um

am Ende nichts gewonnen oder gar noch verloren zu haben? Wofür ſo viel Blut vergoſſen, wenn Alles blieb, wie es geweſen, wenn man in ſeinen Rechten und Anſprüchen um gar nichts gebeſſert war? wenn man Alles, was ſo ſauer errungen worden, in einem Frieden wieder herausgeben mußte? War es nicht wünſchenswerther, die lange getragene Laſt noch zwei oder drei Jahre länger zu tragen, um für zwanzigjährige Leiden endlich doch einen Erſatz einzuernten? Und an einem vortheilhaften Frieden war nicht zu zweifeln, ſobald nur Schweden und deutſche Proteſtanten, im Felde wie im Cabinet, ſtandhaft zuſammen hielten und ihr gemeinſchaftliches Intereſſe mit wechſelſeitigem Antheil, mit vereinigtem Eifer beſorgten. Ihre Trennung allein machte den Feind mächtig und entfernte die Hoffnung eines dauerhaften und allgemein beglückenden Friedens. Und dieſes größte aller Uebel fügte der Kurfürſt von Sachſen der proteſtantiſchen Sache zu, indem er ſich durch einen Separatvergleich mit Oeſterreich verſöhnte.

Schon vor der Nördlinger Schlacht hatte er die Unterhandlungen mit dem Kaiſer eröffnet; aber der unglückliche Ausgang der erſtern beſchleunigte die Abſchließung des Vergleichs. Das Vertrauen auf den Beiſtand der Schweden war gefallen, und man zweifelte, ob ſie ſich von dieſem harten Schlage je wieder aufrichten würden. Die Trennung unter ihren eigenen Anführern, die ſchlechte Subordination der Armee und die Entkräftung des ſchwediſchen Reichs ließ keine großen Thaten mehr von ihnen erwarten. Um ſo mehr glaubte man eilen zu müſſen, ſich die Großmuth des Kaiſers

zu Nutze zu machen, der ſeine Anerbietungen auch nach dem Nördlinger Siege nicht zurücknahm. Oxenſtierna, der die Stände in Frankfurt verſammelte, forderte; der Kaiſer hingegen gab: und ſo bedurfte es keiner langen Ueberlegung, welchem von Beiden man Gehör geben ſollte.

Indeſſen wollte man doch den Schein vermeiden, als ob man die gemeine Sache hintanſetzte und bloß auf ſeinen eigenen Nutzen bedacht wäre. Alle deutſchen Reichsſtände, ſelbſt die Schweden waren eingeladen worden, zu dieſem Frieden mitzuwirken und Theil daran zu nehmen, obgleich Kurſachſen und der Kaiſer die einzigen Mächte waren, die ihn ſchloſſen und ſich eigenmächtig zu Geſetzgebern über Deutſchland aufwarfen. Die Beſchwerden der proteſtantiſchen Stände kamen in demſelben zur Sprache, ihre Verhältniſſe und Rechte wurden vor dieſem willkürlichen Tribunale entſchieden, und ſelbſt das Schickſal der Religionen ohne Zuziehung der dabei ſo ſehr intereſſirten Glieder beſtimmt. Es ſollte ein allgemeiner Friede, ein Reichsgeſetz ſeyn; als ein ſolches bekannt gemacht und durch ein Reichsexecutionsheer, wie ein förmlicher Reichsſchluß, vollzogen werden. Wer ſich dagegen auflehnte, war ein Feind des Reiches, und ſo mußte er, allen ſtändiſchen Rechten zuwider, ein Geſetz anerkennen, das er nicht ſelbſt mit gegeben hatte. Der Pragiſche Friede war alſo, ſchon ſeiner Form nach, ein Werk der Willkür; und er war es nicht weniger durch ſeinen Inhalt.

Das Reſtitutionsedict hatte den Bruch zwiſchen Kurſachſen und dem Kaiſer vorzüglich veranlaßt; alſo mußte

man auch bei der Wiederaussöhnung zuerst darauf Rücksicht nehmen. Ohne es ausdrücklich und förmlich aufzuheben, setzte man in dem Pragischen Frieden fest, daß alle unmittelbaren Stifter, und unter den mittelbaren diejenigen, welche nach dem Passauischen Vertrage von den Protestanten eingezogen und besessen worden, noch vierzig Jahre, jedoch ohne Reichstagsstimme, in demjenigen Stande bleiben sollten, in welchem das Restitutionsedict sie gefunden habe. Vor Ablauf dieser vierzig Jahre sollte dann eine Commission von beiderlei Religionsverwandten gleicher Anzahl friedlich und gesetzmäßig darüber verfügen, und wenn es auch dann zu keinem Endurtheil käme, jeder Theil in den Besitz aller Rechte zurücktreten, die er vor Erscheinung des Restitutionsedicts ausgeübt habe. Diese Auskunft also, weit entfernt, den Samen der Zwietracht zu ersticken, suspendirte nur auf eine Zeit lang seine verderblichen Wirkungen, und der Zunder eines neuen Kriegs lag schon in diesem Artikel des Pragischen Friedens.

Das Erzstift Magdeburg bleibt dem Prinzen August von Sachsen, und Halberstadt dem Erzherzog Leopold Wilhelm. Von dem Magdeburgischen Gebiet werden vier Aemter abgerissen und an Kursachsen verschenkt; der Administrator von Magdeburg, Christian Wilhelm von Brandenburg, wird auf andere Art abgefunden. Die Herzoge von Mecklenburg empfangen, wenn sie diesem Frieden beitreten, ihr Land zurück, das sie glücklicherweise längst schon durch Gustav Adolphs Großmuth besitzen; Donauwörth erlangt seine Reichsfreiheit wieder. Die wichtige Forderung der pfälzischen Erben

bleibt, wie wichtig es auch dem protestantischen Reichstheile war, diese Kurstimme nicht zu verlieren, gänzlich unberührt, weil — ein lutherischer Fürst einem reformirten keine Gerechtigkeit schuldig ist. Alles, was die protestantischen Stände, die Ligue und der Kaiser in dem Kriege von einander erobert haben, wird zurückgegeben; Alles, was die auswärtigen Mächte, Schweden und Frankreich, sich zugeeignet, wird ihnen mit gesammter Hand wieder abgenommen. Die Kriegsvölker aller contrahirenden Theile werden in eine einzige Reichsmacht vereinigt, welche, vom Reiche unterhalten und bezahlt, diesen Frieden mit gewaffneter Hand zu vollstrecken hat.

Da der Pragische Friede als ein allgemeines Reichsgesetz gelten sollte, so wurden diejenigen Punkte, welche mit dem Reiche nichts zu thun hatten, in einem Nebenvertrage beigefügt. In diesem wurde dem Kurfürsten von Sachsen die Lausitz als ein böhmisches Lehen zuerkannt und über die Religionsfreiheit dieses Landes und Schlesiens noch besonders gehandelt.

Alle evangelischen Stände waren zu Annahme des Pragischen Friedens eingeladen und unter dieser Bedingung der Amnestie theilhaftig gemacht; bloß die Fürsten von Württemberg und Baden — deren Länder man inne hatte und nicht geneigt war, so ganz unbedingt wieder herzugeben — die eigenen Unterthanen Oesterreichs, welche die Waffen gegen ihren Landesherrn geführt, und diejenigen Stände, die unter Oxenstierna's Direction den Rath der oberdeutschen Kreise ausmachten, schloß man aus; nicht sowohl um den Krieg gegen sie fortzusetzen, als vielmehr, um

ihnen den nothwendig gewordenen Frieden desto theurer zu verkaufen. Man behielt ihre Lande als ein Unterpfand, bis Alles herausgegeben und Alles in seinen vorigen Stand zurückgestellt seyn würde. Eine gleiche Gerechtigkeit gegen Alle hätte vielleicht das wechselseitige Zutrauen zwischen Haupt und Gliedern, zwischen Protestanten und Papisten, zwischen Reformirten und Lutheranern zurückgeführt, und verlassen von allen ihren Bundesgenossen, hätten die Schweden einen schimpflichen Abschied aus dem Reiche nehmen müssen. Jetzt bestärkte diese ungleiche Behandlung die härter gehaltenen Stände in ihrem Mißtrauen und Widersetzungsgeist und erleichterte es den Schweden, das Feuer des Kriegs zu nähren und einen Anhang in Deutschland zu behalten.

Der Prager Friede fand, wie vorher zu erwarten gewesen war, eine sehr ungleiche Aufnahme in Deutschland. Ueber dem Bestreben, beide Parteien einander zu nähern, hatte man sich von beiden Vorwürfe zugezogen. Die Protestanten klagten über die Einschränkungen, die sie in diesem Frieden erleiden sollten; die Katholiken fanden diese verwerfliche Secte, auf Kosten der wahren Kirche, viel zu günstig behandelt. Nach *diesen* hatte man der Kirche von ihren unveräußerlichen Rechten vergeben, indem man den Evangelischen den vierzigjährigen Genuß der geistlichen Güter bewilligte; nach *jenen* hatte man eine Verrätherei an der protestantischen Kirche begangen, weil man seinen Glaubensbrüdern in den österreichischen Ländern die Religionsfreiheit nicht errungen hatte. Aber Niemand wurde bitterer getadelt, als der Kurfürst von Sachsen,

den man als einen treuloſen Ueberläufer, als einen Verräther der Religion und Reichsfreiheit und als einen Mitverſchwornen des Kaiſers in öffentlichen Schriften darzuſtellen ſuchte.

Indeſſen tröſtete er ſich mit dem Triumph, daß ein großer Theil der evangeliſchen Stände ſeinen Frieden nothgezwungen annahm. Der Kurfürſt von Brandenburg, Herzog Wilhelm von Weimar, die Fürſten von Anhalt, die Herzoge von Mecklenburg, die Herzoge von Braunſchweig-Lüneburg, die Hanſeſtädte und die mehreſten Reichsſtädte traten demſelben bei. Landgraf Wilhelm von Heſſen ſchien eine Zeit lang unſchlüſſig oder ſtellte ſich vielmehr nur es zu ſeyn, um Zeit zu gewinnen und ſeine Maßregeln nach dem Erfolg einzurichten. Er hatte mit dem Schwert in der Hand ſchöne Länder in Weſtphalen errungen, aus denen er ſeine beſten Kräfte zu Führung des Kriegs zog, und welche alle er nun, dem Frieden gemäß, zurückgeben ſollte. Herzog Bernhard von Weimar, deſſen Staaten noch bloß auf dem Papier exiſtirten, kam nicht als kriegführende Macht, deſto mehr aber als kriegführender General in Betrachtung, und in beiderlei Rückſicht konnte er den Prager Frieden nicht anders als mit Abſcheu verwerfen. Sein ganzer Reichthum war ſeine Tapferkeit, und in ſeinem Degen lagen alle ſeine Länder. Nur der Krieg machte ihn groß und bedeutend; nur der Krieg konnte die Entwürfe ſeines Ehrgeizes zur Zeitigung bringen.

Aber unter Allen, welche ihre Stimme gegen den Pragiſchen Frieden erhoben, erklärten ſich die Schweden am heftigſten dagegen, und Niemand hatte auch

mehr Urſache dazu. Von den Deutſchen ſelbſt in Deutſchland hereingerufen, Retter der proteſtantiſchen Kirche und der ſtändiſchen Freiheit, die ſie mit ſo vielem Blute, mit dem heiligen Leben ihres Königs erkauften, ſahen ſie ſich jetzt auf einmal ſchimpflich im Stiche gelaſſen, auf einmal in allen ihren Planen getäuſcht, ohne Lohn, ohne Dankbarkeit aus dem Reiche gewieſen, für welches ſie bluteten, und von den nämlichen Fürſten, die ihnen Alles verdankten, dem Hohngelächter des Feindes preisgegeben. An eine Genugthuung für ſie, an einen Erſatz ihrer aufgewandten Koſten, an ein Aequivalent für die Eroberungen, welche ſie im Stiche laſſen ſollten, war in dem Prager Frieden mit keiner Sylbe gedacht worden. Nackter, als ſie gekommen waren, ſollten ſie nun entlaſſen und, wenn ſie ſich dagegen ſträubten, durch dieſelben Hände, welche ſie hereingerufen, aus Deutſchland hinausgejagt werden. Endlich ließ zwar der Kurfürſt von Sachſen ein Wort von einer Genugthuung fallen, die in Geld beſtehen und die Summe von dritthalb Millionen Gulden betragen ſollte. Aber die Schweden hatten weit mehr von ihrem Eigenen zugeſetzt; eine ſo ſchimpfliche Abfindung mit Geld mußte ihren Eigennutz kränken und ihren Stolz empören. „Die Kurfürſten von Bayern und Sachſen," antwortete Oxenſtierna, „ließen ſich den Beiſtand, den ſie dem Kaiſer leiſteten und als Vaſallen ihm ſchuldig waren, mit wichtigen Provinzen bezahlen, und uns Schweden, uns, die wir unſern König für Deutſchland dahingegeben, will man mit der armſeligen Summe von dritthalb Millionen Gulden nach Hauſe weiſen?" Die getäuſchte Hoffnung ſchmerzte

um so mehr, je gewisser man darauf gerechnet hatte, sich mit dem Herzogthum Pommern, dessen gegenwärtiger Besitzer alt und ohne Succession war, bezahlt zu machen. Aber die Anwartschaft auf dieses Land wurde in dem Prager Frieden dem Kurfürsten von Brandenburg zugesichert, und gegen die Festsetzung der Schweden in diesen Gränzen des Reichs empörten sich alle benachbarten Mächte.

Nie in dem ganzen Kriege hatte es schlimmer um die Schweden gestanden, als in diesem 1635sten Jahre, unmittelbar nach Bekanntmachung des Pragischen Friedens. Viele ihrer Alliirten, unter den Reichsstädten besonders, verließen ihre Partei, um der Wohlthat des Friedens theilhaftig zu werden; andere wurden durch die siegreichen Waffen des Kaisers dazu gezwungen. Augsburg, durch Hunger besiegt, unterwarf sich unter harten Bedingungen; Würzburg und Coburg gingen an die Oesterreicher verloren. Der Heilbronnische Bund wurde förmlich getrennt. Beinahe ganz Oberdeutschland, der Hauptsitz der schwedischen Macht, erkannte die Herrschaft des Kaisers. Sachsen, auf den Pragischen Frieden sich stützend, verlangte die Räumung Thüringens, Halberstadts, Magdeburgs. Philippsburg, der Waffenplatz der Franzosen, war mit allen Vorräthen, die darin niedergelegt waren, von den Oesterreichern überrumpelt worden, und dieser große Verlust hatte die Thätigkeit Frankreichs geschwächt. Um die Bedrängnisse der Schweden vollkommen zu machen, mußte gerade jetzt der Stillstand mit Polen sich seinem Ende nähern. Mit Polen und mit dem deutschen Reiche zugleich Krieg zu führen, über-

ſtieg bei weitem die Kräfte des ſchwediſchen Staats, und man hatte die Wahl, welches von dieſen beiden Feinden man ſich entledigen ſollte. Stolz und Ehrgeiz entſchieden für die Fortſetzung des deutſchen Kriegs, welch ein hartes Opfer es auch gegen Polen koſten möchte; doch eine Armee koſtete es immer, um ſich bei den Polen in Achtung zu ſetzen und bei den Unterhandlungen um einen Stillſtand oder Frieden ſeine Freiheit nicht ganz und gar zu verlieren.

Allen dieſen Unfällen, welche zu gleicher Zeit über Schweden hereinſtürmten, ſetzte ſich der ſtandhafte, an Hülfsmitteln unerſchöpfliche Geiſt Oxenſtierna's entgegen, und ſein durchdringender Verſtand lehrte ihn ſelbſt die Widerwärtigkeiten, die ihn trafen, zu ſeinem Vortheile kehren. Der Abfall ſo vieler deutſchen Reichsſtände von der ſchwediſchen Partei beraubte ihn zwar eines großen Theils ſeiner bisherigen Bundesgenoſſen, aber er überhob ihn auch zugleich aller Schonung gegen ſie; und je größer die Zahl ſeiner Feinde wurde, über deſto mehr Länder konnten ſich ſeine Armeen verbreiten, deſto mehr Magazine öffneten ſich ihm. Die ſchreiende Undankbarkeit der Stände und die ſtolze Verachtung, mit der ihm von dem Kaiſer begegnet wurde (der ihn nicht einmal würdigte, unmittelbar mit ihm über den Frieden zu tractiren), entzündete in ihm den Muth der Verzweiflung und einen edlen Trotz, es bis aufs Aeußerſte zu treiben. Ein noch ſo unglücklich geführter Krieg konnte die Sache der Schweden nicht ſchlimmer machen, als ſie war, und wenn man das deutſche Reich räumen ſollte, ſo war es wenigſtens anſtändiger und rühmlicher, es mit dem Schwert in der

Hand zu thun, und der Macht, nicht der Furcht zu unterliegen.

In der großen Extremität, worin die Schweden ſich durch die Deſertion ihrer Alliirten befanden, warfen ſie ihre Blicke zuerſt auf Frankreich, welches ihnen mit den ermunterndſten Anträgen entgegen eilte. Das Intereſſe beider Kronen war aufs engſte an einander gekettet, und Frankreich handelte gegen ſich ſelbſt, wenn es die Macht der Schweden in Deutſchland gänzlich verfallen ließ. Die durchaus hülfloſe Lage der letztern war vielmehr eine Aufforderung für daſſelbe, ſich feſter mit ihnen zu verbinden und einen thätigern Antheil an dem Kriege in Deutſchland zu nehmen. Schon ſeit Abſchließung des Allianztractats mit den Schweden zu Beerwalde im Jahre 1632 hatte Frankreich den Kaiſer durch die Waffen Guſtav Adolphs befehdet, ohne einen öffentlichen und förmlichen Bruch, bloß durch die Geldhülfe, die es den Gegnern deſſelben leiſtete, und durch ſeine Geſchäftigkeit, die Zahl der letztern zu vermehren. Aber, beunruhigt von dem unerwartet ſchnellen und außerordentlichen Glück der ſchwediſchen Waffen, ſchien es ſeinen erſten Zweck eine Zeit lang aus den Augen zu verlieren, um das Gleichgewicht der Macht wieder herzuſtellen, das durch die Ueberlegenheit der Schweden gelitten hatte. Es ſuchte die katholiſchen Reichsfürſten durch Neutralitätsverträge gegen den ſchwediſchen Eroberer zu ſchützen, und war ſchon im Begriff, da dieſe Verſuche mißlangen, ſich gegen ihn ſelbſt zu bewaffnen. Nicht ſobald aber hatte Guſtav Adolphs Tod und die Hülfloſigkeit der Schweden dieſe Furcht zerſtreut, als es mit friſchem

Eifer zu ſeinem erſten Entwurf zurückkehrte und den Unglücklichen in vollem Maße den Schutz angedeihen ließ, den es den Glücklichen entzogen hatte. Befreit von dem Widerſtande, den Guſtav Adolphs Ehrgeiz und Wachſamkeit ſeinen Vergrößerungsentwürfen entgegen ſetzten, ergreift es den günſtigen Augenblick, den das Nördlinger Unglück ihm darbietet, ſich die Herrſchaft des Kriegs zuzueignen, und denen, die ſeines mächtigen Schutzes bedürftig ſind, Geſetze vorzuſchreiben. Der Zeitpunkt begünſtigt ſeine kühnſten Entwürfe, und was vorher nur eine ſchöne Chimäre war, läßt ſich von jetzt an als ein überlegter, durch die Umſtände gerechtfertigter Zweck verfolgen. Jetzt alſo widmet es dem deutſchen Kriege ſeine ganze Aufmerkſamkeit, und ſobald es durch ſeinen Tractat mit den Deutſchen ſeine Privatzwecke ſicher geſtellt ſieht, erſcheint es als handelnde und herrſchende Macht auf der politiſchen Bühne. Während daß ſich die kriegführenden Mächte in einem langwierigen Kampf erſchöpften, hatte es ſeine Kräfte geſchont und zehn Jahre lang den Krieg bloß mit ſeinem Gelde geführt; jetzt, da die Zeitumſtände es zur Thätigkeit rufen, greift es zum Schwert und ſtrengt ſich zu Unternehmungen an, die ganz Europa in Verwunderung ſetzen. Es läßt zu gleicher Zeit zwei Flotten im Meere kreuzen und ſchickt ſechs verſchiedene Heere aus, während daß es mit ſeinem Gelde noch eine Krone und mehrere deutſche Fürſten beſoldet. Belebt durch die Hoffnung ſeines mächtigen Schutzes, raffen ſich die Schweden und Deutſchen aus ihrem tiefen Verfall empor und getrauen ſich, mit dem Schwert in der Hand einen

rühmlichern Frieden als den Pragiſchen zu erfechten. Von ihren Mitſtänden verlaſſen, die ſich mit dem Kaiſer verſöhnen, ſchließen ſie ſich nur deſto enger an Frankreich an, das mit der wachſenden Noth ſeinen Beiſtand verdoppelt, an dem deutſchen Krieg immer größern, wiewohl noch immer verſteckten Antheil nimmt, bis es zuletzt ganz ſeine Maske abwirft und den Kaiſer unmittelbar unter ſeinem eignen Namen befehdet.

Um den Schweden vollkommen freie Hand gegen Oeſterreich zu geben, machte Frankreich den Anfang damit, es von dem polniſchen Kriege zu befreien. Durch den Grafen von Avaux, ſeinen Geſandten, brachte es beide Theile dahin, daß zu Stummsdorf in Preußen der Waffenſtillſtand auf ſechsundzwanzig Jahre verlängert wurde, wiewohl nicht ohne großen Verluſt für die Schweden, welche beinahe das ganze polniſche Preußen, Guſtav Adolphs theuer erkämpfte Eroberung, durch einen einzigen Federzug einbüßten. Der Beerwalder Tractat wurde mit einigen Veränderungen, welche die Umſtände nöthig machten, anfangs zu Compiegne, dann zu Wismar und Hamburg auf entferntere Zeiten erneuert. Mit Spanien hatte man ſchon im Mai des Jahrs 1635 gebrochen und durch den lebhaften Angriff dieſer Macht dem Kaiſer ſeinen wichtigſten Beiſtand aus den Niederlanden entzogen; jetzt verſchaffte man, durch Unterſtützung des Landgrafen Wilhelm von Kaſſel und Herzogs Bernhard von Weimar, den ſchwediſchen Waffen an der Elbe und Donau eine größere Freiheit und nöthigte den Kaiſer, durch eine ſtarke Diverſion am Rhein, ſeine Macht zu theilen.

Heftiger entzündete ſich alſo der Krieg, und der Kaiſer hatte durch den Pragiſchen Frieden zwar ſeine Gegner im deutſchen Reiche vermindert, aber zugleich auch den Eifer und die Thätigkeit ſeiner auswärtigen Feinde vermehrt. Er hatte ſich in Deutſchland einen unumſchränkten Einfluß erworben und ſich, mit Ausnahme weniger Stände, zum Herrn des ganzen Reichskörpers und der Kräfte deſſelben gemacht, daß er von jetzt an wieder als Kaiſer und Herr handeln konnte. Die erſte Wirkung davon war die Erhebung ſeines Sohnes Ferdinand des Dritten zur römiſchen Königswürde, die, ungeachtet des Widerſpruchs von Seiten Triers und der pfälziſchen Erben, durch eine entſcheidende Stimmenmehrheit zu Stande kam. Aber die Schweden hatte er zu einer verzweifelten Gegenwehr gereizt, die ganze Macht Frankreichs gegen ſich bewaffnet und in die innerſten Angelegenheiten Deutſchlands gezogen. Beide Kronen bilden von jetzt an mit ihren deutſchen Alliirten eine eigene feſt geſchloſſene Macht, der Kaiſer mit den ihm anhängenden deutſchen Staaten die andere. Die Schweden beweiſen von jetzt an keine Schonung mehr, weil ſie nicht mehr für Deutſchland, ſondern für ihr eigenes Daſeyn fechten. Sie handeln raſcher, unumſchränkter und kühner, weil ſie es überhoben ſind, bei ihren deutſchen Alliirten herum zu fragen und Rechenſchaft von ihren Entwürfen zu geben. Die Schlachten werden hartnäckiger und blutiger, aber weniger entſcheidend. Größere Thaten der Tapferkeit und der Kriegskunſt geſchehen; aber es ſind einzelne Handlungen, die, von keinem übereinſtimmenden Plane geleitet, von keinem Alles lenkenden

Geiſte benutzt, für die ganze Partei ſchwache Folgen haben und an dem Laufe des Krieges nur wenig verändern.

Sachſen hatte ſich in dem Pragiſchen Frieden verbindlich gemacht, die Schweden aus Deutſchland zu verjagen; von jetzt an alſo vereinigen ſich die ſächſiſchen Fahnen mit den kaiſerlichen, und zwei Bundesgenoſſen haben ſich in zwei unverſöhnliche Feinde verwandelt. Das Erzſtift Magdeburg, welches der Pragiſche Friede dem ſächſiſchen Prinzen zuſprach, war noch in ſchwediſchen Händen, und alle Verſuche, ſie auf einem friedlichen Wege zu Abtretung deſſelben zu bewegen, waren ohne Wirkung geblieben. Die Feindſeligkeiten fangen alſo an, und der Kurfürſt von Sachſen eröffnet ſie damit, durch ſogenannte Avocatorien alle ſächſiſchen Unterthanen von der Banner'ſchen Armee abzurufen, die an der Elbe gelagert ſteht. Die Officiere, längſt ſchon wegen des rückſtändigen Soldes ſchwierig, geben dieſer Aufforderung Gehör und räumen ein Quartier nach dem andern. Da die Sachſen zugleich eine Bewegung gegen Mecklenburg machten, um Dömitz wegzunehmen und den Feind von Pommern und von der Oſtſee abzuſchneiden, ſo zog ſich Banner eilfertig dahin, entſetzte Dömitz und ſchlug den ſächſiſchen General Baudiſſin mit ſiebentauſend Mann aufs Haupt, daß gegen tauſend blieben und eben ſo viel gefangen wurden. Verſtärkt durch die Truppen und Artillerie, welche bisher in polniſch Preußen geſtanden, nunmehr aber durch den Vertrag zu Stummsdorf in dieſem Lande entbehrlich wurden, brach dieſer tapfere und ungeſtüme Krieger im folgenden 1636ſten Jahr in das

Kurfürſtenthum Sachſen ein, wo er ſeinem alten Haſſe gegen die Sachſen die blutigſten Opfer brachte. Durch vieljährige Beleidigungen aufgebracht, welche er und ſeine Schweden während ihrer gemeinſchaftlichen Feldzüge von dem Uebermuth der Sachſen hatten erleiden müſſen, und jetzt durch den Abfall des Kurfürſten aufs äußerſte gereizt, ließen ſie die unglücklichen Unterthanen deſſelben ihre Rachſucht und Erbitterung fühlen. Gegen Oeſterreicher und Bayern hatte der ſchwediſche Soldat mehr aus Pflicht gefochten; gegen die Sachſen kämpfte er aus Privathaß und mit perſönlicher Wuth, weil er ſie als Abtrünnige und Verräther verabſcheute, weil der Haß zwiſchen zerfallenen Freunden gewöhnlich der grimmigſte und unverſöhnlichſte iſt. Die nachdrückliche Diverſion, welche dem Kaiſer unterdeſſen von dem Herzog von Weimar und dem Landgrafen von Heſſen am Rhein und in Weſtphalen gemacht wurde, hinderte ihn, den Sachſen eine hinlängliche Unterſtützung zu leiſten, und ſo mußte das ganze Kurfürſtenthum von Banners ſtreifenden Horden die ſchrecklichſte Behandlung erleiden. Endlich zog der Kurfürſt den kaiſerlichen General von Hatzfeld an ſich und rückte vor Magdeburg, welches der herbeieilende Banner umſonſt zu entſetzen ſtrebte. Nun verbreitete ſich die vereinigte Armee der Kaiſerlichen und Sachſen durch die Mark Brandenburg, entriß den Schweden viele Städte und war im Begriff, ſie bis an die Oſtſee zu treiben. Aber gegen alle Erwartungen griff der ſchon verloren gegebene Banner die alliirte Armee am 24ſten September 1636 bei Wittſtock an, und eine große Schlacht wurde geliefert. Der Angriff war

fürchterlich, und die ganze Macht des Feindes fiel auf den rechten Flügel der Schweden, den Banner ſelbſt anführte. Lange Zeit kämpfte man auf beiden Seiten mit gleicher Hartnäckigkeit und Erbitterung, und unter den Schweden war keine Schwadron, die nicht zehnmal angerückt und zehnmal geſchlagen worden wäre. Als endlich Banner der Uebermacht der Feinde zu weichen genöthigt war, ſetzte ſein linker Flügel das Treffen bis zum Einbruch der Nacht fort, und das ſchwediſche Hintertreffen, welches noch gar nicht gefochten hatte, war bereit, am folgenden Morgen die Schlacht zu erneuern. Aber dieſen zweiten Angriff wollte der Kurfürſt von Sachſen nicht abwarten. Seine Armee war durch das Treffen des vorhergehenden Tages erſchöpft, und die Knechte hatten ſich mit allen Pferden davon gemacht, daß die Artillerie nicht gebraucht werden konnte. Er ergriff alſo mit dem Grafen von Hatzfeld noch in derſelben Nacht die Flucht und überließ das Schlachtfeld den Schweden. Gegen fünftauſend von den Alliirten waren auf der Wahlſtatt geblieben, diejenigen nicht gerechnet, welche von den nachſetzenden Schweden erſchlagen wurden oder dem ergrimmten Landmann in die Hände fielen. Hundertundfünfzig Standarten und Fahnen, dreiundzwanzig Kanonen, die ganze Bagage, das Silbergeſchirr des Kurfürſten mitgerechnet, wurden erbeutet und noch außerdem gegen zweitauſend Gefangene gemacht. Dieſer glänzende Sieg, über einen weit überlegenen und vortheilhaft poſtirten Feind erfochten, ſetzte die Schweden auf einmal wieder in Achtung; ihre Feinde zagten, ihre Freunde fingen an, friſchen Muth zu ſchöpfen. Banner benutzte das

Glück, das ſich ſo entſcheidend für ihn erklärt hatte, eilte über die Elbe und trieb die Kaiſerlichen durch Thüringen und Heſſen bis nach Weſtphalen. Dann kehrte er zurück und bezog die Winterquartiere auf ſächſiſchem Boden.

Aber ohne die Erleichterung, welche ihm durch die Thätigkeit Herzog Bernhards und der Franzoſen am Rhein verſchafft wurde, würde es ihm ſchwer geworden ſeyn, dieſe herrlichen Victorien zu erfechten. Herzog Bernhard hatte nach der Nördlinger Schlacht die Trümmer der geſchlagenen Armee in der Wetterau verſammelt; aber verlaſſen von dem Heilbronniſchen Bunde, dem der Prager Friede bald darauf ein völliges Ende machte, und von den Schweden zu wenig unterſtützt, ſah er ſich außer Stand geſetzt, die Armee zu unterhalten und große Thaten an ihrer Spitze zu thun. Die Nördlinger Niederlage hatte ſein Herzogthum Franken verſchlungen, und die Ohnmacht der Schweden raubte ihm alle Hoffnung, ſein Glück durch dieſe Krone zu machen. Zugleich auch des Zwanges müde, den ihm das gebieteriſche Betragen des ſchwediſchen Reichskanzlers auferlegte, richtete er ſeine Augen auf Frankreich, welches ihm mit Geld, dem Einzigen, was er brauchte, aushelfen konnte und ſich bereitwillig dazu finden ließ. Richelieu wünſchte nichts ſo ſehr, als den Einfluß der Schweden auf den deutſchen Krieg zu vermindern und ſich ſelbſt unter fremdem Namen die Führung deſſelben in die Hände zu ſpielen. Zu Erreichung dieſes Zwecks konnte er kein beſſeres Mittel erwählen, als daß er den Schweden ihren tapferſten Feldherrn abtrünnig machte, ihn

aufs genaueste in Frankreichs Interesse zog und sich, zu Ausführung seiner Entwürfe, seines Armes versicherte. Von einem Fürsten wie Bernhard, der sich ohne den Beistand einer fremden Macht nicht behaupten konnte, hatte Frankreich nichts zu besorgen, da auch der glücklichste Erfolg nicht hinreichte, ihn außer Abhängigkeit von dieser Krone zu setzen. Bernhard kam selbst nach Frankreich und schloß im October 1635 zu St. Germain en Laye, nicht mehr als schwedischer General, sondern in eigenem Namen, einen Vergleich mit dieser Krone, worin ihm eine jährliche Pension von anderthalb Millionen Livres für ihn selbst und vier Millionen zu Unterhaltung einer Armee, die er unter königlichen Befehlen commandiren sollte, bewilligt wurden. Um seinen Eifer desto lebhafter anzufeuern und die Eroberung von Elsaß durch ihn zu beschleunigen, trug man kein Bedenken, ihm in einem geheimen Artikel diese Provinz zur Belohnung anzubieten; eine Großmuth, von der man sehr weit entfernt war und welche der Herzog selbst nach Würden zu schätzen wußte. Aber Bernhard vertraute seinem Glück und seinem Arme und setzte der Arglist Verstellung entgegen. War er einmal mächtig genug, das Elsaß dem Feinde zu entreißen, so verzweifelte er nicht daran, es im Nothfall auch gegen einen Freund behaupten zu können. Jetzt also schuf er sich mit französischem Geld eine eigene Armee, die er zwar unter französischer Hoheit, aber doch so gut als unumschränkt commandirte, ohne jedoch seine Verbindung mit den Schweden ganz und gar aufzuheben. Er eröffnete seine Operationen am Rheinstrom, wo eine andere

französische Armee unter dem Cardinal La Valette die Feindseligkeiten gegen den Kaiser schon im Jahr 1635 eröffnet hatte.

Gegen diese hatte sich das österreichische Hauptheer, welches den großen Sieg bei Nördlingen erfochten hatte, nach Unterwerfung Schwabens und Frankens unter der Anführung des Gallas gewendet und sie auch glücklich bis Metz zurückgescheucht, den Rheinstrom befreit und die von den Schweden besetzten Städte Mainz und Frankenthal erobert. Aber die Hauptabsicht dieses Generals, die Winterquartiere in Frankreich zu beziehen, wurde durch den thätigen Widerstand der Franzosen vereitelt, und er sah sich genöthigt, seine Truppen in das erschöpfte Elsaß und Schwaben zurückzuführen. Bei Eröffnung des Feldzugs im folgenden Jahre passirte er zwar bei Breisach den Rhein und rüstete sich, den Krieg in das Innere Frankreichs zu spielen. Er fiel wirklich in die Grafschaft Burgund ein, während daß die Spanier von den Niederlanden aus in der Picardie glückliche Fortschritte machten und Johann von Werth, ein gefürchteter General der Ligue und berühmter Parteigänger, tief in Champagne streifte und Paris selbst mit seiner drohenden Ankunft erschreckte. Aber die Tapferkeit der Kaiserlichen scheiterte vor einer einzigen unbeträchtlichen Festung in Franche Comté, und zum zweiten Male mußten sie ihre Entwürfe aufgeben.

Dem thätigen Geiste Herzog Bernhards hatte die Abhängigkeit von einem französischen General, der seinem Priesterrock mehr als seinem Commandostab Ehre machte, bisher zu enge Fesseln angelegt, und ob

er gleich in Verbindung mit demſelben Elſaß-Zabern eroberte, ſo hatte er ſich doch in den Jahren 1636 und 37 am Rhein nicht behaupten können. Der ſchlechte Fortgang der franzöſiſchen Waffen in den Niederlanden hatte die Thätigkeit der Operationen im Elſaß und Breisgau gehemmt; aber im Jahr 1638 nahm der Krieg in dieſen Gegenden eine deſto glänzendere Wendung. Seiner bisherigen Feſſeln entledigt und jetzt vollkommener Herr ſeiner Truppen, verließ Herzog Bernhard ſchon am Anfange des Februars die Ruhe der Winterquartiere, die er im Bisthum Baſel genommen hatte, und erſchien gegen alle Erwartung am Rhein, wo man in dieſer rauhen Jahreszeit nichts weniger als einen Angriff vermuthete. Die Waldſtädte Laufenburg, Waldshut und Seckingen werden durch Ueberfall weggenommen und Rheinfelden belagert. Der dort commandirende kaiſerliche General, Herzog von Savelli, eilt mit beſchleunigten Märſchen dieſem wichtigen Orte zu Hülfe, entſetzt ihn auch wirklich und treibt den Herzog von Weimar nicht ohne großen Verluſt zurück. Aber gegen aller Menſchen Vermuthen erſcheint dieſer am dritten Tage (den 21ſten Februar 1638) wieder im Geſicht der Kaiſerlichen, die in voller Sicherheit über den erhaltenen Sieg bei Rheinfelden ausruhen, und ſchlägt ſie in einer großen Schlacht, worin die vier kaiſerlichen Generale Savelli, Johann von Werth, Enkeford und Sperreuter, nebſt zweitauſend Mann, zu Gefangenen gemacht werden. Zwei derſelben, von Werth und von Enkeford, ließ Richelieu in der Folge nach Frankreich abführen, um der Eitelkeit des franzöſiſchen

Volks durch den Anblick ſo berühmter Gefangenen zu ſchmeicheln und das öffentliche Elend durch das Schaugepränge der erfochtenen Siege zu hintergehen. Auch die eroberten Standarten und Fahnen wurden in dieſer Abſicht unter einer feierlichen Proceſſion in die Kirche de notre Dame gebracht, dreimal vor dem Altar geſchwungen und dem Heiligthum in Verwahrung gegeben.

Die Einnahme von Rheinfelden, Röteln und Freiburg war die nächſte Folge des durch Bernhard erfochtenen Sieges. Sein Heer wuchs beträchtlich, und ſo wie das Glück ſich für ihn erklärte, erweiterten ſich ſeine Entwürfe. Die Feſtung Breiſach am Oberrhein wurde als die Beherrſcherin dieſes Stromes und als der Schlüſſel zum Elſaß betrachtet. Kein Ort war dem Kaiſer in dieſen Gegenden wichtiger, auf keinen hatte man ſo große Sorgfalt verwendet. Breiſach zu behaupten war die vornehmſte Beſtimmung der italieniſchen Armee unter Feria geweſen; die Feſtigkeit ſeiner Werke und der Vortheil ſeiner Lage boten jedem gewaltſamen Angriffe Trotz, und die kaiſerlichen Generale, welche in dieſen Gegenden commandirten, hatten Befehl, Alles für die Rettung dieſes Platzes zu wagen. Aber Bernhard vertraute ſeinem Glück und beſchloß den Angriff auf dieſe Feſtung. Unbezwingbar durch Gewalt, konnte ſie nur durch Hunger beſiegt werden; und die Sorgloſigkeit ihres Commandanten, der, keines Angriffs gewärtig, ſeinen aufgehäuften Getreidevorrath zu Gelde gemacht hatte, beſchleunigte dieſes Schickſal. Da ſie unter dieſen Umſtänden nicht vermögend war, eine lange Belagerung auszuhalten, ſo mußte man eilen, ſie zu entſetzen oder

mit Proviant zu verſorgen. Der kaiſerliche General von Götz näherte ſich daher aufs eilfertigſte an der Spitze von zwölftauſend Mann, von dreitauſend Proviantwagen begleitet, die er in die Stadt werfen wollte. Aber von Herzog Bernhard bei Witteweyer angegriffen, verlor er ſein ganzes Corps bis auf dreitauſend Mann, und die ganze Fracht, die er mit ſich führte. Ein ähnliches Schickſal widerfuhr auf dem Ochſenfeld bei Thann dem Herzog von Lothringen, der mit fünf- bis ſechstauſend Mann zum Entſatz der Feſtung heranrückte. Nachdem auch ein dritter Verſuch des Generals von Götz zu Breiſachs Rettung mißlungen war, ergab ſich dieſe Feſtung, von der ſchrecklichſten Hungersnoth geängſtigt, nach einer viermonatlichen Belagerung, am 7ten December 1638 ihrem eben ſo menſchlichen als beharrlichen Sieger.

Breiſachs Eroberung eröffnete dem Ehrgeiz des Herzogs von Weimar ein gränzenloſes Feld, und jetzt fängt der Roman ſeiner Hoffnungen an, ſich der Wahrheit zu nähern. Weit entfernt, ſich der Früchte ſeines Schwerts zu Frankreichs Vortheil zu begeben, beſtimmt er Breiſach für ſich ſelbſt und kündigt dieſen Entſchluß ſchon in der Huldigung an, die er, ohne einer andern Macht zu erwähnen, in ſeinem eigenen Namen von den Ueberwundenen fordert. Durch die bisherigen glänzenden Erfolge berauſcht und zu den ſtolzeſten Hoffnungen hingeriſſen, glaubt er von jetzt an ſich ſelbſt genug zu ſeyn, und die gemachten Eroberungen, ſelbſt gegen Frankreichs Willen, behaupten zu können. Zu einer Zeit, wo Alles um Tapferkeit feil war, wo perſönliche Kraft noch etwas galt, und

Heere und Heerführer höher als Länder geachtet wurden, war es einem Helden, wie Bernhard, erlaubt, ſich ſelbſt etwas zuzutrauen, und an der Spitze einer trefflichen Armee, die ſich unter ſeiner Anführung unüberwindlich fühlte, an keiner Unternehmung zu verzagen. Um ſich unter der Menge von Feinden, denen er jetzt entgegen ging, an einen Freund anzuſchließen, warf er ſeine Augen auf die Landgräfin Amalia von Heſſen, die Wittwe des kürzlich verſtorbenen Landgrafen Wilhelm, eine Dame von eben ſo viel Geiſt als Entſchloſſenheit, die eine ſtreitbare Armee, ſchöne Eroberungen und ein beträchtliches Fürſtenthum mit ihrer Hand zu verſchenken hatte. Die Eroberungen der Heſſen mit ſeinen eigenen am Rhein in einen einzigen Staat und ihre beiderſeitigen Armeen in eine militäriſche Macht verbunden, konnten eine bedeutende Macht und vielleicht gar eine dritte Partei in Deutſchland bilden, die den Ausſchlag des Kriegs in ihren Händen hielt. Aber dieſem vielverſprechenden Entwurf machte der Tod ein frühzeitiges Ende.

„Herz gefaßt, Vater Joſeph! Breiſach iſt unſer!“ ſchrie Richelieu dem Capuciner in die Ohren, der ſich ſchon zur Reiſe in jene Welt anſchickte, ſo ſehr hatte ihn dieſe Freudenpoſt berauſcht. Schon verſchlang er in Gedanken das Elſaß, das Breisgau und alle öſterreichiſchen Vorlande, ohne ſich der Zuſage zu erinnern, die er dem Herzog Bernhard gethan hatte. Der ernſtliche Entſchluß des letztern, Breiſach für ſich zu behalten, den er auf eine ſehr unzweideutige Art zu erkennen gab, ſtürzte den Cardinal in nicht geringe Verlegenheit, und Alles wurde hervorgeſucht, den ſieg-

reichen Bernhard im franzöſiſchen Intereſſe zu erhalten. Man lud ihn nach Hof, um Zeuge der Ehre zu ſeyn, womit man dort das Andenken ſeiner Triumphe beginge; Bernhard erkannte und floh die Schlinge der Verführung. Man that ihm die Ehre an, ihm eine Nichte des Cardinals zur Gemahlin anzubieten; der edle Reichsfürſt ſchlug ſie aus, um das ſächſiſche Blut durch keine Mißheirath zu entehren. Jetzt fing man an, ihn als einen gefährlichen Feind zu betrachten und auch als ſolchen zu behandeln. Man entzog ihm die Subſidiengelder; man beſtach den Gouverneur von Breiſach und ſeine vornehmſten Officiere, um wenigſtens nach dem Tode des Herzogs ſich in den Beſitz ſeiner Eroberungen und ſeiner Truppen zu ſetzen. Dem letztern blieben dieſe Ränke kein Geheimniß, und die Vorkehrungen, die er in den eroberten Plätzen traf, bewieſen ſein Mißtrauen gegen Frankreich. Aber dieſe Irrungen mit dem franzöſiſchen Hofe hatten den nachtheiligſten Einfluß auf ſeine folgenden Unternehmungen. Die Anſtalten, welche er machen mußte, um ſeine Eroberungen gegen einen Angriff von franzöſiſcher Seite zu behaupten, nöthigten ihn, ſeine Kriegsmacht zu theilen, und das Ausbleiben der Subſidiengelder verzögerte ſeine Erſcheinung im Felde. Seine Abſicht war geweſen, über den Rhein zu gehen, den Schweden Luft zu machen und an den Ufern der Donau gegen den Kaiſer und Bayern zu agiren. Schon hatte er Bannern, der im Begriff war, den Krieg in die öſterreichiſchen Lande zu wälzen, ſeinen Operationsplan entdeckt und verſprochen, ihn abzulöſen — als der Tod ihn zu Neuburg am Rhein (im Julius 1639) im

ſechsunddreißigſten Jahre ſeines Alters, mitten in ſeinem Heldenlauf überraſchte.

Er ſtarb an einer peſtartigen Krankheit, welche binnen zwei Tagen gegen vierhundert Menſchen im Lager dahin gerafft hatte. Die ſchwarzen Flecken, die an ſeinem Leichnam hervorbrachen, die eigenen Aeußerungen des Sterbenden und die Vortheile, welche Frankreich von ſeinem plötzlichen Hintritt erntete, erweckten den Verdacht, daß er durch franzöſiſches Gift ſey hingerafft worden, der aber durch die Art ſeiner Krankheit hinlänglich widerlegt wird. In ihm verloren die Alliirten den größten Feldherrn, den ſie nach Guſtav Adolph beſaßen, Frankreich einen gefürchteten Nebenbuhler um das Elſaß, der Kaiſer ſeinen gefährlichſten Feind. In der Schule Guſtav Adolphs zum Helden und Feldherrn gebildet, ahmte er dieſem erhabenen Muſter nach, und nur ein längeres Leben fehlte ihm, um es zu erreichen, wo nicht gar zu übertreffen. Mit der Tapferkeit des Soldaten verband er den kalten und ruhigen Blick des Feldherrn, mit dem ausdauernden Muth des Mannes die raſche Entſchloſſenheit des Jünglings, mit dem wilden Feuer des Kriegers die Würde des Fürſten, die Mäßigung des Weiſen und die Gewiſſenhaftigkeit des Mannes von Ehre. Von keinem Unfall gebeugt, erhob er ſich ſchnell und kraftvoll nach dem härteſten Schlage, kein Hinderniß konnte ſeine Kühnheit beſchränken, kein Fehlſchlag ſeinen unbezwinglichen Muth beſiegen. Sein Geiſt ſtrebte nach einem großen, vielleicht nie erreichbaren Ziele; aber Männer ſeiner Art ſtehen unter andern Klugheitsgeſetzen, als diejenigen ſind, wornach wir

den großen Haufen zu meſſen pflegen; fähig, mehr als andere zu vollbringen, durfte er auch verwegenere Plane entwerfen. Bernhard ſteht in der neuern Geſchichte als ein ſchönes Bild jener kraftvollen Zeiten da, wo perſönliche Größe noch etwas ausrichtete, Tapferkeit Länder errang und Heldentugend einen deutſchen Ritter ſelbſt auf den Kaiſerthron führte.

Das beſte Stück aus der Hinterlaſſenſchaft des Herzogs war ſeine Armee, die er, nebſt dem Elſaß, ſeinem Bruder Wilhelm vermachte. Aber an eben dieſe Armee glaubten Schweden und Frankreich gegründete Rechte zu haben: jenes, weil ſie im Namen dieſer Krone geworben war und ihr gehuldigt hatte; dieſes, weil ſie von ſeinem Geld unterhalten worden. Auch der Kurprinz von der Pfalz trachtete nach dem Beſitz derſelben, um ſich ihrer zu Wiedereroberung ſeiner Staaten zu bedienen, und verſuchte anfangs durch ſeine Agenten und endlich in eigener Perſon, ſie in ſein Intereſſe zu ziehen. Selbſt von kaiſerlicher Seite geſchah ein Verſuch, dieſe Armee zu gewinnen; und dies darf uns zu einer Zeit nicht wundern, wo nicht die Gerechtigkeit der Sache, nur der Preis der geleiſteten Dienſte in Betrachtung kam und die Tapferkeit, wie jede andere Waare, dem Meiſtbietenden feil war. Aber Frankreich, vermögender und entſchloſſener, überbot alle Mitbewerber. Es erkaufte den General von Erlach, den Befehlshaber Breiſachs, und die übrigen Oberhäupter, die ihm Breiſach und die ganze Armee in die Hände ſpielten. Der junge Pfalzgraf Karl Ludwig, der ſchon in den vorhergehenden Jahren einen unglücklichen Feldzug gegen den Kaiſer gethan

hatte, ſah auch hier ſeinen Anſchlag ſcheitern. Im Begriff, Frankreich einen ſo ſchlimmen Dienſt zu erzeigen, nahm er unbeſonnener Weiſe ſeinen Weg durch dieſes Reich. Dem Cardinal, der die gerechte Sache des Pfalzgrafen fürchtete, war jeder Vorwand willkommen, ſeinen Anſchlag zu vereiteln. Er ließ ihn alſo zu Moulin gegen alles Völkerrecht anhalten und gab ihm ſeine Freiheit nicht eher wieder, als bis der Ankauf der Weimariſchen Truppen berichtigt war. So ſah ſich Frankreich nun im Beſitz einer beträchtlichen und wohlgeübten Kriegsmacht in Deutſchland, und jetzt fing es eigentlich erſt an, den Kaiſer unter ſeinem eigenen Namen zu bekriegen.

Aber es war nicht mehr Ferdinand der Zweite, gegen den es jetzt als ein offenbarer Feind aufſtand; dieſen hatte ſchon im Februar 1637, im neunundfünfzigſten Jahre ſeines Alters, der Tod von dem Schauplatz abgerufen. Der Krieg, den ſeine Herrſchſucht entzündet hatte, überlebte ihn; nie hatte er während ſeiner achtzehnjährigen Regierung das Schwert aus der Hand gelegt; nie, ſo lange er das Reichsſcepter führte, die Wohlthat des Friedens geſchmeckt. Mit den Talenten des guten Herrſchers geboren, mit vielen Tugenden geſchmückt, die das Glück der Völker begründen, ſanft und menſchlich von Natur, ſehen wir ihn, aus einem übel verſtandenen Begriff von Monarchenpflicht, das Werkzeug zugleich und das Opfer fremder Leidenſchaften, ſeine wohlthätige Beſtimmung verfehlen und den Freund der Gerechtigkeit in einen Unterdrücker der Menſchheit, in einen Feind des Friedens, in eine Geißel ſeiner Völker ausarten. In ſeinem Privat-

leben liebenswürdig, in seinem Regentenamt achtungswerth, nur in seiner Politik schlimm berichtet, vereinigte er auf seinem Haupte den Segen seiner katholischen Unterthanen und die Flüche der protestantischen Welt. Die Geschichte stellt mehr und schlimmere Despoten auf, als Ferdinand der Zweite gewesen, und doch hat nur Einer einen dreißigjährigen Krieg entzündet; aber der Ehrgeiz dieses Einzigen mußte unglücklicherweise gerade mit einem solchen Jahrhundert, mit solchen Vorbereitungen, mit solchen Keimen der Zwietracht zusammentreffen, wenn er von so verderblichen Folgen begleitet seyn sollte. In einer friedlichern Zeitepoche hätte dieser Funke keine Nahrung gefunden, und die Ruhe des Jahrhunderts hätte den Ehrgeiz des Einzelnen erstickt; jetzt fiel der unglückliche Strahl in ein hoch aufgethürmtes, lange gesammeltes Brenngeräthe, und Europa entzündete sich.

Sein Sohn, Ferdinand der Dritte, wenige Monate vor seines Vaters Hintritt zur Würde eines römischen Königs erhoben, erbte seine Throne, seine Grundsätze und seinen Krieg. Aber Ferdinand der Dritte hatte den Jammer der Völker und die Verwüstung der Länder in der Nähe gesehen und das Bedürfniß des Friedens näher und feuriger gefühlt. Weniger abhängig von den Jesuiten und Spaniern, und billiger gegen fremde Religionen, konnte er leichter als sein Vater die Stimme der Mäßigung hören. Er hörte sie und schenkte Europa den Frieden; aber erst nach einem eilfjährigen Kampfe mit dem Schwert und der Feder, und nicht eher, als bis aller Widerstand fruchtlos war und die zwingende Noth ihm ihr hartes Gesetz dictirte.

Das Glück begünstigte den Antritt seiner Regierung, und seine Waffen waren siegreich gegen die Schweden. Diese hatten unter Banners kraftvoller Anführung nach dem Siege bei Wittstock Sachsen mit Winterquartieren belastet und den Feldzug des 1637sten Jahres mit der Belagerung Leipzigs eröffnet. Der tapfere Widerstand der Besatzung und die Annäherung der kurfürstlich-kaiserlichen Völker retteten diese Stadt, und Banner, um nicht von der Elbe abgeschnitten zu werden, mußte sich nach Torgau zurückziehen. Aber die Ueberlegenheit der Kaiserlichen verscheuchte ihn auch von hier, und umringt von feindlichen Schwärmen, aufgehalten von Strömen und vom Hunger verfolgt, mußte er einen höchst gefährlichen Rückzug nach Pommern nehmen, dessen Kühnheit und glücklicher Erfolg ans Romanhafte gränzt. Die ganze Armee durchwatete an einer seichten Stelle die Oder bei Fürstenberg, und der Soldat, dem das Wasser bis an den Hals trat, schleppte selbst die Kanonen fort, weil die Pferde nicht mehr ziehen wollten. Banner hatte darauf gerechnet, jenseits der Oder seinen in Pommern stehenden Untergeneral Wrangel zu finden, und durch diesen Zuwachs verstärkt, dem Feind alsdann die Spitze zu bieten. Wrangel erschien nicht, und an seiner Statt hatte sich ein kaiserliches Heer bei Landsberg postirt, den fliehenden Schweden den Weg zu verlegen. Banner entdeckte nun, daß er in eine verderbliche Schlinge gefallen, woraus kein Entkommen war. Hinter sich ein ausgehungertes Land, die Kaiserlichen und die Oder; die Oder zur Linken, die, von einem kaiserlichen General Bucheim bewacht, keinen Uebergang

geſtattete, vor ſich Landsberg, Küſtrin, die Wartha und ein feindliches Heer, zur rechten Polen, dem man, des Stillſtandes ungeachtet, nicht wohl vertrauen konnte, ſah er ſich ohne ein Wunder verloren, und ſchon triumphirten die Kaiſerlichen über ſeinen unvermeidlichen Fall. Banners gerechte Empfindlichkeit klagte die Franzoſen als die Urheber dieſes Unglücks an. Sie hatten die verſprochene Diverſion am Rhein unterlaſſen, und ihre Unthätigkeit erlaubte dem Kaiſer, ſeine ganze Macht gegen die Schweden zu gebrauchen. „Sollten wir einſt," brach der aufgebrachte General gegen den franzöſiſchen Reſidenten aus, der dem ſchwediſchen Lager folgte, „ſollten wir und die Deutſchen einmal in Geſellſchaft gegen Frankreich fechten, ſo werden wir nicht ſo viel Umſtände machen, ehe wir den Rheinſtrom paſſiren." Aber Vorwürfe waren jetzt vergeblich verſchwendet. Entſchluß und That forderte die dringende Noth. Um den Feind vielleicht durch eine falſche Spur von der Oder hinweg zu locken, ſtellte ſich Banner, als ob er durch Polen entkommen wollte, ſchickte auch wirklich den größten Theil der Bagage auf dieſem Wege voran, und ließ ſeine Gemahlin ſammt den übrigen Officiersfrauen dieſer Marſchroute folgen. Sogleich brechen die Kaiſerlichen gegen die polniſche Gränze auf, ihm dieſen Paß zu verſperren, auch Bucheim verläßt ſeinen Standort, und die Oder wird entblößt. Raſch wendet ſich Banner in der Dunkelheit der Nacht gegen dieſen Strom zurück und ſetzt ſeine Truppen ſammt Bagage und Geſchütz, eine Meile oberhalb Küſtrin, ohne Brücken, ohne Schiffe, wie vorher bei Fürſtenberg, über. Ohne Verluſt erreichte er Pommern,

in deſſen Vertheidigung er und Hermann Wrangel ſich theilen.

Aber die Kaiſerlichen, von Gallas angeführt, dringen bei Ribſes in dieſes Herzogthum und überſchwemmen es mit ihrer überlegenen Macht. Uſedom und Wolgaſt werden mit Sturm, Demmin mit Accord erobert und die Schweden bis tief in Hinterpommern zurück gedrückt. Und jetzt gerade kam es mehr als jemals darauf an, ſich in dieſem Lande zu behaupten, da Herzog Bogisla der Vierzehnte in eben dieſem Jahre ſtirbt und das ſchwediſche Reich ſeine Anſprüche auf Pommern geltend machen ſoll. Um den Kurfürſten von Brandenburg zu verhindern, ſeine auf eine Erbverbrüderung und auf den Pragiſchen Frieden gegründeten Rechte an dieſes Herzogthum geltend zu machen, ſtrengt es jetzt alle ſeine Kräfte an und unterſtützt ſeine Generale aufs nachdrücklichſte mit Geld und Soldaten. Auch in andern Gegenden des Reichs gewinnen die Angelegenheiten Schwedens ein günſtigeres Anſehen, und ſie fangen an, ſich von dem tiefen Verfalle zu erheben, worein ſie durch die Unthätigkeit Frankreichs und durch den Abfall ihrer Alliirten verſunken waren. Denn nach ihrem eilfertigen Rückzuge nach Pommern hatten ſie einen Platz nach dem andern in Oberſachſen verloren; die mecklenburgiſchen Fürſten, von den kaiſerlichen Waffen bedrängt, fingen an, ſich auf die öſterreichiſche Seite zu neigen, und ſelbſt Herzog Georg von Lüneburg erklärte ſich feindlich gegen ſie. Ehrenbreitſtein, durch Hunger beſiegt, öffnete dem bayeriſchen General von Werth ſeine Thore, und die Oeſterreicher bemächtigten ſich aller am

Rheinſtrom aufgeworfenen Schanzen. Frankreich hatte gegen die Spanier eingebüßt, und der Erfolg entſprach den prahleriſchen Anſtalten nicht, womit man den Krieg gegen dieſe Krone eröffnet hatte. Verloren war Alles, was die Schweden im innern Deutſchland beſaßen, und nur die Hauptplätze in Pommern behaupteten ſich noch. Ein einziger Feldzug reißt ſie aus dieſer tiefen Erniedrigung, und durch die mächtige Diverſion, welche der ſiegende Bernhard den kaiſerlichen Waffen an den Ufern des Rheins macht, wird der ganzen Lage des Kriegs ein ſchneller Umſchwung gegeben.

Die Irrungen zwiſchen Frankreich und Schweden waren endlich beigelegt und der alte Tractat zwiſchen beiden Kronen zu Hamburg mit neuen Vortheilen für die Schweden beſtätigt worden. In Heſſen übernahm die ſtaatskluge Landgräfin Amalia mit Bewilligung der Stände, nach dem Abſterben Wilhelms, ihres Gemahls, die Regierung, und behauptete mit vieler Entſchloſſenheit gegen den Widerſpruch des Kaiſers und der Darmſtädtiſchen Linie ihre Rechte. Der ſchwediſch-proteſtantiſchen Partei ſchon allein aus Religionsgrundſätzen eifrig ergeben, erwartete ſie bloß die Gunſt der Gelegenheit, um ſich laut und thätig dafür zu erklären. Unterdeſſen gelang es ihr, durch eine kluge Zurückhaltung und liſtig angeſponnene Tractate den Kaiſer in Unthätigkeit zu erhalten, bis ihr geheimes Bündniß mit Frankreich geſchloſſen war und Bernhards Siege den Angelegenheiten der Proteſtanten eine günſtige Wendung gaben. Da warf ſie auf einmal die Maske ab und erneuerte die alte Freundſchaft mit der

ſchwediſchen Krone. Auch den Kurprinzen von der Pfalz ermunterten Herzog Bernhards Triumphe, ſein Glück gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu verſuchen. Mit engliſchem Gelde warb er Völker in Holland, errichtete zu Meppen ein Magazin und vereinigte ſich in Weſtphalen mit ſchwediſchen Truppen. Sein Magazin ging zwar verloren, ſeine Armee wurde von dem Grafen Hatzfeld bei Flotha geſchlagen; aber ſeine Unternehmung hatte doch den Feind eine Zeitlang beſchäftigt und den Schweden in andern Gegenden ihre Operationen erleichtert. Noch manche ihrer andern Freunde lebten auf, wie das Glück ſich zu ihrem Vortheile erklärte, und es war ſchon Gewinn genug für ſie, daß die niederſächſiſchen Stände die Neutralität ergriffen.

Von dieſen wichtigen Vortheilen begünſtigt, und durch vierzehntauſend Mann friſcher Truppen aus Schweden und Livland verſtärkt, eröffnete Banner voll guter Hoffnungen im Jahre 1638 den Feldzug. Die Kaiſerlichen, welche Vorpommern und Mecklenburg inne hatten, verließen größtentheils ihren Poſten oder liefen ſchaarenweiſe den ſchwediſchen Fahnen zu, um dem Hunger, ihrem grimmigſten Feind in dieſen ausgeplünderten und verarmten Gegenden, zu entfliehen. So ſchrecklich hatten die bisherigen Durchzüge und Quartiere das ganze Land zwiſchen der Elbe und Oder verödet, daß Banner, um in Sachſen und Böhmen einbrechen zu können, und auf dem Wege dahin nicht mit ſeiner ganzen Armee zu verhungern, von Hinterpommern aus einen Umweg nach Niederſachſen nahm, und dann erſt durch das Halberſtädtiſche Gebiet in Kurſachſen einrückte. Die Ungeduld der niederſächſiſchen

Staaten, einen so hungrigen Gast wieder los zu werden, versorgte ihn mit dem nöthigen Proviant, daß er für seine Armee in Magdeburg Brod hatte, — in einem Lande, wo der Hunger schon den Abscheu an Menschenfleisch überwunden hatte. Er erschreckte Sachsen mit seiner verwüstenden Ankunft; aber nicht auf dieses erschöpfte Land, auf die kaiserlichen Erbländer war seine Absicht gerichtet. Bernhards Siege erhoben seinen Muth, und die wohlhabenden Provinzen des Hauses Oesterreich lockten seine Raubsucht. Nachdem er den kaiserlichen General von Salis bei Elsterberg geschlagen, die sächsische Armee bei Chemnitz zu Grunde gerichtet und Pirna erobert hatte, drang er in Böhmen mit unwiderstehlicher Macht ein, setzte über die Elbe, bedrohte Prag, eroberte Brandeis und Leutmeritz, schlug den General von Hofkirchen mit zehn Regimentern, und verbreitete Schrecken und Verwüstung durch das ganze unvertheidigte Königreich. Beute ward Alles, was sich fortschaffen ließ, und zerstört wurde, was nicht genossen und geraubt werden konnte. Um desto mehr Korn fortzuschleppen, schnitt man die Aehren von den Halmen und verderbte den Ueberrest. Ueber tausend Schlösser, Flecken und Dörfer wurden in die Asche gelegt, und oft sah man ihrer hundert in einer einzigen Nacht auflodern. Von Böhmen aus that er Streifzüge nach Schlesien, und selbst Mähren und Oesterreich sollten seine Raubsucht empfinden. Dies zu verhindern, mußte Graf Hatzfeld aus Westphalen und Piccolomini aus den Niederlanden herbeieilen. Erzherzog Leopold, ein Bruder des Kaisers, erhält den Commandostab, um die Ungeschicklichkeit seines

Vorgängers Gallas wieder gut zu machen und die Armee aus ihrem tiefen Verfalle zu erheben.

Der Ausgang rechtfertigte die getroffene Veränderung, und der Feldzug des 1640ſten Jahres ſchien für die Schweden eine ſehr nachtheilige Wendung zu nehmen. Sie werden aus einem Quartier nach dem andern in Böhmen vertrieben, und nur bemüht, ihren Raub in Sicherheit zu bringen, ziehen ſie ſich eilfertig über das meißniſche Gebirge. Aber auch durch Sachſen von dem nacheilenden Feind verfolgt und bei Plauen geſchlagen, müſſen ſie nach Thüringen ihre Zuflucht nehmen. Durch einen einzigen Sommer zu Meiſtern des Feldes gemacht, ſtürzen ſie eben ſo ſchnell wieder zu der tiefſten Schwäche herab, um ſich aufs neue zu erheben und ſo mit beſtändigem raſchem Wechſel von einem Aeußerſten zum andern zu eilen. Banners geſchwächte Macht, im Lager bei Erfurt ihrem gänzlichen Untergange nahe, erhebt ſich auf einmal wieder. Die Herzoge von Lüneburg verlaſſen den Pragiſchen Frieden und führen ihm jetzt die nämlichen Truppen zu, die ſie wenige Jahre vorher gegen ihn fechten ließen. Heſſen ſchickt Hülfe, und der Herzog von Longueville ſtößt mit der nachgelaſſenen Armee Herzog Bernhards zu ſeinen Fahnen. Den Kaiſerlichen aufs Neue an Macht überlegen, bietet ihnen Banner bei Saalfeld ein Treffen an; aber ihr Anführer Piccolomini vermeidet es klüglich, und hat eine zu gute Stellung gewählt, um dazu gezwungen zu werden. Als endlich die Bayern ſich von den Kaiſerlichen trennen und ihren Marſch gegen Franken richten, verſucht Banner auf dieſes getrennte Corps einen Angriff, den aber die Klugheit

des bayerischen Anführers, von Mercy, und die schnelle Annäherung der kaiserlichen Hauptmacht vereitelt. Beide Armeen ziehen sich nunmehr in das ausgehungerte Hessen, wo sie sich, nicht weit von einander, in ein festes Lager einschließen, bis endlich Mangel und rauhe Jahreszeit sie aus diesem verarmten Landstriche verscheuchen. Piccolomini erwählt sich die fetten Ufer der Weser zu Winterquartieren, aber überflügelt von Bannern, muß er sie den Schweden einräumen und die fränkischen Bisthümer mit seinem Besuche beläſtigen.

Um eben diese Zeit wurde zu Regensburg ein Reichstag gehalten, wo die Klagen der Stände gehört, an der Beruhigung des Reichs gearbeitet und über Krieg und Frieden ein Schluß gefaßt werden sollte. Die Gegenwart des Kaisers, die Mehrheit der katholischen Stimmen im Kurfürstenrathe, die überlegene Anzahl der Bischöfe und der Abgang von mehreren evangelischen Stimmen leitete die Verhandlungen zum Vortheil des Kaisers, und es fehlte viel, daß auf diesem Reichstage das Reich repräsentirt worden wäre. Nicht ganz mit Unrecht betrachteten ihn die Protestanten als eine Zusammenverschwörung Oesterreichs und seiner Creaturen gegen den protestantischen Theil, und in ihren Augen konnte es Verdienst scheinen, diesen Reichstag zu stören oder auseinander zu scheuchen.

Banner entwarf diesen verwegenen Anschlag. Der Ruhm seiner Waffen hatte bei dem letzten Rückzug aus Böhmen gelitten, und es bedurfte einer unternehmenden That, um seinen vorigen Glanz wieder herzustellen. Ohne Jemand zum Vertrauten seines Anschlags zu machen, verließ er in der strengsten Kälte des Winters

im Jahr 1641 ſeine Quartiere in Lüneburg, ſobald die Wege und Ströme gefroren waren. Begleitet von dem Marſchall von Guebriant, der die franzöſiſche und weimariſche Armee commandirte, richtete er durch Thüringen und das Voigtland ſeinen Marſch nach der Donau, und ſtand Regensburg gegenüber, ehe der Reichstag vor ſeiner Ankunft gewarnt werden konnte. Unbeſchreiblich groß war die Beſtürzung der verſammelten Stände, und in der erſten Angſt ſchickten ſich alle Geſandten zur Flucht an. Nur der Kaiſer erklärte, daß er die Stadt nicht verlaſſen würde, und ſtärkte durch ſein Beiſpiel die andern. Zum Unglück der Schweden fiel Thauwetter ein, daß die Donau aufging, und weder trocknen Fußes, noch wegen des ſtarken Eisgangs zu Schiffe paſſirt werden konnte. Um doch etwas gethan zu haben und den Stolz des deutſchen Kaiſers zu kränken, beging Banner die Unhöflichkeit, die Stadt mit fünfhundert Kanonenſchüſſen zu begrüßen, die aber wenig Schaden anrichteten. In dieſer Unternehmung getäuſcht, beſchloß er nunmehr, tiefer in Bayern und in das unvertheidigte Mähren zu dringen, wo eine reiche Beute und bequemere Quartiere ſeine bedürftigen Truppen erwarteten. Aber nichts konnte den franzöſiſchen General bewegen, ihm bis dahin zu folgen. Guebriant fürchtete, daß die Abſicht der Schweden ſey, die weimariſche Armee immer weiter vom Rhein zu entfernen und von aller Gemeinſchaft mit Frankreich abzuſchneiden, bis man ſie entweder gänzlich auf ſeine Seite gebracht oder doch außer Stand geſetzt habe, etwas Eigenes zu unternehmen. Er trennte ſich alſo von Bannern, um nach dem Mainſtrom zurückzukehren,

und dieſer ſah ſich auf einmal der ganzen kaiſerlichen Macht bloßgeſtellt, die, zwiſchen Regensburg und Ingolſtadt in aller Stille verſammelt, gegen ihn anrückte. Jetzt galt es, auf einen ſchnellen Rückzug zu denken, der im Angeſicht eines an Reiterei überlegenen Heeres, zwiſchen Strömen und Wäldern, in einem weit und breit feindlichen Lande, kaum anders, als durch ein Wunder möglich ſchien. Eilfertig zog er ſich nach dem Wald, um durch Böhmen nach Sachſen zu entkommen; aber drei Regimenter mußte er bei Neuburg im Stiche laſſen. Dieſe hielten durch eine ſpartaniſche Gegenwehr hinter einer ſchlechten Mauer die feindliche Macht vier ganze Tage auf, daß Banner den Vorſprung gewinnen konnte. Er entkam über Eger nach Annaberg; Piccolomini ſetzte ihm auf einem nähern Weg über Schlackenwald nach, und es kam bloß auf den Vortheil einer kleinen halben Stunde an, daß ihm der kaiſerliche General nicht bei dem Paſſe zu Priesnitz zuvor kam und die ganze ſchwediſche Macht vertilgte. Zu Zwickau vereinigte ſich Guebriant wieder mit dem Banner'ſchen Heer, und Beide richteten ihren Marſch nach Halberſtadt, nachdem ſie umſonſt verſucht hatten, die Saale zu vertheidigen und den Oeſterreichern den Uebergang zu verwehren.

Zu Halberſtadt fand endlich Banner (im Mai 1641) das Ziel ſeiner Thaten, durch kein anderes als das Gift der Unmäßigkeit und des Verdruſſes getödtet. Mit großem Ruhme, obgleich mit abwechſelndem Glück, behauptete er das Anſehen der ſchwediſchen Waffen in Deutſchland und zeigte ſich durch eine Kette von Siegesthaten ſeines großen Lehrers in der Kriegskunſt

werth. Er war reich an Anſchlägen, die er geheimnißvoll bewahrte und raſch vollſtreckte, beſonnen in Gefahren, in der Widerwärtigkeit größer als im Glück und nie mehr furchtbar, als wenn man ihn am Rande des Verderbens glaubte. Aber die Tugenden des Kriegshelden waren in ihm mit allen Unarten und Laſtern gepaart, die das Waffenhandwerk erzeugt oder doch in Schutz nimmt. Eben ſo gebieteriſch im Umgang als vor der Fronte ſeines Heers, rauh wie ſein Gewerbe und ſtolz wie ein Eroberer, drückte er die deutſchen Fürſten nicht weniger durch ſeinen Uebermuth als durch ſeine Erpreſſungen ihre Länder. Für die Beſchwerden des Kriegs entſchädigte er ſich durch die Freuden der Tafel und in den Armen der Wolluſt, die er bis zum Uebermaße trieb und endlich mit einem frühen Tode büßen mußte. Aber üppig, wie ein Alexander und Mahomet der Zweite, ſtürzte er ſich mit gleicher Leichtigkeit aus den Armen der Wolluſt in die härteſte Arbeit des Kriegs, und in ſeiner ganzen Feldherrngröße ſtand er da, als die Armee über den Weichling murrte. Gegen achtzigtauſend Mann fielen in den zahlreichen Schlachten, die er lieferte, und gegen ſechshundert feindliche Standarten und Fahnen, die er nach Stockholm ſandte, beurkundeten ſeine Siege. Der Verluſt dieſes großen Führers wurde von den Schweden bald aufs empfindlichſte gefühlt, und man fürchtete, daß er nicht zu erſetzen ſeyn würde. Der Geiſt der Empörung und Zügelloſigkeit, durch das überwiegende Anſehen dieſes gefürchteten Generals in Schranken gehalten, erwachte, ſobald er dahin war. Die Officiere fordern mit furchtbarer

Einſtimmigkeit ihre Rückſtände, und keiner der vier Generale, die ſich nach Bannern in das Commando theilen, beſitzt Anſehen genug, dieſen ungeſtümen Mahnern Genüge zu leiſten oder Stillſchweigen zu gebieten. Die Kriegszucht erſchlafft; der zunehmende Mangel und die kaiſerlichen Abrufungsſchreiben vermindern mit jedem Tage die Armee; die franzöſiſch-weimariſchen Völker beweiſen wenig Eifer; die Lüneburger verlaſſen die ſchwediſchen Fahnen, da die Fürſten des Hauſes Braunſchweig nach dem Tode Herzogs Georg ſich mit dem Kaiſer vergleichen; und endlich ſondern ſich auch die Heſſen von ihnen ab, um in Weſtphalen beſſere Quartiere zu ſuchen. Der Feind benutzt dieſes verderbliche Zwiſchenreich, und, obgleich in zwei Actionen aufs Haupt geſchlagen, gelingt es ihm, beträchtliche Fortſchritte in Niederſachſen zu machen.

Endlich erſchien der neu ernannte ſchwediſche Generaliſſimus mit friſchem Geld und Soldaten. Bernhard Torſtenſohn war es, ein Zögling Guſtav Adolphs und der glücklichſte Nachfolger dieſes Helden, dem er ſchon in dem polniſchen Kriege als Page zur Seite ſtand. Von dem Podagra gelähmt und an die Sänfte geſchmiedet, beſiegte er alle ſeine Gegner durch Schnelligkeit, und ſeine Unternehmungen hatten Flügel, während daß ſein Körper die ſchrecklichſte aller Feſſeln trug. Unter ihm verändert ſich der Schauplatz des Krieges, und neue Maximen herrſchen, die die Noth gebietet und der Erfolg rechtfertigt. Erſchöpft ſind alle Länder, um die man bisher geſtritten hatte, und in ſeinen hinterſten Landen unangefochten, fühlt

das Haus Oesterreich den Jammer des Krieges nicht, unter welchem ganz Deutschland blutet. Torstensohn verschaffte ihm zuerst diese bittere Erfahrung, sättigt seine Schweden an dem fetten Tisch Oesterreichs und wirft den Feuerbrand bis an den Thron des Kaisers.

In Schlesien hatte der Feind beträchtliche Vortheile über den schwedischen Anführer Stalhantsch erfochten und ihn nach der Neumark gejagt. Torstensohn, der sich im Lüneburgischen mit der schwedischen Hauptmacht vereinigt hatte, zog ihn an sich und brach im Jahr 1642 durch Brandenburg, das unter dem großen Kurfürsten angefangen hatte, eine gewaffnete Neutralität zu beobachten, plötzlich in Schlesien ein. Glogau wird ohne Approche, ohne Bresche, mit dem Degen in der Faust erstiegen, der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg bei Schweidnitz geschlagen und selbst erschossen, Schweidnitz, wie fast das ganze diesseits der Oder gelegene Schlesien, erobert. Nun drang er mit unaufhaltsamer Gewalt bis in das Innerste von Mähren, wohin noch kein Feind des Hauses Oesterreich gekommen war, bemeisterte sich der Stadt Olmütz und machte selbst die Kaiserstadt beben. Unterdessen hatten Piccolomini und Erzherzog Leopold eine überlegene Macht versammelt, die den schwedischen Eroberer aus Mähren und bald auch, nach einem vergeblichen Versuch auf Brieg, aus Schlesien verscheuchte. Durch Wrangeln verstärkt, wagte er sich zwar aufs Neue dem überlegenen Feind entgegen und entsetzte Großglogau; aber er konnte weder den Feind zum Schlagen bringen, noch seine Absicht auf Böhmen ausführen. Er überschwemmte nun die Lausitz, wo er im Angesichte des Feindes

Zittau wegnahm und nach einem kurzen Aufenthalt ſeinen Marſch durch Meißen an die Elbe richtete, die er bei Torgau paſſirte. Jetzt bedrohte er Leipzig mit einer Belagerung und machte ſich Hoffnung, in dieſer wohlhabenden, ſeit zehn Jahren verſchont gebliebenen Stadt einen reichlichen Vorrath an Lebensmitteln und ſtarke Brandſchatzungen zu erheben.

Sogleich eilen die Kaiſerlichen unter Leopold und Piccolomini über Dresden zum Entſatz herbei, und Torſtenſohn, um nicht zwiſchen der Armee und der Stadt eingeſchloſſen zu werden, rückt ihnen beherzt und in voller Schlachtordnung entgegen. Durch einen wunderbaren Kreislauf der Dinge traf man jetzt wieder auf dem nämlichen Boden zuſammen, den Guſtav Adolph eilf Jahre vorher durch einen entſcheidenden Sieg merkwürdig gemacht hatte, und der Vorfahren Heldentugend erhitzte ihre Nachfolger zu einem edlen Wettſtreit auf dieſer heiligen Erde. Die ſchwediſchen Generale Stalhantſch und Willenberg werfen ſich auf den noch nicht ganz in Ordnung geſtellten linken Flügel der Oeſterreicher mit ſolchem Ungeſtüm, daß die ganze ihn bedeckende Reiterei über den Haufen gerannt und zum Treffen unbrauchbar gemacht wird. Aber auch dem linken der Schweden drohte ſchon ein ähnliches Schickſal, als ihm der ſiegende rechte zu Hülfe kam dem Feind in den Rücken und in die Flanken fiel und ſeine Linien trennte. Die Infanterie beider Theile ſtand einer Mauer gleich und wehrte ſich, nachdem alles Pulver verſchoſſen war, mit umgekehrten Muskeeten, bis endlich die Kaiſerlichen, von allen Seiten umringt, nach einem dreiſtündigen Gefechte das Feld räumen

mußten. Die Anführer beider Armeen hatten ihr Aeußerſtes gethan, ihre fliehenden Völker aufzuhalten, und Erzherzog Leopold war mit ſeinem Regimente der Erſte beim Angriff und der Letzte auf der Flucht. Ueber dreitauſend Mann und zwei ihrer beſten Generale, Schlangen und Lilienhoek, koſtete den Schweden dieſer Sieg. Von den Kaiſerlichen blieben fünftauſend auf dem Platze, und beinahe eben ſo viele wurden zu Gefangenen gemacht. Ihre ganze Artillerie von ſechsundvierzig Kanonen, das Silbergeſchirr und die Kanzlei des Erzherzogs, die ganze Bagage der Armee fiel in der Sieger Hände. Torſtenſohn, zu ſehr geſchwächt durch ſeinen Sieg, um den Feind verfolgen zu können, rückte vor Leipzig, die geſchlagene Armee nach Böhmen, wo die flüchtigen Regimenter ſich wieder ſammelten. Erzherzog Leopold konnte dieſe verlorene Schlacht nicht verſchmerzen, und das Cavallerie-Regiment, das durch ſeine frühe Flucht dazu Anlaß gegeben, erfuhr die Wirkungen ſeines Grimms. Zu Rackonitz in Böhmen erklärte er es im Angeſicht der übrigen Truppen für ehrlos, beraubte es aller ſeiner Pferde, Waffen und Inſignien, ließ ſeine Standarten zerreißen, mehrere ſeiner Officiere und von den Gemeinen den zehnten Mann zum Tode verurtheilen.

Leipzig ſelbſt, welches drei Wochen nach dem Treffen bezwungen wurde, war die ſchönſte Beute des Siegers. Die Stadt mußte das ganze ſchwediſche Heer neu bekleiden und ſich mit drei Tonnen Goldes, wozu auch die fremden Handlungshäuſer, die ihre Waarenlager darin hatten, mit Taxen beſchwert wurden, von der Plünderung loskaufen. Torſtenſohn rückte noch

im Winter vor Freiberg, trotzte vor dieſer Stadt mehrere Wochen lang dem Grimm der Witterung und hoffte durch ſeine Beharrlichkeit den Muth der Belagerten zu ermüden. Aber er opferte nur ſeine Truppen auf, und die Annäherung des kaiſerlichen Generals Piccolomini nöthigte ihn endlich, mit ſeiner geſchwächten Armee ſich zurückzuziehen. Doch achtete er es ſchon für Gewinn, daß auch der Feind die Ruhe der Winterquartiere, deren er ſich freiwillig beraubte, zu entbehren genöthigt ward und in dieſem ungünſtigen Winterfeldzug über dreitauſend Pferde einbüßte. Er machte nun eine Bewegung gegen die Oder, um ſich durch die Garniſonen aus Pommern und Schleſien zu verſtärken; aber mit Blitzesſchnelligkeit ſtand er wieder an der böhmiſchen Gränze, durchflog dieſes Königreich und — entſetzte Olmütz in Mähren, das von den Kaiſerlichen hart geängſtigt wurde. Aus ſeinem Lager bei Dobitſchau, zwei Meilen von Olmütz, beherrſchte er ganz Mähren, drückte es mit ſchweren Erpreſſungen und ließ bis an die Brücken von Wien ſeine Schaaren ſtreifen. Umſonſt bemühte ſich der Kaiſer, zu Vertheidigung dieſer Provinz den ungariſchen Adel zu bewaffnen; dieſer berief ſich auf ſeine Privilegien und wollte außerhalb ſeinem Vaterlande nicht dienen. Ueber dieſer fruchtloſen Unterhandlung verlor man die Zeit für einen thätigen Widerſtand und ließ die ganze Provinz Mähren den Schweden zum Raube werden.

Während daß Bernhard Torſtenſohn durch ſeine Märſche und Siege Freund und Feind in Erſtaunen ſetzte, hatten ſich die Armeen der Alliirten in andern Theilen des Reichs nicht unthätig verhalten.

Die Heſſen und Weimariſchen unter dem Grafen von Eberſtein und dem Marſchall von Guebriant waren in das Erzſtift Köln eingefallen, um dort ihre Winterquartiere zu beziehen. Um ſich dieſer räuberiſchen Gäſte zu erwehren, rief der Kurfürſt den kaiſerlichen General von Hatzfeld herbei und verſammelte ſeine eigenen Truppen unter dem General Lamboy. Dieſen griffen die Alliirten (im Jänner 1642) bei Kempen an und ſchlugen ihn in einer großen Schlacht, daß zweitauſend blieben und noch einmal ſo viel zu Gefangenen gemacht wurden. Dieſer wichtige Sieg öffnete ihm das ganze Kurfürſtenthum und die angränzenden Lande, daß ſie nicht nur ihre Quartiere darin behaupteten, ſondern auch große Verſtärkungen an Soldaten und Pferden daraus zogen.

Guebriant überließ den heſſiſchen Völkern ihre Eroberungen am Niederrhein gegen den Grafen von Hatzfeld zu vertheidigen und näherte ſich Thüringen, um Torſtenſohns Unternehmungen in Sachſen zu unterſtützen. Aber anſtatt ſeine Macht mit der ſchwediſchen zu vereinigen, eilte er zurück nach dem Main- und Rheinſtrom, von dem er ſich ſchon weiter, als er ſollte, entfernt hatte. Da ihm die Bayern unter Mercy und Johann von Werth in der Markgrafſchaft Baden zuvorgekommen waren, ſo irrte er viele Wochen lang, dem Grimm der Witterung preisgegeben, ohne Obdach umher, und mußte gewöhnlich auf dem Schnee campiren, bis er im Breisgau endlich ein kümmerliches Unterkommen fand. Zwar zeigte er ſich im folgenden Sommer wieder im Felde und beſchäftigte in Schwaben das bayeriſche Heer, daß es die Stadt

Thionville in den Niederlanden, welche Condé belagerte, nicht entsetzen sollte. Aber bald ward er von dem überlegenen Feind in das Elsaß zurückgedrückt, wo er eine Verstärkung erwartete.

Der Tod des Cardinals Richelieu, der im November des Jahrs 1642 erfolgt war, und der Thron- und Ministerwechsel, den das Absterben Ludwigs des Dreizehnten im Mai 1643 nach sich zog, hatte die Aufmerksamkeit Frankreichs eine Zeit lang von dem deutschen Kriege abgezogen und diese Unthätigkeit im Felde bewirkt. Aber Mazarin, der Erbe von Richelieu's Macht, Grundsätzen und Entwürfen, verfolgte den Plan seines Vorgängers mit erneuertem Eifer, wie theuer auch der französische Unterthan diese politische Größe Frankreichs bezahlte. Wenn Richelieu die Hauptstärke der Armee gegen Spanien gebrauchte, so kehrte sie Mazarin gegen den Kaiser und machte durch die Sorgfalt, die er dem Kriege in Deutschland widmete, seinen Ausspruch wahr, daß die deutsche Armee der rechte Arm seines Königs und der Wall der französischen Staaten sey. Er schickte dem Feldmarschall von Guebriant, gleich nach der Einnahme von Thionville, eine beträchtliche Verstärkung ins Elsaß; und damit diese Truppen sich den Mühseligkeiten des deutschen Kriegs desto williger unterziehen möchten, mußte der berühmte Sieger bei Rocroy, Herzog von Enghien, nachheriger Prinz von Condé, sie in eigener Person dahin führen. Jetzt fühlte sich Guebriant stark genug, um in Deutschland wieder mit Ehren auftreten zu können. Er eilte über den Rhein zurück, um sich in Schwaben bessere Winterquartiere zu suchen,

und machte ſich auch wirklich zum Meiſter von Rottweil, wo ihm ein bayeriſches Magazin in die Hände fiel. Aber dieſer Platz wurde theurer bezahlt, als er werth war, und ſchneller, als er gewonnen worden, wieder verloren. Guebriant erhielt eine Wunde im Arm, welche die ungeſchickte Hand ſeines Wundarztes tödtlich machte, und die Größe ſeines Verluſtes wurde noch ſelbſt an dem Tage ſeines Todes kund.

Die franzöſiſche Armee, durch die Expedition in einer ſo rauhen Jahreszeit merklich vermindert, hatte ſich nach der Einnahme von Rottweil in die Gegend von Tuttlingen gezogen, wo ſie, ohne alle Ahndung eines feindlichen Beſuchs, in tiefer Sicherheit raſtet. Unterdeſſen verſammelt der Feind eine große Macht, die bedenkliche Feſtſetzung der Franzoſen jenſeits des Rheins und in einer ſo großen Nähe von Bayern zu hindern, und dieſe Gegend von ihren Erpreſſungen zu befreien. Die Kaiſerlichen, von Hatzfeld angeführt, verbinden ſich mit der bayeriſchen Macht, welche Mercy befehligt, und auch der Herzog von Lothringen, den man in dieſem ganzen Kriege überall, nur nicht in ſeinem Herzogthum findet, ſtößt mit ſeinen Truppen zu ihren vereinigten Fahnen. Der Anſchlag wird gefaßt, die Quartiere der Franzoſen in Tuttlingen und den angränzenden Dörfern aufzuſchlagen, d. i. ſie unvermuthet zu überfallen; eine in dieſem Kriege ſehr beliebte Art von Expeditionen, die, weil ſie immer und nothwendig mit Verwirrung verknüpft war, gewöhnlich mehr Blut koſtete, als geordnete Schlachten. Hier war ſie um ſo mehr an ihrem Platze, da der franzöſiſche Soldat in dergleichen Unternehmungen unerfahren,

von einem deutſchen Winter ganz andere Begriffe hegte, und durch die Strenge der Jahrszeit ſich gegen jede Ueberraſchung für hinlänglich geſichert hielt. Johann von Werth, ein Meiſter in dieſer Art Krieg zu führen, der ſeit einiger Zeit gegen Guſtav Horn war ausgewechſelt worden, führte die Unternehmung an und brachte ſie auch über alle Erwartung glücklich zu Stande.

Man that den Angriff von einer Seite, wo er der vielen engen Päſſe und Waldungen wegen am wenigſten erwartet werden konnte, und ein ſtarker Schnee, der an eben dieſem Tage (den 24ſten des Novembers 1643) fiel, verbarg die Annäherung des Vortrabs, bis er im Angeſichte von Tuttlingen Halt machte. Die ganze außerhalb des Orts verlaſſen ſtehende Artillerie wird, ſo wie das nahe liegende Schloß Honberg, ohne Widerſtand erobert, ganz Tuttlingen von der nach und nach eintreffenden Armee umzingelt und aller Zuſammenhang der in den Dörfern umher zerſtreuten feindlichen Quartiere ſtill und plötzlich gehemmt. Die Franzoſen waren alſo ſchon beſiegt, ehe man eine Kanone abbrannte. Die Reiterei dankte ihre Rettung der Schnelligkeit ihrer Pferde und den wenigen Minuten, welche ſie vor dem nachſetzenden Feinde voraus hatte. Das Fußvolk ward zuſammengehauen oder ſtreckte freiwillig das Gewehr. Gegen zweitauſend bleiben, ſiebentauſend geben ſich mit fünfundzwanzig Stabsoffizieren und neunzig Capitäns gefangen. Dies war wohl in dieſem ganzen Kriege die einzige Schlacht, welche auf die verlierende und die gewinnende Partei ohngefähr den nämlichen Eindruck machte; beide waren deutſche, und die Franzoſen hatten ſich beſchimpft. Das Andenken

dieſes unholden Tages, der hundert Jahre ſpäter bei Roßbach wieder erneuert ward, wurde in der Folge zwar durch die Heldenthaten eines Türenne und Condé wieder ausgelöſcht, aber es war den Deutſchen zu gönnen, wenn ſie ſich für das Elend, das die franzöſiſche Politik über ſie häufte, mit einem Gaſſenhauer auf die franzöſiſche Tapferkeit bezahlt machten.

Dieſe Niederlage der Franzoſen hätte indeſſen den Schweden ſehr verderblich werden können, da nunmehr die ganze ungetheilte Macht des Kaiſers gegen ſie losgelaſſen wurde, und die Zahl ihrer Feinde in dieſer Zeit noch um einen vermehrt worden war. Torſtenſohn hatte Mähren im September 1643 plötzlich verlaſſen und ſich nach Schleſien gezogen. Niemand wußte die Urſache ſeines Aufbruchs, und die oft veränderte Richtung ſeines Marſches trug dazu bei, die Ungewißheit zu vermehren. Von Schleſien aus näherte er ſich unter mancherlei Krümmungen der Elbe, und die Kaiſerlichen folgten ihm bis in die Lauſitz nach. Er ließ bei Torgau eine Brücke über die Elbe ſchlagen und ſprengte aus, daß er durch Meißen in die obere Pfalz und in Bayern dringen würde. Auch bei Barby ſtellte er ſich an, als wollte er dieſen Strom paſſiren, zog ſich aber immer weiter die Elbe hinab, bis Havelberg, wo er ſeiner erſtaunten Armee bekannt machte, daß er ſie nach Holſtein gegen die Dänen führe.

Längſt ſchon hatte die Parteilichkeit, welche König Chriſtian der Vierte bei dem von ihm übernommenen Mittleramte gegen die Schweden blicken ließ, die Eiferſucht, womit er dem Fortgang ihrer Waffen entgegen arbeitete, die Hinderniſſe, die er der ſchwediſchen

Schifffahrt im Sund entgegenſetzte, und die Laſten, mit denen er ihren aufblühenden Handel beſchwerte, den Unwillen dieſer Krone gereizt, und endlich, da der Kränkungen immer mehrere wurden, ihre Rache aufgefordert. Wie gewagt es auch ſchien, ſich in einen neuen Krieg zu verwickeln, während daß man unter der Laſt des alten, mitten unter gewonnenen Siegen, beinahe zu Boden ſank, ſo erhob doch die Rachbegierde und ein verjährter Nationalhaß den Muth der Schweden über alle dieſe Bedenklichkeiten, und die Verlegenheiten ſelbſt, in welche man ſich durch den Krieg in Deutſchland verwickelt ſah, waren ein Beweggrund mehr, ſein Glück gegen Dänemark zu verſuchen. Es war endlich ſo weit gekommen, daß man den Krieg nur fortſetzte, um den Truppen Arbeit und Brod zu verſchaffen, daß man faſt bloß um den Vortheil der Winterquartiere ſtritt und, die Armee gut untergebracht zu haben, höher als eine gewonnene Hauptſchlacht ſchätzte. Aber faſt alle Provinzen des deutſchen Reichs waren verödet und ausgezehrt; es fehlte an Proviant, an Pferden und Menſchen, und an allem dieſem hatte Holſtein Ueberfluß. Gewann man auch weiter nichts, als daß man die Armee in dieſer Provinz recrutirte, Pferde und Soldaten ſättigte, und die Reiterei beſſer beritten machte — ſo war der Erfolg ſchon der Mühe und Gefahr des Verſuchs werth. Auch kam jetzt bei Eröffnung des Friedensgeſchäfts Alles darauf an, den nachtheiligen däniſchen Einfluß auf die Friedensunterhandlungen zu hemmen, den Frieden ſelbſt, der die ſchwediſche Krone nicht ſehr zu begünſtigen ſchien, durch Verwirrung der Intereſſen möglichſt zu verzögern und, da es auf

Bestimmung einer Genugthuung ankam, die Zahl seiner Eroberungen zu vermehren, um die einzige, welche man zu behalten wünschte, desto gewisser zu erlangen. Die schlechte Verfassung des dänischen Reichs berechtigte zu noch größeren Hoffnungen, wenn man nur den Anschlag schnell und verschwiegen ausführte. Wirklich beobachtete man in Stockholm das Geheimniß so gut, daß die dänischen Minister nicht das Geringste davon argwohnten, und weder Frankreich noch Holland wurde in das Geheimniß gezogen. Der Krieg selbst war die Kriegserklärung, und Torstensohn stand in Holstein, ehe man eine Feindseligkeit ahndete. Durch keinen Widerstand aufgehalten, ergießen sich die schwedischen Truppen wie eine Ueberschwemmung durch dieses Herzogthum, und bemächtigen sich aller festen Plätze desselben, Rendsburg und Glückstadt ausgenommen. Eine andere Armee bricht in Schonen ein, welches gleich wenig Widerstand leistet, und nur die stürmische Jahrszeit verhindert die Anführer, den kleinen Belt zu passiren, und den Krieg selbst nach Fünen und Seeland zu wälzen. Die dänische Flotte verunglückt bei Femern, und Christian selbst, der sich auf derselben befindet, verliert durch einen Splitter sein rechtes Auge. Abgeschnitten von der weit entlegenen Macht des Kaisers, seines Bundesgenossen, steht dieser König auf dem Punkte, sein ganzes Reich von der schwedischen Macht überschwemmt zu sehen, und es ließ sich in allem Ernst zu Erfüllung der Wahrsagung an, die man sich von dem berühmten Tycho Brahe erzählte, daß Christian der Vierte im Jahr 1644 mit einem bloßen Stecken aus seinem Reiche würde wandern müssen.

Aber der Kaiſer durfte nicht gleichgültig zuſehen, daß Dänemark den Schweden zum Opfer wurde, und der Raub dieſes Königreichs ihre Macht vermehrte. Wie groß auch die Schwierigkeiten waren, die ſich einem ſo weiten Marſch durch lauter ausgehungerte Länder entgegenſetzten, ſo ſäumte er doch nicht, den Grafen von Gallas, dem nach dem Austritt des Piccolomini das Obercommando über die Truppen aufs neue war anvertraut worden, mit einer Armee nach Holſtein zu ſenden. Gallas erſchien auch wirklich in dieſem Herzogthum, eroberte Kiel, und hoffte, nach der Vereinigung mit den Dänen, die ſchwediſche Armee in Jütland einzuſchließen. Zugleich wurden die Heſſen und der ſchwediſche General von Königsmark durch Hatzfeld und durch den Erzbiſchof von Bremen, den Sohn Chriſtians des Vierten, beſchäftigt, und der Letztere durch einen Angriff auf Meißen nach Sachſen gezogen. Aber Torſtenſohn drang durch den unbeſetzten Paß zwiſchen Schleswig und Stapelholm, ging mit ſeiner neugeſtärkten Armee dem Gallas entgegen, und drückte ihn den ganzen Elbſtrom hinauf bis gen Bernburg, wo die Kaiſerlichen ein feſtes Lager bezogen. Torſtenſohn paſſirte die Saale, und nahm eine ſolche Stellung, daß er den Feinden in den Rücken kam, und ſie von Sachſen und Böhmen abſchnitt. Da riß der Hunger in ihrem Lager ein und richtete den größten Theil der Armee zu Grunde; der Rückzug nach Magdeburg verbeſſerte nichts an dieſer verzweifelten Lage. Die Cavallerie, welche nach Schleſien zu entkommen ſuchte, wird von Torſtenſohn bei Jüterbock eingeholt und zerſtreut, die übrige Armee, nach einem vergeblichen Verſuch, ſich

mit dem Schwert in der Hand durchzuſchlagen, bei Magdeburg faſt ganz aufgerieben. Von ſeiner großen Macht brachte Gallas bloß einige tauſend Mann und den Ruhm zurück, daß kein größerer Meiſter zu finden ſey, eine Armee zu ruiniren. Nach dieſem verunglückten Verſuch zu ſeiner Befreiung ſuchte der König von Dänemark den Frieden, und erhielt ihn zu Bremſeboor im Jahre 1645 unter harten Bedingungen.

Torſtenſohn verfolgte ſeinen Sieg. Während daß einer ſeiner Untergenerale, Axel Lilienſtern, Kurſachſen ängſtigte, und Königsmark ganz Bremen ſich unterwürfig machte, brach er ſelbſt an der Spitze von ſechzehntauſend Mann und mit achtzig Kanonen in Böhmen ein, und ſuchte nun den Krieg aufs neue in die Erbſtaaten Oeſterreichs zu verpflanzen. Ferdinand eilte auf dieſe Nachricht ſelbſt nach Prag, um durch ſeine Gegenwart den Muth ſeiner Völker zu entflammen, und, da es ſo ſehr an einem tüchtigen General und den vielen Befehlshabern an Uebereinſtimmung fehlte, in der Nähe der Kriegsſcenen deſto ſchneller und nachdrücklicher wirken zu können. Auf ſeinen Befehl verſammelte Hatzfeld die ganze öſterreichiſche und bayeriſche Macht, und ſtellte ſie — das letzte Heer des Kaiſers und der letzte Wall ſeiner Staaten — wider ſeinen Rath und Willen, dem eindringenden Feinde bei Jankau oder Jankowitz am 24ſten Februar 1645 entgegen. Ferdinand verließ ſich auf ſeine Reiterei, welche dreitauſend Pferde mehr als die feindliche zählte, und auf die Zuſage der Jungfrau Maria, die ihm im Traum erſchienen und einen gewiſſen Sieg verſprochen hatte.

Die Ueberlegenheit der Kaiſerlichen ſchreckte Torſtenſohn nicht ab, der nie gewohnt war, ſeine Feinde zu zählen. Gleich beim erſten Angriff wurde der linke Flügel, den der liguiſtiſche General von Götz in eine ſehr unvortheilhafte Gegend zwiſchen Teichen und Wäldern verwickelt hatte, völlig in Unordnung gebracht, der Anführer ſelbſt mit dem größten Theil ſeiner Völker erſchlagen und beinahe die ganze Kriegsmunition der Armee erbeutet. Dieſer unglückliche Anfang entſchied das Schickſal des ganzen Treffens. Die Schweden bemächtigten ſich, immer vorwärts dringend, der wichtigſten Anhöhen, und nach einem achtſtündigen blutigen Gefechte, nach einem wüthenden Anlauf der kaiſerlichen Reiterei und dem tapferſten Widerſtand des Fußvolks, waren ſie Meiſter vom Schlachtfelde. Zweitauſend Oeſterreicher blieben auf dem Platze, und Hatzfeld ſelbſt mußte ſich mit dreitauſend gefangen geben. Und ſo war denn an einem Tage der beſte General und das letzte Heer des Kaiſers verloren.

Dieſer entſcheidende Sieg bei Jankowitz öffnete auf einmal dem Feinde alle öſterreichiſchen Lande. Ferdinand entfloh eilig nach Wien, um für die Vertheidigung dieſer Stadt zu ſorgen, und ſich ſelbſt, ſeine Schätze und ſeine Familie in Sicherheit zu bringen. Auch währte es nicht lange, ſo brachen die ſiegenden Schweden in Mähren und Oeſterreich wie eine Waſſerflut herein. Nachdem ſie beinahe das ganze Mähren erobert, Brünn eingeſchloſſen, von allen feſten Schlöſſern und Städten bis an die Donau Beſitz genommen, und endlich ſelbſt die Schanze an der Wolfsbrücke, unfern von Wien erſtiegen, ſtehen ſie endlich im Geſicht dieſer

Kaiſerſtadt, und die Sorgfalt, mit der ſie die eroberten Plätze befeſtigten, ſcheint keinen kurzen Beſuch anzudeuten. Nach einem langen verderblichen Umweg durch alle Provinzen des deutſchen Reiches krümmt ſich endlich der Kriegsſtrom rückwärts zu ſeinem Anfang, und der Knall des ſchwediſchen Geſchützes erinnert die Einwohner Wiens an jene Kugeln, welche die böhmiſchen Rebellen vor ſiebenundzwanzig Jahren in die Kaiſersburg warfen. Dieſelbe Kriegsbühne führt auch dieſelben Werkzeuge des Angriffs zurück. Wie Bethlen Gabor von den rebelliſchen Böhmen, ſo wird jetzt ſein Nachfolger Ragotzy von Torſtenſohn zum Beiſtand herbei gerufen; ſchon iſt Ober-Ungarn von ſeinen Truppen überſchwemmt und täglich fürchtet man ſeine Vereinigung mit den Schweden. Johann Georg von Sachſen, durch die ſchwediſchen Einquartierungen in ſeinem Lande aufs Aeußerſte gebracht, hülflos gelaſſen von dem Kaiſer, der ſich nach dem Jankauiſchen Treffen ſelbſt nicht beſchützen kann, ergreift endlich das letzte und einzige Rettungsmittel, einen Stillſtand mit den Schweden zu ſchließen, der von Jahr zu Jahr bis zum allgemeinen Frieden verlängert wird. Der Kaiſer verliert einen Freund, indem an den Thoren ſeines Reichs ein neuer Feind gegen ihn aufſteht, indem ſeine Kriegsheere ſchmelzen und ſeine Bundesgenoſſen an andern Enden Deutſchlands geſchlagen werden. Denn auch die franzöſiſche Armee hatte den Schimpf der Tuttlinger Niederlage durch einen glänzenden Feldzug wieder ausgelöſcht, und die ganze Macht Bayerns am Rhein und in Schwaben beſchäftigt. Mit neuen Truppen aus Frankreich verſtärkt, die der große und jetzt ſchon durch ſeine Siege in Italien verherrlichte

Turenne dem Herzog von Enghien zuführte, erſchienen ſie am 3ten Auguſt 1644 vor Freiburg, welches Mercy kurz vorher erobert hatte, und mit ſeiner ganzen, aufs Beſte verſchanzten Armee bedeckte. Das Ungeſtüm der franzöſiſchen Tapferkeit ſcheiterte zwar an der Standhaftigkeit der Bayern, und der Herzog von Enghien mußte ſich zum Rückzug entſchließen, nachdem er bei ſechstauſend ſeiner Leute umſonſt hingeſchlachtet hatte. Mazarin vergoß Thränen über dieſen großen Verluſt, den aber der herzloſe, für den Ruhm allein empfindliche Condé nicht achtete. „Eine einzige Nacht in Paris," hörte man ihn ſagen, „gibt mehr Menſchen das Leben, als dieſe Action getödtet hat." Indeſſen hatte doch dieſe mörderiſche Schlacht die Bayern ſo ſehr entkräftet, daß ſie, weit entfernt, das bedrängte Oeſterreich zu entſetzen, nicht einmal die Rheinufer vertheidigen konnten. Speyer, Worms, Mannheim ergeben ſich, das feſte Philippsburg wird durch Mangel bezwungen, und Mainz ſelbſt eilt, durch eine zeitige Unterwerfung den Sieger zu entwaffnen.

Was Oeſterreich und Mähren am Anfange des Krieges gegen die Böhmen gerettet hatte, rettete es auch jetzt gegen Torſtenſohn. Ragotzy war zwar mit ſeinen Völkern, fünfundzwanzigtauſend an der Zahl, bis an die Donau in die Nähe des ſchwediſchen Lagers gedrungen; aber dieſe undisciplinirten und rohen Schaaren verwüſteten nur das Land, und vermehrten den Mangel im Lager der Schweden, anſtatt daß ſie die Unternehmungen Torſtenſohns durch eine zweckmäßige Wirkſamkeit hätten befördern ſollen. Dem Kaiſer Tribut, dem Unterthan Geld und Gut abzuängſtigen, war

der Zweck, der den Ragotzy wie Bethlen Gaborn ins Feld rief, und beide gingen heim, sobald sie diese Absicht erreicht hatten. Ferdinand, um seiner los zu werden, bewilligte dem Barbaren, was er nur immer forderte, und befreite durch ein geringes Opfer seine Staaten von diesem furchtbaren Feinde.

Unterdessen hatte sich die Hauptmacht der Schweden in einem langwierigen Lager vor Brünn aufs Aeußerste geschwächt. Torstenson, der selbst dabei commandirte, erschöpfte vier Monate lang umsonst seine ganze Belagerungskunst; der Widerstand war dem Angriff gleich, und Verzweiflung erhöhte den Muth des Commandanten de Souches, eines schwedischen Ueberläufers, der keinen Pardon zu hoffen hatte. Die Wuth der Seuchen, welche Mangel, Unreinlichkeit und der Genuß unreifer Früchte in seinem langwierigen verpesteten Lager erzeugte, und der schnelle Abzug des Siebenbürgers nöthigten endlich den schwedischen Befehlshaber, die Belagerung aufzuheben. Da alle Päße an der Donau besetzt, seine Armee aber durch Krankheit und Hunger schon sehr geschmolzen war, so entsagte er seiner Unternehmung auf Oesterreich und Mähren, begnügte sich, durch Zurücklassung schwedischer Besatzungen in den eroberten Schlössern, einen Schlüssel zu beiden Provinzen zu behalten, und nahm seinen Weg nach Böhmen, wohin ihm die Kaiserlichen unter dem Erzherzog Leopold folgten. Welche der verlorenen Plätze von dem letztern noch nicht wieder erobert waren, wurden nach seinem Abzug von dem kaiserlichen General Bucheim bezwungen, so daß die österreichische Gränze in dem folgenden Jahr wieder völlig von Feinden gereinigt war, und das

zitternde Wien mit dem bloßen Schrecken davon kam. Auch in Böhmen und Schleſien behaupteten ſich die Schweden nur mit ſehr abwechſelndem Glück, und durchirrten beide Länder, ohne ſich darin behaupten zu können. Aber wenn auch der Erfolg der Torſtenſohniſchen Unternehmung ihrem vielverſprechenden Anfang nicht ganz gemäß war, ſo hatte ſie doch für die ſchwediſche Partei die entſcheidendſten Folgen. Dänemark wurde dadurch zum Frieden, Sachſen zum Stillſtand genöthigt, der Kaiſer bei dem Friedenscongreſſe nachgiebiger, Frankreich gefälliger, und Schweden ſelbſt in ſeinem Betragen gegen die Kronen zuverſichtlicher und kühner gemacht. Seiner großen Pflicht ſo glänzend entledigt, trat der Urheber dieſer Vortheile, mit Lorbeern geſchmückt, in die Stille des Privatſtandes zurück, um gegen die Qualen ſeiner Krankheit Linderung zu ſuchen.

Von der böhmiſchen Seite zwar ſah ſich der Kaiſer nach Torſtenſohns Abzug vor einem feindlichen Einbruch geſichert; aber bald näherte ſich von Schwaben und Bayern her eine neue Gefahr den öſterreichiſchen Gränzen. Turenne, der ſich von Condé getrennt und nach Schwaben gewendet hatte, war im Jahr 1645 unweit Mergentheim von Mercy aufs Haupt geſchlagen worden, und die ſiegenden Bayern drangen unter ihrem tapfern Anführer in Heſſen ein. Aber der Herzog von Enghien eilte ſogleich mit einem beträchtlichen Succurs aus dem Elſaß, Königsmark aus Mähren, die Heſſen von dem Rheinſtrom herbei, das geſchlagene Heer zu verſtärken, und die Bayern wurden bis an das äußerſte Schwaben zurück gedrückt. Bei dem Dorf

Allersheim unweit Nördlingen hielten ſie endlich Stand, die Gränze von Bayern zu vertheidigen. Aber der ungeſtüme Muth des Herzogs von Enghien ließ ſich durch kein Hinderniß ſchrecken. Er führte ſeine Völker gegen die feindlichen Schanzen und eine große Schlacht geſchah, die der heldenmüthige Widerſtand der Bayern zu einer der hartnäckigſten und blutigſten machte, und endlich der Tod des vortrefflichen Mercy, Turenne's Beſonnenheit und die felſenfeſte Standhaftigkeit der Heſſen zum Vortheil der Alliirten entſchied. Aber auch dieſe zweite barbariſche Hinopferung von Menſchen hatte auf den Gang des Kriegs und der Friedensunterhandlungen wenig Einfluß. Das franzöſiſche Heer, durch dieſen blutigen Sieg entkräftet, verminderte ſich noch mehr durch den Abzug der Heſſen, und den Bayern führte Leopold kaiſerliche Hülfsvölker zu, daß Turenne aufs Eilfertigſte nach dem Rhein zurückfliehen mußte.

Der Rückzug der Franzoſen erlaubte dem Feind, ſeine ganze Macht jetzt nach Böhmen gegen die Schweden zu kehren. Guſtav Wrangel, kein unwürdiger Nachfolger Banners und Torſtenſohns, hatte im Jahr 1646 das Obercommando über die ſchwediſche Macht erhalten, die außer Königsmarks fliegendem Corps und den vielen im Reiche zerſtreuten Beſatzungen, ungefähr noch achttauſend Pferde und fünfzehntauſend Mann Fußvolk zählte. Nachdem der Erzherzog ſeine vierundzwanzigtauſend Mann ſtarke Macht durch zwölf bayeriſche Cavallerie- und achtzehn Infanterie-Regimenter verſtärkt hatte, ging er auf Wrangeln los und hoffte ihn, ehe Königsmark zu ihm ſtieße, oder die

Franzoſen eine Diverſion machten, mit ſeiner überlegenen Macht zu erdrücken. Aber dieſer erwartete ihn nicht, ſondern eilte durch Oberſachſen an die Weſer, wo er Höxter und Paderborn wegnahm. Von da wendete er ſich nach Heſſen, um ſich mit Turenne zu vereinigen, und zog in ſeinem Lager zu Wetzlar die fliegende Armee des Königsmark an ſich. Aber Turenne, gefeſſelt durch Mazarins Befehle, der dem Kriegsglück und dem immer wachſenden Uebermuth Schwedens gern eine Gränze geſetzt ſah, entſchuldigte ſich mit dem dringenden Bedürfniß, die niederländiſchen Gränzen des franzöſiſchen Reichs zu vertheidigen, weil die Holländer ihre verſprochene Diverſion in dieſem Jahre unterlaſſen hätten. Da aber Wrangel fortfuhr, auf ſeiner gerechten Forderung mit Nachdruck zu beſtehen, da eine längere Widerſetzlichkeit bei den Schweden Verdacht erwecken, ja ſie vielleicht gar zu einem Privatfrieden mit Oeſterreich geneigt machen konnte, ſo erhielt endlich Turenne die gewünſchte Erlaubniß, das ſchwediſche Heer zu verſtärken.

Die Vereinigung geſchah bei Gießen, und jetzt fühlte man ſich mächtig genug, dem Feinde die Stirn zu bieten. Er war den Schweden bis Heſſen nachgeeilt, wo er ihnen die Lebensmittel abſchneiden und die Vereinigung mit Turenne verhindern wollte. Beides mißlang, und die Kaiſerlichen ſahen ſich nun ſelbſt von dem Main abgeſchnitten und nach dem Verluſt ihrer Magazine dem größten Mangel ausgeſetzt. Wrangel benutzte ihre Schwäche, um eine Unternehmung auszuführen, die dem Kriege eine ganz andere Wendung geben ſollte. Auch er hatte die Maxime ſeines Vorgängers adoptirt,

den Krieg in die österreichischen Staaten zu spielen; aber von dem schlechten Fortgange der Torstensohnischen Unternehmung abgeschreckt, hoffte er denselben Zweck auf einem andern Wege sicherer und gründlicher zu erreichen. Er entschloß sich, dem Laufe der Donau zu folgen und mitten durch Bayern gegen die österreichischen Gränzen hereinzubrechen. Einen ähnlichen Plan hatte schon Gustav Adolph entworfen, aber nicht zur Ausführung bringen können, weil ihn die Wallensteinische Macht und Sachsens Gefahr von seiner Siegesbahn zu frühzeitig abriefen. In seine Fußstapfen war Herzog Bernhard getreten und, glücklicher als Gustav Adolph, hatte er schon zwischen der Iser und dem Inn seine siegreichen Fahnen ausgebreitet; aber auch ihn zwang die Menge und die Nähe der feindlichen Armeen, in seinem Heldenlaufe still zu stehen und seine Völker zurückzuführen. Was diesen Beiden mißlungen war, hoffte Wrangel jetzt um so mehr zu einem glücklichen Ende zu führen, da die kaiserlich-bayerischen Völker weit hinter ihm an der Lahn standen, und erst nach einem sehr weiten Marsch durch Franken und die Oberpfalz in Bayern eintreffen konnten. Eilfertig zog er sich an die Donau, schlug ein Corps in Bayern bei Donauwörth und passirte diesen Strom, so wie den Lech, ohne Widerstand. Aber durch die fruchtlose Belagerung von Augsburg verschaffte er den Kaiserlichen Zeit, sowohl diese Stadt zu entsetzen, als ihn selbst bis Lauingen zurückzutreiben. Nachdem sie sich aber aufs Neue, um den Krieg von den bayerischen Gränzen zu entfernen, gegen Schwaben gewendet hatten, ersah er die Gelegenheit, den unbesetzt gelassenen Lech zu

paſſiren, den er nunmehr den Kaiſerlichen ſelbſt verſperrte. Und jetzt lag Bayern offen und unvertheidigt vor ihm da; Franzoſen und Schweden überſchwemmten es wie eine reißende Flut, und der Soldat belohnte ſich durch die ſchrecklichſten Gewaltthaten, Räubereien und Erpreſſungen für die überſtandenen Gefahren. Die Ankunft der kaiſerlich-bayeriſchen Völker, welche endlich bei Thierhaupten den Uebergang über den Lechſtrom vollbrachten, vermehrte bloß das Elend des Landes, welches Freund und Feind ohne Unterſchied plünderten.

Jetzt endlich — jetzt in dieſem ganzen Kriege zum erſten Male, wankt der ſtandhafte Muth Maximilians, der acht und zwanzig Jahre lang bei den härteſten Proben unerſchüttert geblieben. Ferdinand der Zweite, ſein Geſpiele zu Ingolſtadt und der Freund ſeiner Jugend, war nicht mehr; mit dem Tode dieſes Freundes und Wohlthäters war eins der ſtärkſten Bande zerriſſen, die den Kurfürſten an Oeſterreichs Intereſſe gefeſſelt hatten. An den Vater hatte ihn Gewohnheit, Neigung und Dankbarkeit gekettet; der Sohn war ſeinem Herzen fremd, und nur das Staatsintereſſe konnte ihn in der Treue gegen dieſen Fürſten erhalten.

Und eben dieſes letztere war es, was die franzöſiſche Argliſt jetzt wirken ließ, um ihn von der öſterreichiſchen Allianz abzulocken und zu Niederlegung der Waffen zu bewegen. Nicht ohne eine große Abſicht hatte Mazarin ſeiner Eiferſucht gegen die wachſende Macht Schwedens Stillſchweigen auferlegt und den franzöſiſchen Völkern geſtattet, die Schweden nach Bayern zu begleiten. Bayern ſollte alle Schreckniſſe des Kriegs

erleiden, damit endlich Noth und Verzweiflung die Standhaftigkeit Maximilians beſiegten, und der Kaiſer den erſten und letzten ſeiner Alliirten verlöre. Brandenburg hatte unter ſeinem großen Regenten die Neutralität erwählt, Sachſen aus Noth ergreifen müſſen, den Spaniern unterſagte der franzöſiſche Krieg jeden Antheil an dem deutſchen; Dänemark hatte der Friede mit Schweden von der Kriegsbühne abgerufen, Polen ein langer Stillſtand entwaffnet. Gelang es auch noch, den Kurfürſten von Bayern von dem öſterreichiſchen Bündniß loszureißen, ſo hatte der Kaiſer im ganzen Deutſchland keinen Verfechter mehr, und ſchutzlos ſtand er da, der Willkür der Kronen preisgegeben.

Ferdinand der Dritte erkannte die Gefahr, worin er ſchwebte, und ließ kein Mittel unverſucht, ſie abzuwenden. Aber man hatte dem Kurfürſten von Bayern die nachtheilige Meinung beigebracht, daß nur die Spanier dem Frieden entgegen ſtänden, und daß bloß ſpaniſcher Einfluß den Kaiſer vermöge, ſich gegen den Stillſtand der Waffen zu erklären: Maximilian aber haßte die Spanier und hatte es ihnen nie vergeben, daß ſie ihm bei ſeiner Bewerbung um die pfälziſche Kur entgegen geweſen waren. Und dieſer feindſeligen Macht zu Gefallen ſollte er jetzt ſein Volk aufgeopfert, ſeine Lande verwüſtet, ſich ſelbſt zu Grunde gerichtet ſehen, da er ſich durch einen Stillſtand aus allen Bedrängniſſen reißen, ſeinem Volke die ſo nöthige Erholung verſchaffen und durch dieſes Mittel zugleich den allgemeinen Frieden vielleicht beſchleunigen konnte? Jede Bedenklichkeit verſchwand, und von der Nothwendigkeit dieſes Schrittes

überzeugt, glaubte er seinen Pflichten gegen den Kaiser genug zu thun, wenn er auch ihn der Wohlthat des Waffenstillstandes theilhaftig machte.

Zu Ulm versammelten sich die Deputirten der drei Kronen und Bayerns, um die Bedingungen des Stillstandes in Richtigkeit zu bringen. Aus der Instruction der österreichischen Abgesandten ergab sich aber bald, daß der Kaiser den Congreß nicht beschickt hatte, um die Abschließung desselben zu befördern, sondern vielmehr, um sie rückgängig zu machen. Es kam darauf an, die Schweden, die im Vortheile waren und von der Fortsetzung des Krieges mehr zu hoffen, als zu fürchten hatten, für den Stillstand zu gewinnen, nicht ihnen denselben durch harte Bedingungen zu erschweren. Sie waren ja die Sieger, und doch maßte der Kaiser sich an, ihnen Gesetze vorzuschreiben. Auch fehlte wenig, daß ihre Gesandten nicht im ersten Zorn den Congreß verließen, und um sie zurückzuhalten, mußten die Franzosen zu Drohungen ihre Zuflucht nehmen.

Nachdem es dem guten Willen des Kurfürsten von Bayern auf diese Weise mißlungen war, den Kaiser mit in den Stillstand einzuschließen, so hielt er sich nunmehr für berechtigt, für sich selbst zu sorgen. So theuer auch der Preis war, um welchen man ihn den Stillstand erkaufen ließ, so bedachte er sich doch nicht lange, denselben einzugehen. Er überließ den Schweden, ihre Quartiere in Franken und Schwaben auszubreiten, und war zufrieden, die seinigen auf Bayern und auf die pfälzischen Lande einzuschränken. Was er in Schwaben erobert hatte, mußte den Alliirten geräumt werden, die ihm ihrerseits, was sie von Bayern inne hatten,

wieder auslieferten. In den Stillstand war auch Köln und Hessen-Kassel eingeschlossen. Nach Abschließung dieses Tractats, am 14. März 1647, verließen die Franzosen und Schweden Bayern, und wählten sich, um sich selbst nicht im Wege zu stehen, verschiedene Quartiere, jene im Herzogthum Würtemberg, diese in Oberschwaben, in der Nähe des Bodensees. An dem äußersten nördlichen Ende dieses Sees und Schwabens südlichster Spitze trotzte die österreichische Stadt Bregenz durch ihren engen und steilen Paß jedem feindlichen Anfall, und aus der ganzen umliegenden Gegend hatte man seine Güter und Personen in diese natürliche Festung geflüchtet. Die reiche Beute, die der aufgehäufte Vorrath darin erwarten ließ, und der Vortheil, einen Paß gegen Tyrol, die Schweiz und Italien zu besitzen, reizte den schwedischen General, einen Angriff auf diese für unüberwindlich gehaltene Clause und die Stadt selbst zu versuchen. Beides gelang ihm, des Widerstands der Landleute ungeachtet, die, sechstausend an der Zahl, den Paß zu vertheidigen strebten. Unterdeß hatte sich Turenne, der getroffenen Uebereinkunft gemäß, nach dem Würtembergischen gewendet, von wo aus er den Landgrafen von Darmstadt und den Kurfürsten von Mainz durch die Gewalt seiner Waffen zwang, nach dem Beispiel Bayerns die Neutralität zu ergreifen.

Und jetzt endlich schien das große Ziel der französischen Staatskunst erreicht zu seyn, den Kaiser, alles Beistandes der Ligue und seiner protestantischen Alliirten beraubt, den vereinigten Waffen der beiden Kronen ohne Vertheidigung bloß zu stellen und ihm mit dem Schwert in der Hand den Frieden zu dictiren. Eine

Armee von höchſtens zwölftauſend Mann war Alles, was ihm von ſeiner Furchtbarkeit übrig war, und über dieſe mußte er, weil der Krieg alle ſeine fähigen Generale dahin gerafft hatte, einen Calviniſten, den heſſiſchen Ueberläufer Melander, zum Befehlshaber ſetzen. Aber wie dieſer Krieg mehrmals die überraſchendſten Glückswechſel aufſtellte, und oft durch einen plötzlichen Zwiſchenfall alle Berechnungen der Staatskunſt zu Schanden machte, ſo ſtrafte auch hier der Erfolg die Erwartung Lügen, und die tief geſunkene Macht Oeſterreichs arbeitete ſich nach einer kurzen Kriſe aufs Neue zu einer drohenden Ueberlegenheit empor. Frankreichs Eiferſucht gegen die Schweden erlaubte dieſer Krone nicht, den Kaiſer zu Grunde zu richten und die ſchwediſche Macht in Deutſchland dadurch zu einem Grade zu erheben, der für Frankreich ſelbſt zuletzt verderblich werden konnte. Oeſterreichs hülfloſe Lage wurde daher von dem franzöſiſchen Miniſter nicht benutzt, die Armee des Turenne von Wrangeln getrennt und an die niederländiſchen Gränzen gezogen. Zwar verſuchte Wrangel, nachdem er ſich von Schwaben nach Franken gewendet, Schweinfurt erobert und die dortige kaiſerliche Beſatzung unter ſeine Armee geſteckt hatte, für ſich ſelbſt in Böhmen einzudringen, und belagerte Eger, den Schlüſſel zu dieſem Königreich. Um dieſe Feſtung zu entſetzen, ließ der Kaiſer ſeine letzte Armee marſchiren und fand ſich in eigner Perſon bei derſelben ein. Aber ein weiter Umweg, den ſie nehmen mußte, um die Güter des Kriegsrathspräſidenten von Schlick nicht zu betreten, verzögerte ihren Marſch, und ehe ſie anlangte, war Eger ſchon verloren. Beide Armeen

näherten ſich jetzt einander, und man erwartete mehr als einmal eine entſcheidende Schlacht, da beide der Mangel drückte, die Kaiſerlichen die größere Zahl für ſich hatten, und beide Lager und Schlachtordnungen oft nur durch die aufgeworfenen Werke von einander geſchieden waren. Aber die Kaiſerlichen begnügten ſich, dem Feind zur Seite zu bleiben und ihn durch kleine Angriffe, Hunger und ſchlimme Märſche zu ermüden, bis die mit Bayern eröffneten Unterhandlungen das gewünſchte Ziel erreicht haben würden.

Bayerns Neutralität war eine Wunde, die der kaiſerliche Hof nicht verſchmerzen konnte, und nachdem man umſonſt verſucht hatte ſie zu hindern, ward beſchloſſen, den einzig möglichen Vortheil davon zu ziehen. Mehrere Officiere der bayeriſchen Armee waren über dieſen Schritt ihres Herrn entrüſtet, der ſie auf einmal in Unthätigkeit verſetzte und ihrem Hange zur Ungebundenheit eine läſtige Feſſel anlegte. Selbſt der tapfere Johann von Werth ſtand an der Spitze der Mißvergnügten, und, aufgemuntert von dem Kaiſer, entwarf er das Complot, die ganze Armee von dem Kurfürſten abtrünnig zu machen und dem Kaiſer zuzuführen. Ferdinand erröthete nicht, dieſe Verrätherei gegen den treueſten Alliirten ſeines Vaters heimlich in Schutz zu nehmen. Er ließ an die kurfürſtlichen Völker förmliche Abrufungsbriefe ergehen, worin er ſie erinnerte, daß ſie Reichstruppen ſeyen, die der Kurfürſt bloß in kaiſerlichem Namen befehligt habe. Zum Glück entdeckte Maximilian das angeſponnene Complot noch zeitig genug, um durch ſchnelle und zweckmäßige Anſtalten der Ausführung deſſelben zuvor zu kommen.

Der unwürdige Schritt des Kaiſers hatte ihn zu Repreſſalien berechtigt; aber Maximilian war ein zu grauer Staatsmann, um, wo die Klugheit allein ſprechen durfte, die Leidenſchaft zu hören. Er hatte von dem Waffenſtillſtand die Vortheile nicht geerntet, die er ſich darin verſprochen hatte. Weit entfernt, zu der Beſchleunigung des allgemeinen Friedens beizutragen, hatte dieſer einſeitige Stillſtand vielmehr den Negociationen zu Münſter und Osnabrück eine ſchädliche Wendung gegeben und die Alliirten in ihren Forderungen dreiſter gemacht. Die Franzoſen und Schweden waren aus Bayern entfernt worden; aber durch den Verluſt der Quartiere im ſchwäbiſchen Kreiſe ſah er ſich nun ſelbſt dahin gebracht, mit ſeinen Truppen ſein eigenes Land auszuſaugen, wenn er ſich nicht entſchließen wollte, ſie ganz und gar abzudanken, und in dieſer Zeit des Fauſtrechts unbeſonnen Schwert uud Schild wegzulegen. Ehe er eins dieſer beiden gewiſſen Uebel erwählte, entſchloß er ſich lieber zu einem dritten, das zum wenigſten noch ungewiß war, den Stillſtand aufzukündigen und aufs Neue zu den Waffen zu greifen.

Sein Entſchluß, und die ſchnelle Hülfe, die er dem Kaiſer nach Böhmen ſchickte, drohte den Schweden höchſt verderblich zu werden, und Wrangel mußte ſich aufs Eilfertigſte aus Böhmen zurückziehen. Er ging durch Thüringen nach Weſtphalen und Lüneburg, um die franzöſiſche Armee unter Turenne an ſich zu ziehen, und unter Melander und Gronsfeld folgte ihm die kaiſerlich-bayeriſche Armee bis an den Weſerſtrom. Sein Untergang war unvermeidlich, wenn der Feind ihn erreichte, ehe Turenne zu ihm ſtieß; aber was

den Kaiſer zuvor gerettet hatte, erhielt jetzt auch die Schweden. Mitten unter der Wuth des Kampfes leitete kalte Klugheit den Lauf des Krieges, und die Wachſamkeit der Höfe vermehrte ſich, je näher der Friede herbeirückte. Der Kurfürſt von Bayern durfte es nicht geſchehen laſſen, daß ſich das Uebergewicht der Macht ſo entſcheidend auf die Seite des Kaiſers neigte und durch dieſen plötzlichen Umſchwung der Dinge der Friede verzögert würde. So nahe an Abſchließung der Tractaten war jede einſeitige Glücksveränderung äußerſt wichtig, und die Aufhebung des Gleichgewichts unter den tractirenden Kronen konnte auf einmal das Werk vieler Jahre, die theure Frucht der ſchwierigſten Unterhandlungen zerſtören und die Ruhe des ganzen Europa verzögern. Wenn Frankreich ſeine Alliirte, die Krone Schweden, in heilſamen Feſſeln hielt, und ihr, nach Maßgabe ihrer Vortheile und Verluſte, ſeine Hülfe zuzählte, ſo übernahm der Kurfürſt von Bayern ſtillſchweigend dieſes Geſchäft bei ſeinem Alliirten, dem Kaiſer, und ſuchte durch eine weiſe Abwägung ſeines Beiſtandes Meiſter von Oeſterreichs Größe zu bleiben. Jetzt droht die Macht des Kaiſers auf einmal zu einer gefährlichen Höhe zu ſteigen, und Maximilian hält plötzlich inne, die ſchwediſche Armee zu verfolgen. Auch fürchtete er die Repreſſalien Frankreichs, welches ſchon gedroht hatte, die ganze Macht Turenne's gegen ihn zu ſenden, wenn er ſeinen Truppen erlauben würde, über die Weſer zu ſetzen.

Melander, durch die Bayern gehindert, Wrangeln weiter zu verfolgen, wendete ſich über Jena und Erfurt gegen Heſſen, und erſcheint jetzt als ein

furchtbarer Feind in demſelben Lande, das er ehemals vertheidigt hatte. Wenn es wirklich Rachbegierde gegen ſeine ehemalige Gebieterin war, was ihn antrieb, Heſſen zum Schauplatz ſeiner Verwüſtung zu wählen, ſo befriedigte er dieſe Luſt auf das Schrecklichſte. Heſſen blutete unter ſeiner Geißel und das Elend dieſes ſo hart mitgenommenen Landes wurde durch ihn aufs Aeußerſte getrieben. Aber bald hatte er Urſache zu bereuen, daß ihn bei der Wahl der Quartiere die Rachgier ſtatt der Klugheit geleitet hatte. In dem verarmten Heſſen drückte der äußerſte Mangel die Armee, während daß Wrangel in Lüneburg friſche Kräfte ſammelte und ſeine Regimenter beritten machte. Viel zu ſchwach, ſeine ſchlechten Quartiere zu behaupten, als der ſchwediſche General im Winter des 1648ſten Jahres den Feldzug eröffnete und gegen Heſſen anrückte, mußte er mit Schanden entweichen und an den Ufern der Donau ſeine Rettung ſuchen.

Frankreich hatte die Erwartungen der Schweden aufs Neue getäuſcht, und die Armee des Turenne, aller Aufforderungen Wrangels ungeachtet, am Rheinſtrom zurückgehalten. Der ſchwediſche Anführer hatte ſich dadurch gerächt, daß er die weimariſche Reiterei an ſich zog, die dem franzöſiſchen Dienſt entſagte, durch eben dieſen Schritt aber der Eiferſucht Frankreichs neue Nahrung gegeben. Endlich erhielt Turenne die Erlaubniß, zu den Schweden zu ſtoßen, und nun wurde von beiden vereinigten Armeen der letzte Feldzug in dieſem Kriege eröffnet. Sie trieben Melandern bis an die Donau vor ſich her, warfen Lebensmittel in Eger, das von den Kaiſerlichen belagert war, und

ſchlugen jenſeits der Donau das kaiſerlich-bayeriſche Heer, das bei Zusmarshauſen ſich ihnen entgegenſtellte. Melander erhielt in dieſer Action eine tödtliche Wunde, und der bayeriſche General von Gronsfeld poſtirte ſich mit der übrigen Armee jenſeits des Lechſtroms, um Bayern vor einem feindlichen Einbruche zu ſchützen.

Aber Gronsfeld war nicht glücklicher, als Tilly, der an eben dieſem Poſten für Bayerns Rettung ſein Leben hingeopfert hatte. Wrangel und Turenne wählten dieſelbe Stelle zum Uebergang, welche durch den Sieg Guſtav Adolphs bezeichnet war, und vollendeten ihn mit Hülfe deſſelben Vortheils, welcher jenen begünſtigt hatte. Jetzt wurde Bayern aufs Neue überſchwemmt, und der Bruch des Stillſtandes durch die grauſamſte Behandlung des bayeriſchen Unterthans geahndet. Maximilian verkroch ſich in Salzburg, indem die Schweden über die Iſer ſetzten und bis an den Inn vordrangen. Ein anhaltender ſtarker Regen, der dieſen nicht ſehr beträchtlichen Fluß in wenigen Tagen in einen reißenden Strom verwandelte, rettete Oeſterreich noch einmal aus der drohenden Gefahr. Zehnmal verſuchte der Feind, eine Schiffbrücke über den Inn zu ſchlagen, und zehnmal vernichtete ſie der Strom. Nie im ganzen Kriege war das Schrecken der Katholiſchen ſo groß geweſen als jetzt, da die Feinde mitten in Bayern ſtanden, und kein General mehr vorhanden war, den man einem Turenne, Wrangel und Königsmark gegenüber ſtellen durfte. Endlich erſchien der tapfere Held Piccolomini aus den Niederlanden, den ſchwachen Reſt der kaiſerlichen Heere anzuführen. Die Alliirten hatten durch ihre Verwüſtungen

in Bayern ſich ſelbſt den längern Aufenthalt in dieſem Lande erſchwert, und der Mangel nöthigte ſie, ihren Rückzug nach der Oberpfalz zu nehmen, wo die Friedenspoſt ihre Thätigkeit endigt.

Mit ſeinem fliegenden Corps hatte ſich Königsmark nach Böhmen gewendet, wo Ernſt Odowalsky, ein abgedankter Rittmeiſter, der im kaiſerlichen Dienſt zum Krüppel geſchoſſen und dann ohne Genugthuung verabſchiedet ward, ihm einen Plan angab, die kleine Seite von Prag zu überrumpeln. Königsmark vollführte ihn glücklich, und erwarb ſich dadurch den Ruhm, den dreißigjährigen Krieg durch die letzte glänzende Action beſchloſſen zu haben. Nicht mehr als Einen Todten koſtete den Schweden dieſer entſcheidende Streich, der endlich die Unentſchloſſenheit des Kaiſers beſiegte. Die Altſtadt aber, Prags größere Hälfte, die durch die Moldau davon getrennt war, ermüdete durch ihren lebhaften Widerſtand auch den Pfalzgrafen Karl Guſtav, den Thronfolger der Chriſtina, der mit friſchen Völkern aus Schweden angelangt war und die ganze ſchwediſche Macht aus Böhmen und Schleſien vor ihren Mauern verſammelte. Der eintretende Winter nöthigte endlich die Belagerer in die Winterquartiere, und in dieſen erreichte ſie die Botſchaft des zu Osnabrück und Münſter am vierundzwanzigſten October unterzeichneten Friedens.

Was für ein Rieſenwerk es war, dieſen unter dem Namen des weſtphäliſchen berühmten, unverletzlichen und heiligen Frieden zu ſchließen, welche unendlich ſcheinende Hinderniſſe zu bekämpfen, welche ſtreitende Intereſſen zu vereinigen waren, welche Reihe von Zufällen

zuſammen wirken mußte, dieſes mühſame, theure und dauernde Werk der Staatskunſt zu Stande zu bringen, was es koſtete, dieſe Unterhandlungen auch nur zu eröffnen, was es koſtete, die ſchon eröffneten unter den wechſelnden Spielen des immer fortgeſetzten Krieges im Gange zu erhalten, was es koſtete, dem wirklich vollendeten das Siegel aufzudrücken und den feierlich abgekündigten zur wirklichen Vollziehung zu bringen — was endlich der Inhalt dieſes Friedens war, was durch dreißigjährige Anſtrengungen und Leiden von jedem einzelnen Kämpfer gewonnen oder verloren worden iſt, und welchen Vortheil oder Nachtheil die europäiſche Geſellſchaft im Großen und im Ganzen dabei mag geerntet haben — muß einer andern Feder vorbehalten bleiben. So ein großes Ganze die Kriegsgeſchichte war, ſo ein großes und eigenes Ganze iſt auch die Geſchichte des weſtphäliſchen Friedens. Ein Abriß davon würde das intereſſanteſte und charaktervolleſte Werk der menſchlichen Weisheit und Leidenſchaft zum Skelette entſtellen, und ihr gerade dasjenige rauben, wodurch ſie die Aufmerkſamkeit desjenigen Publicums feſſeln könnte, für das ich ſchrieb, und von dem ich hier Abſchied nehme.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

3 2044 004 349 163

...ed to
th... date
stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

WIDENER
DEC 14 1991
FEB 10 1998
CANCELLED

SEP 6 '60 H

NOV 21 '64 H

WIDENER
CANCELLED
MAY 3 1988
APR 7 1988

189062

Digitized by Google